Sagenbuch

der

Bayerischen Lande.

Sagenbuch

der

Bayerischen Lande.

Aus dem Munde des Volkes, der Chronik und der Dichter herausgegeben

von

A. Schöppner.

Zweiter Band.

München, 1852.
Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung.

Vorwort.

Die mir bekannt gewordenen Anzeigen und Beurteilungen des Sagenbuches (Beil. z. Allg. Zeit. v. 3. Nov. 1851 Nr. 307; Corresp. v. u. f. Deutschland Nr. 282. 1851; N. Münchner Zeit. 1851 Nr. 239; Münchner Unterhaltungsblatt Nr. 48. v. 1851; Pfälzer Zeitung v. 8. Okt. 1851; W. Menzels Literaturblatt 1852 Nr. 11; Frankfurter Conversationsblatt Nr. 27 v. 31. Jan. 1852; Didaskalia 1852 Nr. 130; Kölnische Zeitung 1852 Nr. 4; Literaturblatt zu Westermayer's Volksfreund Sept. 1851; Augsb. Abendzeit Nr. 302 v. 29. Okt. 1851; Würzb. Stadt- u. Landbote Nr. 225 v. 20. Sept. 1851; Zarncke's Lit. Centralblatt 1852 Nr. 4; Augsb. Postz. 1851 Nr. 291; Hamburger Liter. u. Krit. Blätter 1852 Nr. 4; Neueste Nachr. 1851 Nr. 257; Bayr. Landbote 1851 Nr. 258; Bayr. Eilbote 1852 Nr. 25; Würzb. Abendblatt 1851 Nr. 237; Augsburger Anzeigblatt 1851 Nr. 279; Münchberger Wochenblatt 1851 Nr. 27; München. Tagblatt 1852 Nr. 10; Tagblatt der Stadt Nürnberg 1852 Nr. 8; Sion, Literaturblatt 1852 Nr. 12.) haben sich in der Mehrzahl anerkennend und ermunternd ausgesprochen; einige in redlicher und dankenswerther Absicht Mangelhaftes oder Irriges angedeutet; nur eine einzige Stimme hat ihrem schlecht verholenen Ingrimm über unerwartete Concurrenz Luft gemacht.

Ich werde zum Theil durch diese öffentlichen, zum Theil durch private Aeußerungen zu einigen Bemerkungen veranlaßt.

1) Die Anordnung hat mißfallen. Man wollte die Sagen jeder Provinz und jedes Ortes vereinigt sehen. Das war aber unmöglich bei einer Sammlung, welche voraussehen ließ, daß nach ihrem Beginne sofort neue Beiträge einlaufen würden. Kaum waren die ersten Hefte veröffentlicht, so kamen mir aus allen Theilen des Landes unverhoffte Mitteilungen zu. Dennoch wird dem Wunsche nach topographischer Vereinigung und Uebersicht der Sagen durch das versprochene Register vollkommen willfahret werden.

2) Eine Stimme (Zarncke) hat es bedenklich gefunden, „daß die mehr zufälligen als natürlichen Grenzen eines Staates wie Bayern" berücksichtigt worden. Gesetzt aber diese Grenzen wären nicht berücksichtigt worden, so entsteht die Frage, welche Schranken dann überhaupt geboten waren? Hätte doch der verehrte Recensent darüber Andeutungen gegeben. Derselbige Mann hat es auch mißfällig bemerkt, daß mythische und geschichtliche Sagen nebeneinander (wie bei Grimm u. A.), poetische neben chronikalischen stehen. Gerade diese Einrichtung bezeichnet ein anderer Beurteiler, Wolfgang Menzel, als einen Vorzug der Sammlung, wodurch sie zu einem angenehmen Lesebuch für das Volk geworden sei. Was man indessen von der Wahrheitsliebe unsers norddeutschelnden Recensenten zu halten habe, verräth die hämische Bemerkung: „Daß die Grenzen des bayerischen Staates innegehalten wurden, scheint theils im „bayerischen Patriotismus" zu liegen, der einem so angelegten Werke Absatz versprach, theils in der dem Herausgeber deshalb (!) von Oben herab gewährten Muße."

3) Wie aber auf einer Seite der Lesebuchscharakter, insbesondere der poetische Theil der Sammlung, beanstandet worden, so hat sich anderer Seits das Bestehen der Ansicht

erkennen lassen, welche die Sage nur als Beitrag zur Unterhaltungslectüre werth schätzt. Ich empfehle zur Berichtigung dieser Ansicht einen Blick in Jakob Grimm's deutsche Mythologie 2. Ausgabe, Göttingen 1844.

4) Mancherlei während des Druckes eingegangene Berichtigungen, Zusätze, Varianten werden füglicher am Schlusse der ganzen Sammlung, als am Schlusse der einzelnen Hefte oder Bände nachgetragen.

Die Namen der Mitteiler von Sagen waren im I. Bande unmittelbar vor den einzelnen Beiträgen verzeichnet. Da jedoch viele Sagen von schlichten Leuten aus dem Volke ohne Nennung ihrer Namen mitgetheilt wurden, so habe ich der Gleichmäßigkeit willen alle nicht poetisch behandelten oder nicht aus historischen Quellen, sondern aus mündlicher Ueberlieferung geschöpften Sagen mit dem einfachen Zusatze: mündlich, bezeichnet, wogegen ich Namen und Beiträge der mir bekannten Mitteiler nachstehend bekannt gebe. Ich verdanke solche Beiträge für den vorliegenden II. Band den Herren: Hans Weininger in Regensburg (Nr. 490, 491, 881); A. Böhaimb in Hüting bei Neuburg a. d. Donau (Nr. 492, 502, 849, 852, 882); J. B. Tafrathshofer in Regensburg (Nr. 497, 499, 546, 547, 550, 551); J. Klämpfl in Kirchweidach bei Burghausen (Nr. 516, 517, 529); Adalbert Müller in Regensburg (Nr. 563); Strauch in Neumarkt (Nr. 573); L. Zapf in Münchberg (Nr. 612, 621); K. Ulmer in Hersbruck (Nr. 625, 628—631); Zöllner in Aub (Nr. 657—659, 661, 662, 664); J. Ruttor in Würzburg (Nr. 666, 670, 671, 685—690, 692—708, 713—723, 726—735, 737, 746—751, 753, 767); J. B. Goßmann in München (Nr. 770—777); Blaul in Frankenthal (Nr. 795, 796, 798—800, 811—813, 815—825, 829); L. Mittermaier in Lauingen (Nr. 861, 862); F. Schmidt in Memmingen (Nr. 876, 877, 878, 879); J. Dellinger in Weßling (Nr. 886—906). Außerdem verdanke ich mannigfache Beiträge, Aufschlüsse, Anregungen und Ergänzungen den Herren F. Beck, Darenberger, J. Hub, F. v. Kobell, Th. Körner, A. Pangkofer, M. F. v. Perfall, F. Graf v. Pocci, L. Schandein, Th. Wiedemann in München; F. Aulenbach in Blieskastel; Chr. Böhmer in Kirchheimbolanden; A. v. Böhnen, J. Braun, K. Clesca, F. Heilmayr, Platzer in Neuburg; J. Ettinger in Nürnberg; M. Prager in Abensberg; F. Englert, Freiholz, Ph. Scherl, Ph. Will in Würzburg; Buchert in Bamberg; A. Kaufmann in Schloß Heubach; Ph. Zapf in Bernstein bei Wunsiedel; H. Zapf in Rumbach K. Dahn u. A.

Den Genannten erstatte ich hiemit öffentlichen Dank für ihre thätige Theilnahme an einem Werke, das nur durch Zusammenwirken der Wissenden zu Stande gebracht werden konnte. Ganz besondere Erwähnung bin ich noch der Mitwirkung des Herrn J. Ruttor schuldig, welcher seine ansehnliche Sammlung treu aus dem Volksmunde geschöpfter und einfach erzählter fränkischer Sagen auf die uneigennützigste Weise zur Verfügung stellte *).

Hiemit scheide ich von meinen verehrten Mitarbeitern und Lesern bis zur Vollendung des dritten und letzten Bandes der Sammlung, welcher sich bereits unter der Presse befindet.

München, im August 1852. **Der Herausgeber.**

---

*) Dem Vernehmen nach gedenkt derselbe mit nächstem eine Sammlung poetisch bearbeiteter Sagen Frankens zu veranstalten. Dasselbe sollen die Herren Schad und Kaufmann beabsichtigen. Möchte eine Zersplitterung der Kräfte verhütet werden!

Sagenbuch

der

Bayerischen Lande.

474.

Hohenschwangau.

J. Fr. v. Hormayr Taschenb. 1836. S. 184 ff.

Wem ist die Burg doch eigen, die nah am Lech sich hebt?
Wo sich die Marken scheiden? Ei wie so stolz sie strebt!
Auf Bayerns Boden fußt sie und blickt so frei hinein
In's schöne üpp'ge Schwabenland und in's Tyroler Gestein.

Das ist 'ne Burg der Ehren, ein rechter Lug'ins Land,
Da ward die Minneharfe gerührt von Kaiserhand,
Noch wehen die alten Lieder um's Schloß bei Mitternacht,
Und säuseln bis zum Untersberg: ob Stauf noch nicht erwacht?

Wo sich die Marken scheiden, da steht das alte Schloß;
Von dreien Heldenstämmen trug es gar manchen Sproß.
Dreiästig schlingt der Epheu sich um den Thurm dort hin;
Den Welfen und den Staufen, den Schyren gilt dies Grün.

Von den Julischen Alpen, wo Lech und Inn einander am nächsten sind, an dem Bodensee und hinauf an der Iller und Schussen, zeigt sich die Wiege, der Sitz, und die Gräber der Welfen. In dem Völkerbunde, der bald nach Etzels gähem Tode das linke Donauufer einnahm, abenteuerten die Schyren, Heruler, Rugier und Turcilingen mit Odoaker nach Italien und stießen den Knaben Augustulus vom Thron. Später zogen die Stämme der Heruler unter großen Unfällen wieder bis an die Ostsee hinauf. Es wurden die Schyren von den Gothen fast vertilgt und jene Geschlechter erhalten, die als die ersten und edelsten den Namen des Volkes selber trugen. Ethiko und Welf gehörten zu diesen Vordermännern der Schyren, Ethiko und Welf hießen nach Jahrhunderten noch die Helden dieses Stammes. Als das Reich der Merovinger verfaulte, und die Majordome, sich Macht erringend, die Alemannen, Thüringer,

Bajuvaren unterwarfen, saß Graf Welf zu Altorf bei Ravensburg im schwäbischen Allgäu, frei und herrlich auf freiem und herrlichem Erbe. Vom ersten in dunkler Sage schwebenden Welf werden insgemein zwölf, von den allemannischen Kammerboten Warin und Ruodhard und von Isembart, welchem die Sage zwölf Söhne auf einmal giebt, drei und zwei Geschlechtsfolgen gezählt. Lauter klingt dann Geschichte und Sage von Judith, der Tochter Welfs und Ludwigs des Frommen zweiter Gemahlin.

Ein Zweig jenes uralten Stammes der Schyren hatte sich frühzeitig abgesondert und an der Isar und Ilm erhalten. Arnulf, des Schyren Luitpold Enkel, baute die Burg, welche nach dem uralten Geschlechtsnamen Schyren (Scheyern) genannt ward.

Welfen und Schyren umgiebt ein unübertroffener Alterthumsglanz. Ueber beide erhob sich auf einmal ein drittes Haus, nicht auf Altersruhm, sondern auf persönliche Größe gegründet: die Hohenstaufen. An die Verbindungen und Entzweiungen der Welfen und Staufen knüpft sich ein Kranz der erhabensten germanischen Erinnerungen. Und eine stille, heitre Burg am Fuße der Alpen läßt all die großen Heldengeister im Spiegel der Geschichte und Sage an uns vorüberschweben. Welfen, Staufen und Schyren haben hier gehaust und gewaltet.

475.

Heinrich mit dem goldenen Wagen.

Von Karl Gödecke. — Annal. Saxo p. 660. Ludewig reliq. VIII., 150 u. A. bei Grimm d. S. II., 518. Falkenstein bayer. Gesch. II., 148. Zschokke I., 164.

1.

„Frei bin ich, was ich hab', ist mein,
Von Keinem trag ich Lehn,
Und Keiner soll den freien Mann
Den Nacken beugen seh'n.

Nicht um der Erde ganzes Gold
Laß ich den Schatz von mir.
Frei bleib', o Sohn, dem Vater treu,
Nur du gebiete dir!

Mich ruft der Kaiser nicht zum Krieg
Von diesem freien Grund,
Und wenn ich streite, schlag' ich mich
Für meine Freiheit wund.

Aufwiegt der Erde Gold mir nicht
Dies einz'ge große Gut,
Für meine Freiheit bin ich stark,
Verspritz' ich kühn mein Blut.

Und wenn ich sterbe, lieg' ich einst
Im stillen, freien Grab;
Die freien Eichen streu'n darauf
Ihr grünes Laub herab."

2.

„O Schmach! der Sohn hat sich entehrt!
Nicht ruhig kann ich's seh'n,
Er tauscht die Freiheit mit dem Joch,
Er wirbt um Kaiserlehn.

Mag Knecht er sein! Ich bleibe frei
Und suche mir das Grab,
Und wer mich liebt, der steigt mit mir
Zum dunkeln Berg hinab.

Da klafft der tiefe Bergesspalt
Vor unserm Fuß! Wohlan!
O zaudert nicht! o schaudert nicht!
Ich schreite kühn voran." —

So sprach der edle Eticho
Den zwölf Gefährten sein;
Mit Zürnen schritt er in den Berg,
Sie schritten hinterdrein.

Da schlug der Berg mit Krachen zu,
Verschlingend seinen Raub;
Der Boden schüttert; Eichen streu'n
Herab ihr grünes Laub.

3.

Der Kaiser sitzt im hohen Saal,
Das fromme Heldenbild;
Sein edles Angesicht voll Mut,
Sein Auge klar und mild.

Die schönste Judith, Eticho's,
Des Zorn'gen, Töchterlein,
Des frommen Ludwig Ehgemahl,
Führt ihren Bruder ein.

Sie führt ihn vor des Kaisers Thron,
Da neigt er sich und spricht:
„Nimm, Herr, den treusten Diener auf
In deine Lehenspflicht.

So viel mit gold'nem Wagen ich,
Dieweil du schlummerst, kann
Umfahren, gib zu Lehen mir,
Dem treusten Lehensmann."

Der Kaiser lacht und denkt dabei
Wohl ist er reich, doch nicht
So reich, daß er vollbringen kann,
Wovon er prunkend spricht.

Dann spricht er laut: „Wie du gesucht,
So mag es wohl gescheh'n,
Was du mit gold'nem Wagen umfährst
Gehöre dir zu Lehn."

4.

Der Kaiser schläft im hohen Saal
Zur heißen Mittagszeit;
Der edle Heinrich fährt indeß
Durch Oberbayern weit.

Beflügelnd seinen Wagen zieh'n
Die Rosse mit feurigem Mut;
Ein kleiner Wagen von eitlem Gold
In seinem Schooße ruht.

Und wenn der Renner Kraft erlahmt,
Sind and're frisch zur Hand;
Sie führen den edlen Heinrich weit
Durch's schöne Oberland.

Sie führen ihn im Flug vom Lech,
Bis wo die Amper fließt,
Bis wo die Ilm den frischen Quell
In's blüh'nde Thal ergießt.

Da stieg zuletzt ein steiler Berg
Kahl, sonnenheiß empor,
Daß Heinrich, ihn beschauend, fast
Den frischen Mut verlor.

Da spannt er rasch ein Mutterpferd
Dem leichten Wagen vor,
Er schwingt die Geißel, treibt das Roß
Vom Thal zum Berg empor.

Vergebens! wie die Mähre sich
Mit allen Kräften müht,
Der Wagen rollt zurück in's Thal;
Die Sonne drückender glüht.

„Nun soll in Ravensburg kein Herr,
Als nur in höchster Noth,
Ein Mutterpferd gebrauchen je,
Sonst treff' ihn jäher Tod!"

Der Edle lenkt im Zorn zurück
Den Wagen zum Palast:
Wo Kaiser Ludwig grad' erwacht
Von sanfter Mittagsrast.

Der ruft dem Schwäher lachend zu:
„O weh! verrathen ist,
Wer solchem Schalke sich vertraut
Und seiner argen List.

Behalte, was du hier gewannst
Mit deinem list'gen Brauch;
Und was ein Mann versprochen hat,
Erfüllt und hält er auch."

476.

Heinrich mit dem goldenen Pfluge.

Grimm d. S. II., 239 nach Reineccii expositiones geminae de Welforum prosapia. Francof. 1851 p. 22.

Eticho der Welf liebte die Freiheit dergestalt, daß er Heinrich, seinem Sohne, heftig abrieth, er möchte kein Land vom Kaiser zu Lehen tragen. Heinrich aber, durch Zuthun seiner Schwester Judith, die Ludwig dem Frommen die Hand gegeben hatte, that sich in des Kaisers Schutz und Dienst, und erwarb von ihm die Zusage: daß ihm so viel Landes geschenkt sein solle, als er mit seinem Pfluge zur Mittagszeit umgehen könne. Heinrich ließ darauf einen goldenen Pflug schmieden, den er unter seinem Kleide barg; und zur Mittagszeit, da der Kaiser Schlaf hielt, fing er an, das Land zu umziehen. Er hatte auch an verschiedenen Orten

Der Lust, der Liebe Lieder schweigen,
Er glüht von edlerem Gelüst;
Er will der Väter Thron besteigen —
Und wandelt auf das Blutgerüst.

Was willst du mit der Blumen Kranze,
Du grünes, seebespültes Land?
Was willst du, Luft, mit blauem Glanze?
Was willst du, leerer Kahn, am Strand?

Ihr schmücket euch zu seiner Wonne,
Hin ist er ohne Wiederkehr!
Wirf einen Schleier um, o Sonne!
Der letzte Staufen ist nicht mehr.

480.

Luthers Ritt nach Hohenschwangau.

v. Hormayr, goldene Chronik von Hohenschwangau S. 178.

Als Luther mit Langenmantel zur Nachtszeit Augsburg verlassen, ritten sie acht große Meilen weit in Einem fort, das Lechfeld hinauf dem blauen Hochgebirg zu. Eine kurze Weile, so weiß alte Volkssage, sollen die Leibwächter des päpstlichen Legaten den Flüchtling verfolgt haben, aber ihm schon ganz nahe, erschreckt umgekehrt sein, da sie Luther und den Langenmantel auf gluthschnaubenden und die dunkle Oktobernacht erhellenden Feuerrossen mit Windeseile vor sich herbrausen sahen. Die erste Rast soll der Langenmantel dem Luther erst auf Hohenschwangau bei dem ihm günstigen Freybergen und Schwangauern vergönnt, ihn aber gleich wieder von dort auf des Freybergs Hauptschloß Hohenaschau weiter geführt haben.

481.

Schatz auf Hohenschwangau.

Fr. Panzer S. 28.

In den Tiefen der alten Burg Hohenschwangau liegt ein Schatz verborgen, welcher zuweilen aufwärts steigt: dann zeigt sich auf dem Platze der Regenbogen. Oft steht die Burg im glänzenden Sonnenlichte, dann sagt man: der Schatz sonnt sich.

482.

Bruder Johann von Kempten.

Arnpekh chron. l. V. c. 47. Oefele rer. boic. script. II., 342. Hormayr goldne Chronik S. 113.

Zu den Zeiten Kaiser Ludwigs des Bayern lebte im Kloster Stamms der Bruder Johann von Kempten, welchen seine Zeitgenossen als einen Mann von großer Heiligkeit und Auferbauung schildern, dem auch die Gabe der Weissagung verliehen war. Es geschah am 11. September des Jahres 1347, daß derselbige Bruder im Kloster Stamms andächtig die heilige Messe las. Als er nun kam zu den Worten der Wandlung, schwieg er plötzlich ein klein wenig still, darnach sprach er zu deutsch dreimal die nachfolgenden Worte: „O wie weh dir ist und wird doch schier wol besser!“ Nach diesen Worten fuhr er fort, die heilige Handlung zu vollbringen. Als er darauf wollte genießen das hochwürdige Sakrament, verzog er abermals einige Zeit und schwieg still. Alsdann sprach er wie vorher zu deutsch dreimal die Worte: „O wie weh dir ist und wird doch schier wol besser!“ Das Alles vernahm der Altardiener und als die Messe vollendet war, fragte er demüthiglich den Priester, was er doch mit den deutschen Worten in dem Amt der heiligen Messe gemeint oder angezeigt habe? worauf der fromme Vater antwortete, wie der Kaiser Ludwig gestorben und in der Meß fürkommen sei in großer Pein, aber doch schier daraus erlöst werde. Am Abende vorher war Ludwig der Bayer bei Fürstenfeld todt vom Pferde gesunken.

483.

Heinrich von Kempten.

Das Gedicht: Otto mit dem Barte, herausgeg. v. K. Hahn, Quedlinburg 1838. Die ältere Lit. bei Grimm d. S. II., 156. Dazu: Lehmann Speyr. Chron. S. 343; Eos 1825 S. 767. Bat. Mag. München 1841 S. 284 und oft. — Gedichte von Simrock, Ferrand, Lebret, J. Sendtner u. A.

Kaiser Otto der Große wurde in allen Landen gefürchtet, er war strenge und ohne Milde, trug einen schönen, rothen Bart; was er bei diesem Barte schwur, machte er wahr und unabänderlich. Nun geschahe

es, daß er zu Babenberg (Bamberg) eine prächtige Hofhaltung hielt, zu welcher geistliche und weltliche Fürsten des Reiches in großer Zahl kommen mußten. Ostermorgens zog der Kaiser mit allen diesen Fürsten in das Münster, um die feierliche Messe zu hören, unterdessen in der Burg zu dem Gastmahl die Tische bereitet wurden; man legte Brod und setzte schöne Trinkgefäße darauf. An des Kaisers Hofe diente aber dazumal auch ein edler und wonnesamer Knabe, sein Vater war Herzog in Schwaben, und hatte nur diesen einzigen Erben. Dieser schöne Jüngling kam von ungefähr vor die Tische gegangen, griff nach einem linden Brod mit seinen zarten, weißen Händen, nahm es auf und wollte essen, wie alle Kinder sind, die gerne in hübsche Sachen beißen, wonach ihnen der Wille steht. Wie er nun ein Theil des weißen Brodes abbrach, ging da mit seinem Stabe des Kaisers Truchseß, welcher die Aufsicht über die Tafel haben sollte; der schlug zornig den Knaben auf's Haupt, so hart und ungefüge, daß ihm Haar und Haupt blutig ward. Das Kind fiel nieder und weinte heiße Thränen, daß es der Truchseß gewagt hätte, es zu schlagen. Das ersah ein auserwählter Held, genannt Heinrich von Kempten, der war mit dem Kinde aus Schwaben gekommen und dessen Zuchtmeister; heftig verdroß es ihn, daß man das zarte Kind so unbarmherzig geschlagen hatte, und fuhr den Truchsessen, seiner Unzucht wegen, mit harten Worten an. Der Truchseß sagte, daß er kraft seines Amtes allen ungefügen Schälken am Hofe mit seinem Stabe wehren dürfe. Da nahm Herr Heinrich einen großen Knüttel, und spaltete des Truchsessen Schädel, daß er wie ein Ei zerbrach, und der Mann todt zu Boden sank.

Unterdessen hatten die Herren Gott gedient und gesungen, und kehrten zurück; da sah der Kaiser den blutigen Estrich, fragte und vernahm, was sich zugetragen hatte. Heinrich von Kempten wurde auf der Stelle vorgefordert, und Otto, vom tobenden Zorn entbrannt, rief: „daß mein Truchseß hier erschlagen liegt, schwöre ich an euch zu rächen, sam mir mein Bart!“ Als Heinrich von Kempten diesen theuren Eid ausgesprochen hörte, und sah, daß es sein Leben galt, faßte er sich, sprang schnell auf den Kaiser los, und begriff ihn bei dem langen, rothen Barte. Damit schwang er ihn plötzlich auf die Tafel, daß die kaiserliche Krone von Otto's Haupte in den Saal fiel, und zuckte — als die Fürsten, den Kaiser von diesem wüthenden Menschen zu befreien, herzusprangen — sein Messer, indem er laut ausrief: „keiner rühre mich an, oder der Kaiser liegt todt hier!“ Alle traten hinter sich, Otto mit großer Noth winkte es ihnen zu;

der unverzagte Heinrich aber sprach: „Kaiser, wollt ihr das Leben haben, so thut mir Sicherheit, daß ich genese." Der Kaiser, der das Messer an seiner Kehle stehen sah, bot alsbald die Finger in die Höhe, und gelobte dem edlen Ritter bei kaiserlichen Ehren, daß ihm das Leben geschenkt sein solle. —

Heinrich, sobald er diese Gewißheit hatte, ließ er den rothen Bart aus seiner Hand und den Kaiser aufstehen. Dieser setzte sich aber ungezögert auf den königlichen Stuhl, strich sich den Bart, und redete in diesen Worten: „Ritter, Leib und Leben hab ich euch zugesagt, damit fahrt euer Wege; hütet euch aber vor meinen Augen, daß sie euch nimmer wieder sehen, und raumet mir Hof und Land! ihr seid mir zu schwer zum Hofgesind, und mein Bart müsse immerdar euer Scheermesser meiden!" Da nahm Heinrich von allen Rittern und Bekannten Urlaub, und zog gen Schwaben auf sein Land und Feld, das er vom Stifte zu Lehen trug, lebte einsam und in Ehren.

Danach über zehn Jahre begab es sich, daß Kaiser Otto einen schweren Krieg führte jenseits des Gebirges, und vor einer festen Stadt lag. Da wurde er nothhaft an Leuten und Mannen, und sandte heraus nach deutschen Landen: wer ein Leh'n von dem Reiche trage, soll ihm schnell zu Hülfe eilen, bei Verlust des Lehens und seines Dienstes. Nun kam auch ein Bote zu dem Abt nach Kempten, ihn auf die Fahrt zu mahnen. Der Abt besandte wiederum seine Dienstleute, und forderte Herrn Heinrich, als dessen er vor allen bedürftig war. „Ach edler Herr, was wollt ihr thun — antwortete der Ritter — ihr wißt doch, daß ich des Kaisers Huld verwirkt habe; lieber geb' ich euch meine zwei Söhne hin, und lass' sie mit euch ziehen." „Ihr aber seid mir nöthiger als sie beide zusammen — sprach der Abt — ich darf euch nicht von diesem Zug entbinden, oder ich leihe euer Land andern, die es besser zu verdienen wissen!" „Traun — antwortete der edle Ritter — ist dem so, daß Land und Ehre auf dem Spiele stehen, so will ich euer Gebot leisten, es komme was da wolle, und des Kaisers Drohung möge über mich ergeh'n."

Hiermit rüstete sich Heinrich zu dem Heerzug, und kam bald nach Wälschland zu der Stadt, wo die Deutschen lagen; jedoch barg er sich vor des Kaisers Antlitz und floh ihn. Sein Zelt ließ er ein wenig seitwärts vom Heere schlagen. Eines Tages lag er da und badete in einem Zuber, und konnte aus dem Bad in die Gegend schauen. Da sah er einen Haufen Bürger aus der belagerten Stadt kommen, und den Kaiser

Pferde bereit stehen, wenn sie ermüdeten, gleich umzuwechseln. Endlich, wie er eben einen Berg überreiten wollte, kam er an ein böses Mutterpferd, das gar nicht zu bezwingen war, so daß er es nicht besteigen konnte. Daher der Berg davon Mährenberg heißt, bis auf den heutigen Tag; und die Ravensburger Herren das Recht behaupten, daß sie nicht genöthiget werden können, Stuten zu besteigen. Mittlerweile war der Kaiser aufgewacht, und Heinrich mußte einhalten. Er ging mit seinem Pfluge an Hof, und erinnerte Ludwig an das gegebene Wort. Dieser hielt es auch; wiewohl es ihm leid that, daß er so belistet, und um ein großes Land gebracht worden. Seitdem führte Heinrich den Namen eines Herrn von Ravensburg; denn Ravensburg lag mit im umpflügten Gebiet: da seine Vorfahren bloß Herren von Altorf geheißen hatten.

Als aber Eticho hörte, daß sich sein Sohn hatte belehnen lassen, machte er sich traurig auf aus Bayern, zog mit zwölfen seiner treuesten Diener auf das Gebirg, ließ alle Zugänge sperren, und blieb da bis an sein Lebensende. Späterhin ließ einer seiner Nachfahren, um Gewißheit dieser Sage zu erlangen, die Gräber auf dem Gebirg suchen und die Todtenbeine ausgraben. Da er nun die Wahrheit völlig daran erkannt hatte, ließ er an dem Ort eine Kapelle bauen, und sie da zusammen bestatten.

477.

Ursprung der Welfen.

Crusius Schwäb. Chronik. I., 286. Brusch chronol. p. 509. Bucelin. Germ. stemmatogr. II., 363. Falkenstein antiqq. Nordg. III., 60. Ertl relatt. p. 261. Hueber Unsterbl. Gedächtniß rc. Ingolstadt 1670 S. 204. Grimm d. S. II., 233. Schmeller bayer. Wörterbuch IV., 66. A. Schott in Allgem. Zeitschrift f. Gesch. von W. A. Schmidt 1846. II., 320. M. v. Freyberg Neue Beiträge zur vaterl. Gesch. I., 42.

Warin war ein Graf zu Altorf und Ravensburg in Schwaben, sein Sohn hieß Isenbart und Irmentrut dessen Gemahlin. Es geschah, daß ein armes Weib unweit Altorf drei Kindlein auf einmal zur Welt brachte; als das Irmentrut die Gräfin hörte, rief sie aus: „Es ist unmöglich, daß dies Weib drei Kinder von einem Mann haben könne, ohne Ehebruch." Dieses redete sie öffentlich vor Graf Isenbart ihrem Herrn und allem Hofgesinde. „Und diese Ehebrecherin verdiene nichts anders, als in einen Sack gesteckt und ertränkt zu werden."

Das nächste Jahr wurde die Gräfin selbst schwanger, und gebar, als der Graf eben ausgezogen war, zwölf Kindlein, eitel Knaben. Zitternd und zagend, daß man sie nun gewiß, ihren eigenen Reden nach, Ehebruchs zeihen würde, befahl sie der Kellnerin, die andern elfe (denn das zwölfte behielt sie) in den nächsten Bach zu tragen, und zu ersäufen. Indem nun die Alte diese elf unschuldigen Knäblein in ein großes Becken gefaßt, in den vorbeifließenden Bach, die Scherz genannt, tragen wollte: schickte es Gott, daß der Isenbart selber heim kam, und die Alte frug, was sie da trüge? Welche antwortete: es wären Welfe oder junge Hündlein. Laß schauen — sprach der Graf — ob mir einige zur Zucht gefallen, die ich zu meiner Nothdurft hernach gebrauchen will. Ei, ihr habt Hunde genug — sagte die Alte und weigerte sich — ihr möchtet ein Grauen nehmen, sähet ihr einen solchen Wust und Unlust von Hunden. Allein der Graf ließ nicht ab, und zwang sie hart, die Kinder zu blößen und zu zeigen. Da er nun die elf Kindlein erblickte, wiewohl klein, doch von adlicher, schöner Gestalt und Art, fragte er heftig und geschwind: weß die Kinder wären. Und als die alte Frau bekannte, und ihn des ganzen Handels verständigte, „wie daß nämlich die Kindlein seinem Gemahl zustünden, auch aus was Ursach sie hätten umgebracht werden sollen," befahl der Graf, diese Welfen einem reichen Müller der Gegend zu bringen, welcher sie aufziehen sollte; und gebot der Alten ernstlich, daß sie wiederum zu ihrer Frau ohne Furcht und Scheu gehen, und nichts anders sagen sollte, als: ihr Befehl sei ausgerichtet und vollzogen worden.

Sechs Jahre hernach ließ der Graf die elf Knaben, adlich geputzt und geziert in sein Schloß, da itzo das Kloster Weingarten stehet, bringen, lud seine Freundschaft zu Gast, und machte sich fröhlich. Wie das Mahl schier vollendet war, hieß er aber die elf Kinder, alle roth gekleidet, einführen; und alle waren dem zwölften, das die Gräfin behalten hatte, an Farbe, Gliedern, Gestalt und Größe so gleich, daß man eigentlich sehen konnte, wie sie von einem Vater gezeugt, und unter einer Mutter Herzen gelegen wären.

Unterdessen stand der Graf auf, und frug feierlich seine gesammte Freundschaft: was doch ein Weib, die so herrlicher Knaben elfe umbringen wollen, für einen Tod verschulde? Machtlos und ohnmächtig sank die Gräfin bei diesen Worten hin; denn das Herz sagte ihr, daß ihr Fleisch und Blut zugegen waren; als sie wieder zu sich gebracht worden, fiel sie dem Grafen mit Weinen zu Füßen und flehte jämmerlich um Gnade.

Da nun alle Freunde Bitten für sie einlegten, so verzieh der Graf ihrer Einfalt und kindlichen Unschuld, aus der sie das Verbrechen begangen hatte. Gottlob, daß die Kinder am Leben sind.

Zum ewigen Gedächtniß der wunderbaren Geschichte begehrte und verordnete in seiner Freunde Gegenwart der Graf: daß seine Nachkommen sich fürder nicht mehr Grafen zu Altorf, sondern Welfen, und sein Stamm der Welfen Stamm heißen sollte. — Andere berichten des Namens Entstehung auf folgende verschiedene Art:

Der Vorfahre dieses Geschlechtes habe sich an des Kaisers Hof aufgehalten, als er von seiner eines Sohns entbundenen Gemahlin zurückgerufen wurde. Der Kaiser sagte scherzweise: was eilst du um eines Welfen willen, der dir geboren ist? Der Ritter antwortete: weil nun der Kaiser dem Kind den Namen gegeben, solle das gelten; und bat ihn, es zur Taufe zu halten, welches geschah.

478.

Der Schwanenritter.

Die vielverbreitete Sage, — deren Literatur Grimm d. S. II., 291 u. 305 — auch hier im Munde des Volkes.

Es war einmal eine fürstliche Jungfrau von hohem Gemüth und reinen Sitten, die stand eines Tages auf der Zinne der Burg und schaute weit in das Land hinaus. Da kam ein schneeweißer schöner Schwan auf dem See daher gezogen, der zog einen goldenen Nachen, darin ein wunderschöner, schlafender Jüngling saß. Als nun derselbe an's Land gestiegen war, grüßte er die holde Prinzessin mit freundlichen Worten, also daß sie ihn liebgewann und bat, er sollte sie schirmen gegen ihre Feinde. Sie hatte nämlich einen bösen Oheim, der klagte sie vor dem Kaiser unehrbaren Wandels an und behauptete, ihr Land sei an ihn verfallen. Der Kaiser aber befahl, daß ein Gotteskampf zwischen beiden entscheiden sollte. Zu dieser Zeit kam der Ritter mit dem Schwane gezogen, bot sich der schönen Fürstin zum Kämpfer an und erschlug den habgierigen Oheim im Zweikampf. Darauf wählte die holdselige Frau den Schwanenritter zu ihrem Herrn und Gemahl. Nur Eines erbat er sich von ihr: sie sollte ihn niemals fragen, wer und woher er gekommen sei, sonst sei

die Stunde ihres Glückes abgelaufen. Aber was die Frauen nicht wissen sollen, das quält sie am Meisten, und so konnte es die Fürstin nicht über sich bringen, eines Tages ihren Gemahl um seine Abkunft zu befragen. Bei diesen Worten verließ der Ritter die Frau und eilte dem See zu, wo der Schwan schon wieder bereit war und ihn im goldenen Nachen davontrug. Von dieser Zeit ist er nie wieder gesehen worden.

479.

Konradin.

Von Gustav Schwab.

Kaum ist der Frühling im Erwachen,
Es blüht der See, mit Strauch und Baum,
Es blüht ein Jüngling dort im Nachen,
Er wiegt sich in der Wellen Schaum.

Wie eine Rosenknospe hüllet
Ein junges Purpurkleid ihn ein,
Und unter einer Krone quillet
Sein Haar von güldenerem Schein.

Es irret auf den blauen Wellen
Sein sinnend Auge, wellenblau;
Der Leier, die er schlägt, entschwellen
Gesänge von der schönsten Frau.

Des ersten Donners Stimmen hallen,
In Süden blitzt es blutig roth;
Er läßt sein Lied nur lauter schallen,
Ihn kümmert nichts als Liebesnoth.

Und wenn er Minne sich errungen,
So holt er sich dazu den Ruhm,
Und herrscht, vom Lorbeerkranz umschlungen,
In seiner Väter Eigenthum.

Kind! wie du stehst im schwanken Kahne,
So rufet dich ein schwanker Thron;
Vertrau dem Schatten nicht, dem Ahne,
Verlassner, armer Königssohn!

Du bist so stolz und unerschrocken,
Du sinkest, eh du es geglaubt,
Es sitzt die Kron' auf deinen Locken,
Als träumte nur davon dein Haupt! —

Er höret keine Warnungsstimme,
Schwimmt singend auf dem Abgrund hin,
Was weiß er von des Sturmes Grimme?
Nach Lieb' und Leben steht sein Sinn.

So gieb ihm Leben, gieb ihm Liebe,
Du wonnevolles Schwabenland,
Verdopple deine Blüthentriebe,
Knüpf' ihm der Minne sel'ges Band!

Es hat zu leben kurz der Knabe,
Hauch' ihm entgegen Lebensluft,
Durchwürze jede kleine Gabe
Mit ew'ger Jugend Blüthenduft!

Mach ihm den Augenblick zu Jahren,
Den er an diesen Ufern lebt,
Daß er mit ungebleichten Haaren
An Freude satt gen Himmel schwebt!

Was ist's? Er läßt die Leier fallen,
Er springt an's Ufer, greift zum Schwert,
O seht ihn über Alpen wallen
Mit treuen Männern hoch zu Pferd!

dagegen reiten zu einem Gespräch, das zwischen beiden Theilen verabredet worden war. Die treulosen Bürger hatten aber diese List ersonnen; denn als der Kaiser ohne Waffen und arglos zu ihnen ritt, hielten sie gerüstete Mannschaft im Hinterhalte, und überfielen den Herrn mit frechen Händen, daß sie ihn fingen und schlügen. Als Herr Heinrich diesen Treubruch und Mord geschehen sah, ließ er Baden und Waschen, sprang aus dem Zuber, nahm den Schild mit der einen und sein Schwert mit der andern Hand, und lief bloß und nackend nach dem Gemenge zu. Kühn schlug er unter die Feinde, tödtete und verwundete eine große Menge, und machte sie alle flüchtig. Darauf lösste er den Kaiser seiner Bande, und lief schnell zurück, legte sich in den Zuber, und badete nach wie vor. Otto, als er zu seinem Heere wieder gelangte, wollte erkundigen, wer sein unbekannter Retter gewesen wäre; zornig saß er im Zelt auf seinem Stuhl und sprach: ich war verrathen, wo mir nicht zwei ritterliche Hände geholfen hätten; wer aber den nackten Mann erkennt, führe ihn vor mich her, daß er reichen Lohn und meine Huld empfange; kein kühnerer Held hier lebt noch anderswo.

Nun wußten wohl einige, daß es Heinrich von Kempten gewesen war, doch fürchteten sie den Namen dessen auszusprechen, dem der Kaiser den Tod geschworen hatte. Mit dem Ritter — antworteten sie — steht es so, daß schwere Ungnade auf ihm lastet; möchte er deine Huld wieder gewinnen, so ließen wir ihn vor dir sehen. Da nun der Kaiser sprach: und wenn er ihm gleich seinen Vater erschlagen hätte, solle ihm vergeben sein, nannten sie ihm Heinrich von Kempten. Otto befahl, daß er alsobald herbeigebracht würde; er wollte ihn aber erschrecken und übel empfahen.

Als Heinrich von Kempten hereingeführt war, geberdete der Kaiser sich zornig und sprach: wie getrauet ihr, mir unter die Augen zu treten? ihr wißt doch wohl, warum ich euer Feind bin, der ihr meinen Bart gerauft, und ohne Scheermesser geschoren habt, daß er noch ohne Locke steht. Welch hoffärtiger Uebermuth hat euch jetzt daher geführt? Gnade, Herr, — sprach der kühne Degen — ich kam gezwungen hieher, und mein Fürst, der hier steht, gebot es bei seinen Hulden. Gott sei mein Zeuge, wie ungern ich diese Fahrt gethan; aber meinen Dienstein mußte ich lösen; wer mir das übel nimmt, dem lohne ich so, daß er sein letztes Wort gesprochen hat. Dann begann Otto zu lachen: „Seid mir tausendmal willkommen, ihr auserwählter Held! mein Leben habt ihr gerettet, das mußte ich ohne eure Hülfe verloren haben, seliger Mann.“ So sprang er auf,

küßte ihm Augen und Wangen. Ihr zweier Feindschaft war dahin, und eine lautere Sühne gemachet; der hochgeborne Kaiser lieh und gab ihm großen Reichthum, und brachte ihn zu Ehren, deren man noch gedenket.

484.

Heinrich von Kempten *).

Von Karl Simrock.

Der erste der Ottonen
War ein gestrenger Mann.
Der Keinen pflag zu schonen,
Dem er in Zorn entbrann.
Hat er ihm Tod geschworen
Bei seinem rothen Bart,
So war der Mann verloren,
Sein Blut ward nicht gespart.

Ich hab euch von dem Kaiser
Ein andermal erzählt,
Wie Gott zum Unterweiser
Den Kaufmann ihm erwählt,
Deß Güt' ihn übergütet
Aus lauterm Herzensborn.
Nun hört, wie ihn behütet
Ein Ritter hat vor Zorn.

In Bamberg auf dem Schlosse
Der werthe Kaiser lag,
Manch fürstlicher Genosse
Mit ihm am Ostertag.
Das erste Fest der Wonne
Beging er hochgemuth
Daselbst die liebe Sonne
Drei Freudensprünge thut.

Im Münster ward gesungen
Ihm und der Fürsten viel,
Zur Andacht war erklungen
Orgel und Saitenspiel.
Derweil im Kaisersaale
Stand Tisch an Tisch gereiht,
Zum wonniglichen Mahle
Schon Salz und Brod bereit.

Auch sah man Trinkgefäße
Rothgolden aufgestellt,
Daß bald der Kaiser säße
Davor und mancher Held.
Die Pfannen in der Küche,
Sie brieten all im Saus
Und köstliche Gerüche
Durchwirbelten das Haus.

Da kam der edeln Knaben
Neugierig einer her,
Sein Vater war von Schwaben
Ein Herzog hoch und hehr.
Da blühte seinem Erben
So zart das Angesicht,
Ein Rosenstrauch im Scherben
Treibt zartre Blüthen nicht.

*) Bei Simrock: „Otto mit dem Barte.“

Von Tische ging zu Tische
Der feine Knabe jung,
Er sah nicht Fleisch noch Fische,
Doch mürbes Brod genung.
Nach einem Weck zu tasten
Begann das gute Kind,
Wie immer langem Fasten
Die Kleinen abhold sind.

Die Semmel brach der Knabe
In weißer Hand entzwei.
Da kam mit seinem Stabe
Der Truchseß auch herbei:
Als der den Junker essen
Sah seines Herren Brod,
Ihm schien die That vermessen
Und seiner Tischzucht Noth.

Um Kleines sich ereifern
Mißziemt dem jungen Mann:
Wie häßlich steht dem reifern
Erst eitler Jähzorn an!
Der Truchseß schwang den Stecken
Und traf des Knaben Haupt,
Daß er im ersten Schrecken
Hinsank des Sinns beraubt.

Der Schrecken war nicht eitel,
Vom Blute sah man roth
Des Knaben Stirn und Scheitel;
Das schuf noch große Noth.
Die Augen aufgeschlagen
Hat er doch gleich zur Stund:
Er saß und gab die Klagen
Mit lautem Schluchzen kund.

Das sah ein edler Degen,
Heinrich der werthe Held
Von Kempten, der zu pflegen
Den Knaben war bestellt.
Daß den so ohn Erbarmen
Des Kaisers Truchseß schlug,
Das war ihm um den Armen
Im Herzen leid genug.

„Wie habt ihr nun gebrochen,
Herr Truchseß, eure Zucht?
Was habt ihr wohl gerochen
An dieser edeln Frucht?
Gar ohne sein Verschulden
Schlugt ihr den Herren mein.“
„Das mögt ihr schweigend dulden,“
Fiel ihm der Truchseß ein.

„Es ist wohl meines Amtes,
Halt ich den Unfug fern;
Ihr lobt es, ihr verdammt es,
Das hör ich eben gern.
Ich fürcht euch, wie die Falken
Sich ducken vor dem Huhn;
Und schlüg ich dreißig Schalken,
Was wollet ihr mir thun?“

„Das sollt ihr bald ermessen,
Ihr seid ein loser Wicht
Und aller Zucht vergessen;
Ich trag es länger nicht.
Daß ihr dies Kind zu bläuen
Gewagt, das edle Reis,
Das sollt ihr mir bereuen,
Wenn ich noch Knüttel weiß.“

Einen Prügel in der Hatze
Ergriff der Degen frei
Und schlug ihn, daß die Glatze
Ihm platzte wie ein Ei.
Gespalten wie ein Scherben
War Schädel ihm und Kopf,
Er tanzte noch im Sterben
Umkreisend wie ein Topf.

Von blutvermischtem Hirne
War all der Estrich roth,
Mit ausgehöhlter Stirne
Hinsank der Arme todt.
Da hub sich Weherufen:
Sie heulten und sie schrien,
Als vor des Saales Stufen
Der Kaiser jetzt erschien.

Da sah das Blut vergossen
Herr Ott und sprach erschreckt:
„Weß Blut ist hier geflossen,
Das meinen Saal befleckt?
Wen hat man mir erschlagen,
Den ihr beklagt so schwer?“
Da mußten sie ihm sagen,
Daß es sein Truchseß wär.

Der Kaiser rief ingrimmig:
„Wer übt so großen Mord?“
Sie sprachen all einstimmig:
„Von Kempten Heinrich dort.“
Der Kaiser rief: „Vollbrachte
Der solchen Greuel hier
Ritt er zu früh, ich achte,
Von Schwabenland zu mir.

Bescheidet mir den Schächer
Her vor mein Angesicht,
Ich bin der Frevel Rächer;
Das wußt er wohl noch nicht.“
Da luden sie den Degen
Vor den erzürnten Herrn.
Der rief ihm laut entgegen
Als er ihn sah von fern:

„Wer hieß euch also schalten,
Daß hier mein Truchseß sank
Ins Blut, das Haupt zerspalten?
Das habt euch übeln Dank.
Der Frieden ist gebrochen
Hier in des Kaisers Saal,
Die Unthat wird gerochen
An Haut und Haar zumal.“

„Nicht also,“ rief von Schwaben
Der unverzagte Held,
„Es ward, der unbegraben
Hier liegt, mit Recht gefällt.
Er hatt es wohl verschuldet
Mit eignem Friedensbruch:
Drum hört mich und geduldet
So lang euch mit dem Spruch.

Bei dem, der heut zum Leben
Vom Tod erstanden ist
Am dritten Tag, zu geben
Geruht mir gleiche Frist.
Am heil'gen Ostertage
Versagt mir nicht die Huld,
So stell ich mich der Klage
Und büße meine Schuld.“

Da sprach aus grimmem Herzen
Der Kaiser unerfreut:
„Es litt des Todes Schmerzen
Hier auch mein Truchseß heut.
Es kam ihm nicht zu Gute
Der Tag noch dieser Ort:
Hier liegt er in dem Blute
Und du gestehst den Mord.

Ich habe dich begriffen,
Dein Richter auf der That,
Ein Anwalt käm mit Kniffen
Und Pfiffen hier zu spat.
Ich lache solcher Possen,
Bei meinem rothen Bart!
Du hast sein Blut vergossen
Und deins wird nicht gespart.“

Da solchen Eid geschworen
Im Zorn des Kaisers Mund,
„Mein Leben ist verloren,“
Gedacht er, „hier zur Stund:
Was er bei seinem Barte
Verheißt, das muß geschehn.
Ich brech ihn aus der Schwarte,
Sonst kann ich nicht entgehn.“

Er sprach: „Ich muß mich wehren,
Ihr hört wohl, daß es gilt:
Den Kaiser Sanftmuth lehren,
Das ist mein bester Schild.“
Vor seinen Herrn geschwinde
Der schnelle Recke sprang,
Dem faßt' er ungelinde
Den Bart so roth und lang.

Er riß ihn bei dem langen
Wohl über einen Tisch,
Daß klirrend niedersprangen
Mit Braten oder Fisch
Die Schüsseln und die Häfen
Von Silber und von Gold,
Die Krone von den Schläfen
Dem Kaiser war gerollt.

Er lag auf seinem Herren
Und hielt ihn unter sich:
Das Raufen und das Zerren
Verstand er meisterlich.
Er brach ihm aus dem Kinne
Des rothen Bartes viel:
Im kaiserlichen Sinne
Mißfiel dem Herrn das Spiel.

Ein Messer lang gewachsen,
Dazu auch wohl gewetzt,
Als er dem edeln Sachsen,
Das an den Hals gesetzt,
Er rief: „Nun gib mir Bürgen,
Daß ich geborgen bin;
Mit Stechen oder Würgen
Fährt sonst dein Leben hin.

Du mußt hier widersprechen
Dem Eid, den du gethan,
Des Truchseß Tod zu rächen;
Wo nicht, den Tod empfahn."
Er faßt' ihn um den Kragen
Und drückt' ihn also fest,
Er hätt ihm vor den Tagen
Den Athem schier entpreßt.

Die Fürsten und die Grafen
Sehn ihres Kaisers Noth,
Wie seinen Zorn zu strafen
Mit Zorn ihm ward gedroht.
Sie laufen und sie dringen
Herbei wohl allzumal,
Dem Kaiser beizuspringen,
Zu wenden seine Qual.

Doch Heinrich rief: „Berühre
Mich Keiner: thät es Wer,
Der Kaiser gleich erführe
Die Schärfe dieser Wehr.
Dem Ersten dann geschliffen
Wär sie, der näher kommt:
Herbei, mich angegriffen
Wem Leben nicht mehr frommt!"

Da däucht es alle weiser,
Sie mischten sich nicht drein;
Auch winkte viel der Kaiser
Sie sollten ruhig sein.
Der Kemptner rief: „Nun gebet
Mir Sicherheit alsbald,
Damit ihr länger lebet,
Ihr werdet sonst nicht alt."

Das Weigern war vergebens:
Der Kaiser hob zum Eid
Drei Finger: seines Lebens
Gab er ihm Sicherheit.
Bei kaiserlichen Ehren
Gelobt' ihm auch sein Mund,
Daß er von dannen kehren
Ihn ließe wohl gesund.

Geborgen war sein Leben:
Den Kaiser Otto ließ
Der Ritter sich erheben,
Als er ihm das verhieß.
Er gab ihm frei die Kehle
Und seines Bartes Flachs;
Still, mit gedämpfter Seele
Stand auf der edle Sachs.

Zu seinem Hochsitz ging er
Dem Stuhl von reicher Art,
Mit dem Kamme seiner Finger
Strich er sich Haar und Bart.
Die Krone hob er wieder
Auf das gesalbte Haupt,
Saß auf dem Stuhle nieder
Und sprach, noch machtberaubt:

„Was ich euch zugestanden
Aus Zwang, es bleibt dabei,
Des Schwertes und der Banden
Laß ich den Schächer frei.
Doch fahret eurer Wege
Und kommt mir nimmermehr
Hinfort in mein Gehege
Ihr büßt es anders schwer.

Zu einem Ingesinde
Seid ihr mir doch zu dreist,
Mit Fäusten zu geschwinde,
Wie es sich nun erweist.
Und sollt es Wer nicht wissen,
Der siehts am Bart mir an,
Daß ich wohl füglich missen,
So schnellen Kräusler kann.

Mich mag ein Andrer scheren,
Das wisset ohne Scherz;
Eu'r Messer sonst in Ehren,
Nur braucht es anderwärts.
Ich mag es nicht erleiden:
Zu wohl ward ich gewahr,
Es kann gar unsanft schneiden
Den Kön'gen Haut und Haar.

Von dieser Tafelrunde
Seid ihr hinfort verbannt:
Ihr sollt zu dieser Stunde
Uns räumen Hof und Land."
Alsbald von allen Mannen
Des Kaisers Urlaub nahm
Der Held, und fuhr von dannen,
Froh, daß er so entkam.

Gen Schwaben kehrt er wieder,
Wo er ein Lehn besaß
Von einem Abte bieder,
Von Kempten, wie ich las.
Mit Wiesen und mit Feldern
Belieh ihn reich das Stift,
Mit Gütern und mit Geldern,
So sagt die alte Schrift.

Darauf nach manchem Jahre
Geschahs und manchem Tag,
Daß der mit rothem Haare
Jenseits der Berge lag.
Vor einer starken Veste,
Die scharf zur Wehr ihm stand:
Das Heer der deutschen Gäste
Zerrann im welschen Land.

Da ließ er aller Enden
Kund thun im deutschen Reich,
Ihm sollten Hülfe senden
Die Fürsten alsogleich.
Die Lehn von ihm besäßen,
Die bat er und entbot,
Daß sie ihm nicht vergäßen
Des Beistands in der Noth.

Der Boten Einer dräute
Von Kempten auch dem Abt,
Den manches Lehn erfreute
Vom Reich an ihn vergabt.
Die würden ihm genommen,
So er mit Ritterschaft
Nicht eifrig wär zu kommen
Und hülf aus aller Kraft.

Der Abt ließ seine Mannen
Entbieten unverweilt,
Daß männiglich von dannen
Zu ziehen wär beeilt.
Da sollte sich nicht sparen
Herr Heinrich auch, sein Mann,
Mit ihm nach Welschland fahren
Der ganzen Schaar voran.

Herr Heinrich sprach: „Ich wage
Mich vor den Kaiser nicht,
Der mir vor manchem Tage
Verbot sein Angesicht.
Bis ich mich ihm versöhne
Erlasset mir den Zug;
Zwei send ich meiner Söhne,
Die sind auch kühn genug."

Da sprach der Abt: „Verzichten
Um eurer Kinder Streit
Will ich auf Euch mit Nichten,
Der mir viel nutzer seid.
Mich zwingt auf euch zu zählen
Die Noth, es muß geschehn;
Wo nicht, ihr habt zu wählen,
Verwirkt ihr euer Lehn."

Der Ritter sprach: „In Treuen,
Da ihr mir also droht,
Will ich den Zorn nicht scheuen
Des Kaisers, noch den Tod.
Eh Ihr mich mit Unhulden
Von Haus und Hof vertreibt,
Will ich das Schlimmste dulden,
Nur daß mein Lehn mir bleibt."

Da zog der werthe Degen
Gen Welschland mit dem Herrn;
Kühn war er und verwegen,
Hielt alle Furcht sich fern.
Nur barg er vor dem Kaiser
Sich um die alte Schuld:
Das that er als ein Weiser,
Da ihm gebrach die Huld.

Abseits war aufgeschlagen
Vom Heer des Ritters Zelt,
Darein ließ er sich tragen
Ein Bad, das nahm der Held.
Es war ihm sich zu stärken
Wohl Noth nach langer Fahrt;
Im Zuber sollt er merken,
Was Niemand sonst gewahrt.

Der Kaiser wollte dingen
Mit denen aus der Stadt,
Ob sie sein Heer empfingen,
Des langen Streites satt.
Mit wenigem Geleite
Ritt er getrost dahin;
Zog er doch nicht zum Streite,
Auf Frieden stand sein Sinn.

Da hatten ihm die Argen
Auf Mein und Mord gedacht,
In einem Strauchwerk bargen
Sie sich mit Uebermacht.
Und als der Kaiser nahte
Der Veste Wall und Thor,
Sie sprangen zum Verrathe
Strauchdieben gleich hervor.

Dem kaiserlichen Manne
War alle Hilfe fern;
Herr Heinrich in der Wanne
Ersah die Noth des Herrn.
Des Waschens und des Reibens
Gedacht er nicht erst lang,
Hier war nicht seines Bleibens,
Dem Bad er rasch entsprang.

Wie bald hat er ergriffen
Den guten Schildesrand,
Ein Waffen scharf geschliffen
Gerissen von der Wand.
So kam er hingelaufen
Zum Kaiser nackt und bloß
Und hieb ihn aus dem Haufen,
Wie stark der war und groß.

Er konnte wohl mit Streichen
Sich wehren also nackt.
So weit er mochte reichen
Fiel mancher Feind zerhackt.
Zu beiden Seiten schossen
Verräther in den Staub:
Die gerne Blut vergossen
Gab er dem Tod zum Raub.

Er nahm mit schnellen Hieben
Sie so in seine Zucht;
Die lieber leben blieben,
Die wandten sich zur Flucht.
Erledigt war Herr Otte
Und wußte nicht von Wem,
Ihm ward der Schächer Rotte
Nun nicht mehr unbequem.

Gleich lief auf seinem Pfade
Zurück der werthe Held,
Er sehnte nach dem Bade
Sich wieder in sein Zelt.
Er schwang sich in den Zuber,
Ins Wasser, das noch warm;
So stille da gehub er
Als wild im Feindesschwarm.

Der Kaiser unterdessen
Kam zu der Fürsten Schaar;
Wie mocht er da vergessen
Des, der sein Retter war?
„Müßt ich sein Schuldner bleiben,
Das trüg ich ewig Scham,
Wie soll ich ihn beschreiben,
Der nackend helfen kam?

An hohem Wuchs und Stärke,
Wer wär dem Kühnen gleich?
Wer wär zum Kriegeswerke
So rasch im ganzen Reich?
Mein Herz ist ihm verpflichtet
Bis an den jüngsten Tag.
Wer ist, der mir berichtet,
Wo ich ihn finden mag?"

Nun war der Abt zugegen
Der wußte wohl Bescheid,
Sein Dienstmann sei der Degen,
Der seinen Herrn befreit.
Er sprach: „Ich könnt ihn bringen,
Der euch erlöset hat;
Doch erst mit euch zu dingen
Mahnt mich ein weiser Rath.

Auf seinem Rücken lastet
Von Alters schwere Schuld,
Daß ihr mit Recht ihn haßtet
Und ihm entzogt die Huld.
Wenn ihm nun Gnade würde,
Daß ihr ihn heute frei
Und ledig sprächt der Bürde,
Ich schafft ihn bald herbei."

Er sprach: „Ihr dürft ihm sagen,
Er soll willkommen sein,
Und hätt er mir erschlagen
Den lieben Vater mein.
Bringt ihr ihn her zur Stelle,
Euch bürgt mein Kaiserwort,
Kein Freund und kein Geselle
Wird mir so werth hinfort."

Der Abt von Kempten nannte
Den Namen unentstellt.
„Den ich einst von mir bannte,
Der kühne Schwabenheld,
Ist der ins Land gekommen,
Wie gern vernehm ich das!
Schon längst ist mir benommen
Auf ihn der alte Haß.

Ich dacht in meinem Sinne
Wohl oft: Wär Er bei mir,
Er hälf uns bald gewinnen
Die stolze Veste hier.
Daß er mich heut befreite,
Was hab ichs nicht erdacht?
Wer liefe nackt zum Streite
Wohl sonst mit Uebermacht?

Kein Andrer dürft es wagen,
Als dessen starke Faust
In Kaisers Bart geschlagen
Mich hat gerauft, gezaust?
Dafür will ich ihn schrecken,
Wenn ihr ihn zu mir führt
Und ihn ein wenig necken,
Wie mir und ihm gebührt."

Er hieß ihn eilends bringen,
Und als Herr Heinrich kam,
Er stellt in allen Dingen
Sich ihm von Herzen gram.
Er fuhr ihn an: „Nun saget,
Ist euch das Leben leid,
Daß ihr es thöricht waget
Und hergekommen seid?

Ihr seids doch, der am Kinne
Mich ohne Messer schor;
Man wirds am Wachsthum inne
Noch heut, das sich verlor.
Mitsammt den Wurzeln risset
Ihr mir die Granen aus;
Ihr wart von Sinnen, wisset,
Sonst bliebet ihr zu Haus."

„Genade," sprach der Degen,
„Genöthigt ward ich her,
Mein Herr ist hier zugegen:
Der zwang mich in sein Heer.
Ich bin nicht gern gekommen,
Auf Ehr und Seligkeit!
Mein Lehn wär mir genommen,
Ritt ich nicht her zum Streit."

Der Kaiser sprach mit Lachen:
„Ihr kühner Degen werth,
Ihr habt an diesen Sachen
Die Unschuld wohl bewährt.
Ich will auch fahren lassen
Auf solchen Mann den Groll,
Und den nicht länger hassen,
Den ich verehren soll.

Ich danke dir mein Leben,
Du edler Held erwählt,
Doch war dir längst vergeben,
Es sei dir nicht verhehlt.
Vom jähen Zorn, dem blinden,
Seit du mich hast geheilt,
Kein Urtheil wieder finden
Sah man mich übereilt.

Du bist mich zu verpflichten
Stets bei mir eingekehrt:
Einst lehrtest du mich richten,
Heut rettet mich dein Schwert.
Komm her und laß dir danken
Mit Kuß und Bruderschaft:
In dieser Arme Schranken
Sei deines Kerkers Haft."

Er schloß den Degen bieder
Behend an seinen Mund,
Er küßt' ihm Stirn und Lider
Und that ihm Freundschaft kund.
Auch ließ er von der Seite
Nicht mehr den Vielgetreun,
Im Rath und auch im Streite
Wollt er sich sein erfreun.

Dies Lied hab ich gesungen,
Das einst ein Dichter sprach:
Und ist ihm baß gelungen,
Es bringt mir keine Schmach:
Konrad von Würzburg heißt er,
Der uns die Mär erhielt;
Er war ein guter Meister,
Den Ruhm hat er erzielt.

485.

Werner von Kalbsangst.

J. B. Haggenmüller Gesch. d. Stadt und gefürsteten Grafschaft Kempten.

Westlich von Kempten, in der Entfernung einer halben Stunde erhebt sich der wegen seiner Umsicht viel bestiegene Marienberg, auf welchem ehedem das Schloß Kalbsangst stund. Nach einer alten Handschrift des ersten Abtes Andegar († 2. November 796) des von der Kaiserin Hildegard gestifteten Klosters zu Kempten, existirte diese Burg schon um genannte Zeit. Während der letzten Jahre des Kampfes zwischen den Gegenkönigen Philipp und Otto soll eine große Unordnung in dem Kloster zu Kempten geherrscht haben. Während ein Ritter mit Namen Guido auf Hilarmont (Burghalde) als Vogt des Stiftes saß, verweilte der Abt Werner von Kalbsangst auf dem Schlosse gleichen Namens, achtete blutwenig auf die Regeln seines Ordens, und überließ sich einem frivolen Leben. Als am Morgen eines Festtages der Abt zur Messe in's Kloster nach Kempten hinab reiten wollte, fand man ihn todt in seinem Gemache. Nach der Sage sollen Raben mit feurigen Schnäbeln und Krallen den Leichnam zerrissen und durch die Lüfte entführt haben. Nach diesem räthselhaften Ableben soll es dann im Schlosse nicht mehr geheuer gewesen sein. Es blieb seitdem unbewohnt und zerfiel in Trümmer. Heutigen Tages sieht man nur mehr schwache Spuren vom Mauerwerk, dagegen noch ziemlich gut den Graben und den Weg, welcher dazu hinführte. Abt Werner war am 27. März 1208 gestorben. Sein Nachfolger in der Abtei war Wolfgang von Königsegg, welcher in Führung der Geschäfte große Klugheit bewies, aber das Stift nur zwei Jahre verwaltete.

486.

Die Kemptermaise.

Von J. B. Tafrathshofer.

In einem Städtlein wohlbekannt
In unserm lieben Schwabenland
Entkam einst unbedachter Weise
Des Bürgermeisters Lieblingsmaise.

Ob dieser Botschaft schreckensbleich,
Eilt er auf's Rathhaus alsogleich
Und schwöret dort in finsterm Grolle,
Daß sie ihm nicht entwischen solle.

Die Diener der Gerechtigkeit
Stehn vor der Thüre schon bereit
Und lauschen mit gespitzten Ohren,
Wozu „Sein Gnaden" sie erkoren.

„Auf! auf!" herrscht er mit grimmem Blick,
„Bringt meine Maise mir zurück;
Greift eilig zu den langen Spießen
Und laßt mir schnell die Thore schließen!"

Gesagt, gethan. Gewappnet eilt
Die Schaar der Wächter unverweilt,
Und jedes Thor, massiv geflügelt,
Wird fest verrammelt und verriegelt.

Dann fliegen sie wie athemlos
Durch alle Straßen klein und groß
Vom Stadtwirth wiederum zurücke
Hinunter bis zur Illerbrücke,

Und suchen alle Gärten aus,
Durchstöbern Keller, Dach und Haus;
Umsonst, sie waren all' betrogen:
Die Maise war davon geflogen.

Wen jammert nicht der arme Mann,
Dem all' sein Erdenglück zerrann?
Er fand kein Ende seiner Klage
Und starb gerührt vom Nervenschlage.

Von diesem klugen Thorverschluß
Heißt man noch jeden Pfiffikus,
Der weiser ist, als andre Weise,
In Schwaben eine „Kemptermaise."

487.

Der Sturm auf dem Inselsee.

Von d. vor.

Zwischen Kempten und Immenstadt zieht sich bei dem Weiler Herzmanns in mehreren Windungen gegen Westen der sogenannte Inselsee hin, auch Niedersonthofer=See genannt, weil dieses freundliche Dörfchen recht malerisch an seinem Nordwestende gelegen ist. Auf einer weit vorragenden Landzunge steht noch eine hohe Seitenmauer eines in Ruinen gefallenen Schlosses, das einst den Fürstäbten Kemptens und den Herrn des dortigen Conventes zum Aufenthalte diente, wenn sie im Herbste in den umliegenden Forsten des edlen Weidwerkes pflagen. Da wissen die alten Leute von „Fürstes Zeiten" her noch manch wunderliche Mähre zu erzählen von argem Spuck, der da sein Unwesen getrieben. Wie einmal, als die Herrn eben beim Mahle saßen, der „Geist," erzürnt über ihr weltliches Treiben, einen furchtbaren Orkan über den See hin erregt habe, so daß die schäumenden Wellen mit rächendem Ungestüm über die Ufer sich wälzten, und die Grundmauern des Jagdschlosses beleckten. Wie

der heulende Sturm die mächtigsten Linden entwurzelt, die Jagdwagen in den See getrieben, Scheiter Holz umhergeschleudert und Herrn und Diener in einen solchen Schrecken versetzt, daß sie nichts anderes als den jüngsten Tag genaht glauben. Wie die Jäger auf einmal zu Büßern umgeschaffen worden und auf den Knieen um die Absolution gebeten, bevor ihr Sterbstündlein schlüge. Nur Einer von den Patres sei dabei gewesen: der habe von all diesem Spuck nichts gehört und nichts gesehen; es sei aber ein ganz unbescholtener Priester gewesen und habe mit den Andern nicht mitgemacht. Von dieser Zeit habe kein Mensch mehr im Schlosse wohnen können, und es sei zerfallen und liege in Trümmern bis auf den heutigen Tag.

488.

Der Küchelnfresser in Hinterstein.

Hinterstein Filial von Hindelang. — Jocham im Kal. f. kath. Christen. Sulzbach 1852, S. 113.

Von Hinterstein führt ein Fußsteig hinüber in's Thanheimerthal, das schon österreichisch ist, dessen Bewohner aber eben so gut wie die Hindelanger zu den Urallgäuern gehören. Da drüben sind sehr arme Leute, viel ärmer als die Hintersteiner, die bei ihrer Genügsamkeit und Sparsamkeit recht gut auskommen, und selbst den Armen aus der Umgegend Almosen reichen können.

Da ist denn auch einmal ein Bettelmann herübergekommen aus dem Thanheimerthal oder gar aus Tyrol nach Hinterstein, da man hier gerade die Kirchweih feierte. Der fing an in den Häusern herum Kücheln zu sammeln, bekam auch im Ganzen sieben und siebenzig Kücheln zusammen, und außerdem auch noch, was er gerade nothwendig hatte, um seinen allergrößten Appetit zu stillen. Die sieben und siebenzig Kücheln schob er alle in seine Betteltasche, um sie nach Hause zu bringen und auf längere Zeit etwas zu haben. So machte er sich dann auf den Weg, nicht hungrig, aber auch nicht übersatt. Wie er den Fußsteig neben dem Wasserfall erreicht hatte, da wandelte ihn gleich in der ersten Krümmung schon eine Lust an nach den sieben und siebenzig Kücheln, und er meinte, er sollte jetzt wohl eines davon essen; auf eines käme es gerade nicht an.

Und wirklich verzehrte er im ersten Ranke (Krümmung) den Kuchen, welcher ihm aber so vortrefflich schmeckte, daß er im zweiten Ranke zum zweiten schritt und denselben mit eben so großem Appetit verzehrte. Und wie er im dritten Ranke das dritte und im vierten das vierte der Kücheln verzehrt hatte, da meinte er, es wäre doch eine nicht zu verachtende Herzstärkung, wenn er in jedem Ranke so eines von den Küchel verzehren würde. Der Weg wäre dann lange nicht so langweilig, und bis er mit den sieben und siebenzig Küchelnd fertig wäre, wäre er auch mit den sieben und siebenzig Ränken oder Krümmungen fertig und hätte das höchste erstiegen. Und so that er denn auch wirklich, und wie er die sieben und siebenzigste Krümmung erstiegen und das sieben und siebenzigste der Küchelnd gegessen, da hat es ihm den Magen „verschränzt" oder „verrissen," so daß er zerplatzte. Die Einen sagen so, die Andern sagen anders, aber darin kommen Alle überein, daß er todt geworden sei, ob am Essen oder am Steigen oder an beiden zugleich, kann man nicht bestimmt sagen. Und seit dieser Geschichte hütet sich Jeder, der da hinaufsteigen muß, unterwegs Etwas zu essen; er fürchtet, es gehe ihm, wie dem Küchelfresser aus Thanheim.

489.

Die Elfen im Hochland.

Erzählt von Ludwig Lang, Beil. z. bayerischen Volksblatt. Stadtamhof 1850, N. 7.

Vor vielen hundert Jahren lebte auf den Höhen und in den Schluchten der Berge ein wundersames Geschlecht, vom Volke Elfen genannt. Doch sind diese nicht die kleinen luftigen, lustigen Wesen, die seit den Tagen der Vorzeit einsame Flußthäler, Gebirgsschluchten und tiefe Wälder bevölkerten, damit auch so ganz abgelegene, verborgene Orte nicht ohne Leben und Bewegung seien; Völklein, die Könige und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen hatten, und von Blüthenstaub und Thautropfen lebten; sondern die Elfen dieses Gebirges sollen zarte Jungfrauen gewesen sein, verläugnete Kinder des ersten Menschen, die vor dem Angesichte des Herrn in die Berge fliehen mußten. Da lebten sie nun seit unfürdenklichen Zeiten, und in den undurchdringlichen Forsten säuselten ihre Klagen und ihre schönen sanften Lieder tönten wunderbare Weisen, wie sie sonst auf

Erden nirgends gehört wurden. Wenn ein Wanderer manchmal Nachts auf selten betretenen Pfaden über die Joche aus einem Thal in das andere zog, und er hatte das Herz voll Gram, oder barg böse Gedanken und Groll und bitteres Wesen in seiner Brust, und er hörte ihre weichen, sanften Melodien, da kehrte es ihm oft plötzlich den bösen, düstern Sinn herum; denn die Elfen hatten die Gabe, weil sie selber rein und unschuldig waren, die Menschen, die sie hörten, zu mildern Sitten zu bringen. Tag und Nacht schweiften sie durch die Wälder und weinten ob ihrer Verbannung und dem herben, traurigen Geschicke, das Angesicht der Sonne und das Licht des Tages nicht sehen zu dürfen, und rastlos wandern zu müssen bis zum Ende der Tage. Sie nährten sich von der Milch der Heerden, die auf den Almen weideten; in der Stille der Nacht kamen sie aus den schwarzen Wäldern und molken die Kühe, aber nur die, welche braven Leuten gehörten, oder von guten frommen Hirten und Hirtinnen behütet wurden, denn es war der lautere Segen in dem Besitzthum der Menschen, an dem sie Theil nahmen. Die Kühe gaben dann doppelt und dreifach so viel Milch, und die Landleute erlebten an ihnen keine Unfälle. Darum hatten die Sennerinnen die „Fräulein," wie sie die Elfen auch nannten, lieb und hielten sie hoch in Ehren; und manches Körbchen mit saftigen Erdbeeren und duftenden Alpenrosen wurde den Kühen zwischen die Hörner gebunden, damit die Elfen es fänden und sich daran erfreuten. Und manchesmal, wenn die Sennerin dem scheidenden Jäger nachsah, der in der Stille der Nacht von der Jagd heimkehrend den Berg hinunterstieg, erblickte sie in der Ferne ein Fräulein und mußte weinen, wenn sie an die guten, sanften Wesen dachte, die so gerne zu den Menschen gegangen wären. Sie hätte ihnen helfen mögen; aber die scheuen armen Verbannten flohen die Gesellschaft und das Gespräch glücklicher Menschen, die das Tageslicht schauen und frei hinwandeln konnten, wohin sie wollten, und eine Heimat hatten, während sie selber von keiner andern wußten, als von den kalten rauhen Bergen.

Jetzt freilich sieht man keine Elfen mehr, und die ältesten Leute erinnern sich nur, vom Großvater erzählen gehört zu haben, daß ihm als jungen Jäger einmal, da er sich verirrt hatte, eine Elfe den Weg gewiesen; oder von der Großmutter, daß die Kühe, die sie als Sennerin gehütet, doppelte Milch gegeben, weil die Elfen sie molken. Wie aber die Menschen in der ganzen Welt weiser und gescheiter wurden, so haben alle jene wunderbaren Geschlechter, von denen die Sage erzählt, sich noch

scheuer vor ihnen zurückgezogen; denn mit der alten Einfalt verloren die meisten Menschen auch die besseren Sitten, und wurden ein zügelloses, böses Volk.

Da begab es sich vor etwa anderthalb hundert Jahren, daß in einer mondhellen Sommernacht ein Knecht über die Berge hereinkam in das Thal, von dem ich am Anfang gesprochen. Eilig zog er seines Weges, denn er fürchtete die Rache der Bewohner eines entfernten Theiles, wo er eben im Zorn des Streites einen Mann getödtet hatte. Noch klebte das Blut des Erschlagenen an seinen Händen, und in seiner Seele schlug noch der Groll und die Mordlust in hellen Flammen empor. Wie er nun so hinschritt an den Halden, stand er plötzlich bei einer Heerde und gewahrte eine Elfe, die eines der Thiere molk. Er stürzte auf sie zu, und traf sie mit seinem schweren Bergstock auf das zarte Haupt, daß sie seufzend zu Boden sank und das warme Blut die Erde färbte. Dann wanderte er zornig und fluchend weiter; aber am westlichen Himmel stieg ein Gewitter auf, und in seiner Seele ward es finsterer und kälter als je. Die Blätter der Bäume zitterten mit unheimlichem Rauschen; die Vögel des Waldes, die eben vom ersten Morgenhauch geweckt, erwachten, riefen ihm seinen Mord und den frevelhaften Eingriff in das Reich der Natur vor das wild empörte Gewissen, und das schwere Röcheln der sterbenden Elfe stöhnte noch in der Ferne und hallte schauerlich in der schweigenden Waldeinsamkeit wieder. Darauf stieg die Sonne über den Felsen empor, und sie schien ihm blutroth, aber bald brach das Gewitter los, das immer höher und drohender sich erhoben hatte; eine unnennbare Angst lagerte sich schwer auf die schuldbeladene, mordbefleckte Seele, und stieg schnell zum zermalmenden Wahnsinn. Im dicksten Gebüsche des Thales versteckte er sich vor den zuckenden Blitzen, und noch, als das Gewitter längst vorüber war, lag er von Angst erschöpft, betäubt, zitternd in seinem Schlupfwinkel und heulte und tobte in schrecklicher Verzweiflung. Er gedachte mit dem Messer seine Qualen zu enden, aber die ohnmächtige Hand vermochte den Todesstoß nicht zu führen. Am späten Abend stand wieder der Vollmond ruhig und klar über dem Thale; da begann es auf den Höhen ringsum sich zu regen, und in der Geisterstunde erscholl eine gellende Stimme und tönte in den Bergen und an den Felswänden wieder: Alle neun Reiche auf! Elfe ist todt! Der Mörder hörte den Ruf, und stürmte auf und rannte zum See, und hinein, bis das Wasser ihm über dem Kopfe zusammenschlug; aber die Wellen bäumten sich und

schleuderten ihn hoch empor, und eine warf ihn der andern zu, bis er sinnlos, zerschlagen wieder am Ufer lag. Er raffte mit der letzten Kraftanstrengung sich auf und wankte einen Berg hinan, bis er blutend und schweißtriefend oben stand, wo eine schauerliche Tiefe heraufgähnte. Da nahm der Verzweifelnde einen gewaltigen Ansatz und flog über den Rand hinaus in den bodenlosen Abgrund.

Von den Elfen hat man seit jener Zeit in dieser Gegend nichts mehr gehört noch gesehen, und der frühere überschwengliche Segen ist aus dem Thale gewichen; die Arbeit und Mühe der Bewohner ist dieselbe wie überall, und die Leiden und das Unglück suchen auch hier regelmäßig die Hütten der Bewohner heim.

490.

Das Ehren-Männlein.

Mündlich.

Wenn man von Lindau in nordöstlicher Richtung über Reuti, die Staig und das Wannenthal geht, so kommt man in eine enge Thalschlucht, durch welche ein Wasser rinnt, welches weiter unten in Rickenbach ein Mühlrad in Bewegung setzt. Im Munde des Volkes heißt diese Thalschlucht das „Beſeriiter Tobel," weil weiter oben und außerhalb des Waldes das Pfarrdorf Bösenreuti liegt. Von jenem Bächlein bis auf die Höhe hinauf führt ein gar freundlicher Weg durch das Waldesdunkel über hundert und etliche Stufen. In jenem Tobel nun soll vor Zeiten das Ehre-Mändle, eine Art von Wichtelmännchen oder Kobold sein Wesen getrieben haben. An schönen Sommertagen pflegte es all' seine Schätze und Reichthümer — worunter besonders sehr schöne silberne Löffel und Teller — vor seine Behausung herauszutragen, sie da zu putzen und förmlich zur Schau auszustellen, ohne sich dabei eine Ruhe zu gönnen; immer gab es wieder hier oder dort was zu wischen und abzustauben. Wollte man sich ihm nähern, so war im Nu die ganze Bescheerung verschwunden. Die Geschäftigkeit dieses Gnomen soll immer lang anhaltendes schönes Wetter angezeigt haben; deßhalb pflegte man Abends nach dem „Heuen" ein Stücklein Brod auf die Thürschwelle zu legen, ihm dadurch seinen Dank auszusprechen. Man sah das Ehre-Mändle auch

zur Winterszeit nach eingetretener Dunkelheit nicht ungerne in Häusern und Stallungen, da sein Erscheinen immer Glück gebracht. Seit dem Schwedenkriege soll es nicht mehr gesehen worden sein. Auch geht die Sage, daß einige junge Bursche, in der Absicht, das gute Männlein zu necken und herauszulocken, eine lebendige Ente in seine Höhle hineingeworfen haben, welche eine halbe Stunde weiter östlich im Lettenbach fludernd wieder gesehen worden sei. Das kann aber nicht wohl sein. Erzähler gab sich selbst die Mühe, hinein zu kriechen, fand aber keine Fortsetzung dieser Höhle oder einen anderen Ausgang. In einer alten im Jahr 1626 von dem Maler Rauh zu Wangen verfertigten sehr genauen Karte der Umgegend heißt es ganz deutlich „Erzmann-Loch," was den Erzähler auf den Gedanken brachte, diese Höhle möchte vielleicht der Eingang zu einem aufgegebenen, nun ganz verlassenen und eingestürzten Schachte sein. Das Ganze hat von Außen mehr das Ansehen eines Dachsbaues, und wird zur Stunde noch Ehre=Mändles=Loch genannt. Sollte irgend Jemand es aufsuchen wollen, so müßte er sich an die Insassen des zunächst gelegenen Bauernhofes wenden, wo man es beim „Wagner" im Tobel heißt.

491.

Die Hexensteine bei Lindau.

Mündlich.

Als die ersten Verbreiter des Christenthums am Bodensee werden die Heiligen Columbanus und Gallus genannt. Ersterer ist jetzt der Patron Rorschachs, letzterer der St. Gallens. Als Sankt Gallus einst in der Stille der Nacht am Seeufer stund und seine selbst gestrickten Netze in's Wasser warf, hörte er einen Dämon, welcher von einem benachbarten Berge herab mit lauter kreischender Stimme einem andern Geiste mit Namen zu rufen schien, der in der Tiefe des See's sich aufhielt. Der letztere antwortete: „Hier bin ich!" Da sprach der auf der Höhe: „Wohlan denn, so erhebe dich zu meiner Hülfe, auf daß wir jene Fremdlinge vertreiben, die, aus der Ferne daher kommend, meine Bilder im Tempel zerbrochen haben, und das Volk, das mir diente, zu sich abgewendet. Auf! laßt uns die gemeinsamen Feinde über die Gränze jagen!" Der im See

antwortete: „Wehe, daß du die Wahrheit sprichst, das erfahre ich an mir selber, denn Einer von ihnen setzt mir im Wasser zu und verödet meine Reiche; nie vermag ich seine Netze zu zerreißen, noch ihn selbst zu täuschen, weil auf seinen Lippen unaufhörlich die Anrufung des wahren Gottes schwebt." Da ermannte sich der heilige Mann, verwahrte sich mit dem Zeichen des Kreuzes, bedräute die Teufel in Christi Namen und eilte zu seinem Meister Columban in die Zelle, zu erzählen, was er gehört. Dieser berief alsogleich die Brüder zusammen und kaum hatten sie angefangen zu beten und zu lobsingen, als sie auch das gräßliche Geschrei der Dämonen vernahmen, die mit verworrenen Klagen über die Berge und den See sich flüchteten. Einer jener Verscheuchten, nach der Sage eine Hexe, soll in der Bedrängniß in drei Absätzen über den See gesprungen und sich dann weiter salvirt haben.

In der nächsten Umgebung der Stadt stehen zwei Steine im See, welche beide den Namen „Hexenstein" führen; der kleinere befindet sich in der Umfassung der Seebadeanstalt zunächst der Römerschanze, der andere aber westlich der Sternschanze — außerhalb der Pallisadenreihe — unweit davon, wo der Eisenbahndamm die Stadt berührt. Der letztere Stein ist der größere, ragt bei niederem Wasserstand drei bis vier Fuß über die Wasserfläche hervor und ist ein sehr beliebter Tummelplatz der Möven. Besagte Hexe soll nun vom Schweizerufer mit einem Schritt zuerst auf den kleineren, mit dem zweiten auf den größeren und mit dem dritten Schritt an's Land gesprungen sein. Auf beiden Hexensteinen soll ehedem der Abdruck eines menschlichen Fußes — und zwar mit der Spitze nach der Schwabenseite gekehrt — sehr deutlich zu erkennen gewesen sein.

492.

Das Eldernsche Marienbild zu Ottobeuren.

Mündlich.

In dem eine kurze Strecke vom Kloster Ottobeuren entfernten Erlen- oder Eldernwalde befand sich bis auf unsere Tage eine schöne Wallfahrtskirche mit dem von Erde geformten Bilde der Mutter Gottes, von dem Niemand wußte, wie es in den Wald gekommen, bevor die Kirche erbaut worden war. Man erzählt davon Folgendes: Vor etlichen hundert Jahren

hatte eine kranke Frauensperson vergeblich alle Mittel zur Wiedererlangung ihrer Gesundheit versucht, und da sie einmal im Gebete eine Stimme vernahm: „Willst du gesund werden, so stehe auf und gehe in das nächstgelegene Elderwäldlein, da wirst du an einem Elderbaume ein Muttergottesbild finden in sitzender Gestalt, vor dem dir soll geholfen werden," so war sie schnell gehorsam, machte sich auf, fand das Bild an einem Baume, an dem schon so Viele vorüber gegangen waren und es nicht gesehen hatten. Sie warf sich im Gebete nieder und erlangte die Gesundheit. Darauf wurde über das Bild ein Kirchlein gebaut. Einmal kam einem bösen Menschen der Gedanke, auf das Bild zu schießen, derselbe fiel todt zur Erde nieder. Zu Anfange dieses Jahrhunderts wurde die Kirche zerstört, das Bild aber in die prachtvolle Klosterkirche Ottobeurens übersetzt.

493.

Der Eichbaum zu Iller-Aichheim.

Aurbacher in Hermanns Kalender 1844 S. 55.

Im Schloßhofe zu Illeraichheim zwischen Memmingen und Ulm lag vor nicht undenklichen Jahren ein großmächtiger Eichenstamm, so daß sich die Leute, die ihn gesehen, nicht genug verwundern konnten, wie man den ungeheuern Block auf den Berg habe hinauf schleppen können. Eine Gräfin wollte ihr Schloß ganz umbauen, und befahl „den armen Leuten" die Eiche heraufzuschaffen. Als sie oben war, blieb sie unbeweglich manches Jahrhundert liegen.

494.

Geisterzug im Schlosse Aichheim.

Mündlich.

Unfern der Iller in reizender Lage erhob sich nahe dem Markt Illeraichen das alte, großartige Schloß Aichheim, vormals Wohnsitz der mächtigen Grafen von Aichheim, Rechberg und Limburg-Styrum. In diesem

weitläufigen Gebäude wohnte bis zum Abbruche desselben im Jahre 1837 eine Beamtenfamilie. Ein Knabe, das einzige Söhnlein des Hauses, vergnügte sich oft mit Spielsachen ganz allein in den großen alten Sälen des Schlosses. Da kam einmal der Knabe außer Athem zu seinem Vater gelaufen und erzählte, wie er so eben im Kaisersaal allein gewesen sei und gespielt habe, da sei die Thüre aufgegangen und ein Zug von Rittern und Frauen hereingekommen, die sich an der Hand führten, in prächtigen, rauschenden Gewändern. Sie wären alle weinend durch den Saal gezogen; am Ende wäre ein Fräulein gekommen, das ihm gewinkt hätte, worauf er davon gelaufen.

Noch heutiges Tages soll sich das Fräulein öfters in der Halde sehen lassen, wo es den Leuten zuwinkt. Auch sagt man, daß alljährlich um Ostern die alten Grafen und Gräfinnen großen Umzug im Schlosse hielten; 1837 vor dem Abbruche des Schlosses seien sie weinend erschienen, weil zum letzten Male.

495.

Der Möringer.

Von K. Simrock. — Nach dem Volksliede, Uhland I., Abth. II., 773. Die Sage schließt sich nach Wackernagel (Gesch. d. d. Lit. I., 143) an jene von Caesar. Heisterb. dial. mirac. VIII., 59 erzählte an. (Vgl. die Bearbeitung v. Schwab: Sagenb. I., 385.)

Wollt ihr hören neue Mär
Die sich begab; ich weiß nicht wann?
Von dem edlen Möringer,
Wie er zu seiner Fraun begann,
Als er ihr Nachts zur Seite lag.
Er umfing die zarte Fraue sein,
Des Freudenspiels er mit ihr pflag.

Da sprach er: Herzeliebe Fraun,
Vernehmt die Rede mein fürwahr,
Aller Ehren ich euch getraun,
Wollt ihr mein harren sieben Jahr?
Abenteur sind mir bekannt:
Nun gebt mir Urlaub, zarte Frau,
Dann will ich in St. Thomas Land!

Da sprach die Frau gar trauriglich,
Sehr betrübt war ihr der Muth:
Edler Herr, bescheidet mich,
Wem befehlt ihr euer Gut?
Das sagt mir um den Willen mein.
Wem befehlt ihr Land und Leut?
Wer soll mein treuer Pfleger sein?

„Das befehl ich, edle Fraue hehr,
Manchem werthen Dienstmann mein,
Die von euch haben Gut und Ehr:
Die sollen euch ergeben sein,
In allen Treuen unterthan.
Nun gebt mir Urlaub, zarte Frau
Daß ich die Fahrt vollbringen kann.

„Von Treue will ich euch nicht wanken,
Herzenliebe Fraue zart,
Habt euch in göttlichen Gedanken,
Da ich bin auf der Gottesfahrt.
Da ich euch dies hab angelobt,
So gebt mir Urlaub, zarte Frau,
Es wird euch sicherlich erprobt.

„Gesegne Gott euch, edle Fraue,
In also tugendlichem Muth,
Aller Ehren ich euch getraue,
Gott hab' euch selber in der Hut,
Und woll uns auch behülflich sein.
St. Thomas, der vieledle Herr
Laß seinen Schutz euch angedeih'n."

Da der edle Möringer
Des Morgens aus dem Bette gieng,
Da begegnet ihm sein Kämmerer,
Von dem er das Gewand empfing.
Ein Wasserbecken bracht er dar:
Das nahm er auf die weiße Hand
Und wusch die lichten Augen klar.

„Hör' Kämmerer, mein traut Gesind,
Du allerliebster Diener mein,
Ob ich die Tugend an dir find,
Daß du mir pflegst die Fraue mein:
Die befehl ich dir auf sieben Jahr;
Komm ich wieder heim zu Land,
So wird dir reicher Lohn fürwahr."

Da sprach der Kämmrer tugendlich:
„Edler Herr, mich däuchte gut,
Ihr bliebt daheim, denn sicherlich,
Die Frauen haben kurzen Muth.
Vernehmet recht, was ich euch sage:
Euer Frauen Hüter möcht ich sein
Länger nicht, denn sieben Tage."

Da dem edlen Möringer
Die fremde Rede ward bekannt,
Er ging mit trauriger Gebähr
Bis er den jungen Neifen fand.
Als er den Junker vor sich sah,
Zu ihm der edle Möringer
Gar züchtiglich begann er da.

Da sprach er: „Junger Herr von Neifen,
Ihr allerliebster Diener mein,
Nichts mag eurer Tugend gleichen:
So pfleget ihr der Fraue mein.
Ich befehle sie euch an
Wie Gott befahl die liebe Mutter
Am Kreuz dem Herren St. Johann."

Da dem jungen Herrn von Neifen
Das Abenteuer ward bekannt:
„All eure Sorge lasset schleifen,
Und ziehet in St. Thomas Land.
Ich gelob euch das fürwahr,
Eurer Frauen will ich pflegen
Und bliebt ihr außen dreißig Jahr."

Da dem edeln Möringer
Die gute Rede ward bekannt,
Ihm war das Herz nicht mehr so schwer,
Hin zog er nach St. Thomas Land.
Die Märe sagt uns das fürwahr,
Daß der edle Möringer
Ausblieb volle sieben Jahr.

Da der edle Möringer
In einem Garten lag und schlief,
Dem Ritter träumte also schwer
Wie ihn ein Engel weckt' und rief:
„Erwache, Möringer, es ist Zeit:
Kommst du heut nicht heim zu Land,
Der junge Neifen nimmt dein Weib."

Da rauft der edle Möringer
Vor Leid sich aus den grauen Bart:
„Mir ist von Leid das Herz so schwer:
Ach Gott, daß ich geboren ward!
Soll ich so geschieden sein
Von Land und auch von Leuten,
So reuet mich die Fraue mein!"

Er sprach: „St. Thomas, edler Herr,
Dir will ich klagen dieses Leid,
Daß die mich scheiden will von Ehr,
Die ich gebracht zu Würdigkeit.
Im Elend bin ich armer Mann,
So ferne hier im fremden Land;
Gott ists allein, der helfen kann."

Da der edle Möringer
Noch empor zu Gotte rief,
Ihm war das Herz von Leid so schwer,
Im Leid er wiederum entschlief.
Daheim erwachend wußte das
Noch nicht der edle Möringer,
Daß er vor seiner Mühle saß.

„Marien Dank und ihrem Kind!
Die mir geholfen haben her,
Daß ich mein' Mühle wiederfind'
So schnell nach wunschlichem Begehr."
Doch war er ein betrübter Mann,
Als er in seine Mühle ging
Und Niemand ihn erkennen kann.

Da sprach er: „Müller, traut Gesind,
Weißt auf der Burg nicht neuer Mär?
Wenn ich die Tugend an dir find,
Ich armer Pilger über Meer."
„Abenteuer weiß ich viel,
Wie des edlen Möringers Weib
Den Neifen heute nehmen will.

Man spricht, der edle Möringer,
Der sei in fremden Landen todt.
Das Leid, das ist mir allzuschwer,
Gott helf ihm noch aus aller Noth.
Gott gnad dem lieben Herren mein,
Von dem ich Ehre hab und Gut,
Gott tröst die liebe Seele sein."

Da sprach der edle Möringer,
Er war ein gar betrübter Mann:
„Nun helf mir Gott, du halfst mir her,
Und rathe mir, wie greif ich's an,
Daß ich zu meinen Burgen käm'
Und von diesem Hofgesind
Am Leben keinen Schaden nähm."

Da ging der edle Möringer
Vor seiner eignen Veste Thor.
Er klopfet an, er klopft so sehr;
Der Thorwart sprach: „Wer ist davor?"
„Held, nun sag der Fraue dein,
Ein Pilger steh hier vor der Burg,
Ein armer Pilger woll' herein.

Nun bin ich doch heut fern gegangen,
Daß ich müde worden bin.
Thu's um Gott, und säum nicht lange;
Denn in die Burg steht all mein Sinn.
Um ein Almosen bitt ich sehr
Um Gott und um St. Thomas Willen
Und um den edeln Möringer."

Der Thorwart that wie er gebot,
Ein gieng er zu der Frauen fein.
Er sprach: „Erbarmt euch, Frau, der Noth,
Laßt einen armen Pilger ein.
Um ein Almosen bitt er sehr
Um Gott und um St. Thomas Willen
Und um den edeln Möringer."

Da das die edle Frau vernahm,
Ein armer Pilger steh davor,
Sie war den Pilgern nimmer gram:
Sie sprach: „So schließ ihm auf das Thor.
Almosen gönn ich ihm fürwahr;
Um Gott und um St. Thomas Willen
Gönn ichs ihm gern das ganze Jahr."

Der Thorwart that der Frau Begehr,
Hin schied er von der Herrin fein.
Da ward der edle Möringer
In seine Burg gelassen ein.
„Ich danke dir, Herr Jesu Christ,
Deiner Mild und deiner Güte,
Daß meine Burg mir offen ist."

Da der edle Möringer
In seine eigne Burg eingieng,
Es war ihm leid von Herzen sehr,
Daß Niemand ihn darin empfing.
Er setzte sich auf eine Bank;
Wie da dem edeln Möringer
Eine kleine Weile ward zu lang!

Nun naht' es sich der Abendstund,
Zu Bette sollte gehn die Braut;
Er war den Herren noch nicht kund;
Da sprach der beste Dienstmann laut:
„So hielt es sonst der Möringer,
Es schlief kein Gast auf seiner Burg,
Er sang ein Hoflied ihm vorher."

Der Junker hörte das von Neifen,
Der da Bräutgam sollte sein.
„Hört auf mit Lauten und mit Pfeifen;
Herr Gast, singt mir ein Liedelein.
Wenn es den Leuten wohlgefällt,
Das gelob ich sicherlich,
Ich begab euch reich mit Gut und Geld.“

„Zu schweigen hatt ich mich bedacht,
Doch sing ich wieder, wie ich sang,
Ein Weib hat mich dazu gebracht,
Den Frauen folg ich lebenslang.
So bitt ich dich, du junger Mann,
Räch mich an der alten Braut,
Greif ihr die Haut mit Reisern an.

Ward ich in ihren Diensten alt,
Blieb sie inzwischen auch kein Kind;
Mein Bart ist grau und so gestalt,
Daß sie auf einen jüngern sinnt.
Sonst war ich Herr, nun bin ich Knecht,
Drum ward auf dieser Hochzeit mir
Eine alte Schüssel auch gerecht.“

Da das die edle Frau vernahm,
Ihr trübten sich die Augen klar,
Von Gold sie einen Becher nahm
Und setzt' ihn diesem Pilger dar.
Drein schenkte man den klaren Wein,
In den der edle Möringer
Von Golde senkt' ein Ringelein.

Das zog er ab von seiner Hand,
Es war so lauter und so klar,
All sein Leid ihm da verschwand,
Was ich euch sage, das ist wahr.
Er warf es auf des Bechers Grund,
Mit dem sein allerliebst Gemahl
Ihm festigte den Ehebund.

„Trauter Weinschenk,“ sprach der Gast,
„Du allerliebster Diener mein,
Wenn du mir holden Willen hast,
So trage dies der Herrin dein.
Dafür gelob ich sicherlich,
Wenn meine Sachen besser stehn,
Zum reichen Manne mach ich dich.“

Da sprach der Weinschenk tugendsam:
„Ja liebster Pilger, gleich zur Hand!“
Den Becher mit dem Ring er nahm,
Gab ihn der Herrin in die Hand.
„Liebste Herrin,“ sprach der Schenk,
„Lasset dies euch nicht verschmähn,
Euch schickt's der Pilger zum Geschenk.“

Da des edeln Ritters Frau
Das Ringelein im Becher sah,
Sie begann es näher zu beschaun,
Betroffen sprach die Gute da:
„Mein Herr, der Möringer ist hie.“
Aufstund die Frau gar züchtiglich
Und fiel vor ihm auf ihre Knie.

„Seid mir willkommen, liebster Herr,
Ihr seid noch alles Leides voll.
Wo bliebet ihr so lange fern?
Nun sollt ihr euch gehaben wohl.
Laßt euer sehnlich Trauern sein
Und verseht euch keines Leides;
Hab ich doch noch die Ehre mein.

Die Ehre halt ich also fest,
Edler Herr, gar ohne Wank;
Das dünket mich das Allerbest,
Deß sag ich Gott im Himmel Dank.
Wenn ich euch untreu worden bin,
Mein ehelich Gelübde brach,
Vermauern laßt mich immerhin.“

Da dem jungen Herrn von Neifen
Dies Abenteuer ward bekannt,
All seine Feinde ließ er schweifen
Und trat vor seinen Herrn zuhand:
„Herre, liebster Herre mein,
Gebrochen hab ich Treu und Eid,
Das Leben büß ich billig ein.“

Da sprach der edle Möringer:
„Herr von Neifen, es soll nicht sein,
Betrübt euch drum nicht allzusehr
Und nehmt für euch die Tochter mein;
Mir überlaßt die alte Braut,
Mit der kann ich mich wohl berichten,
Ich gerb ihr selber schon die Haut.“

496.

Liebfrauenbild von Dorschhausen.

Gumppenbergs marianischer Atlas teutsch von Wartenberg IV., 153.

Nit weit von der Stadt Mindelheim in dem Dorf Dorschhausen, in der Kirch ist ein Marienbild in größten Ehren. Die Sag ist, diese Kirch sei angefangen worden, nit weit darvon in dem Dorf Altensteig sei aber Alles durch göttliche Macht allhero kommen, was dort ist gebauet worden. So hab auch das heilige Bild nit können bewegt werden, da mans wollte in des Malers Haus tragen, um solches zu renoviren, deßwegen habe der Maler in der Kirchen arbeiten müssen. Einmal hat ein schwedischer Reiter ungebührliche Wort wider dieses heilige Bild ausgestoßen, darnach demselben den Mantel abgezogen mit den Worten: Laß mich diesen Mantel so lang brauchen, als du ihn gebraucht hast. Ist also wieder zu seiner Compagnie kommen und über ein Viertelstund armselig des Tods gewesen. Die große Glocken hat sondere Kraft in Erhaltung der Feldfrucht, wann mans zu Anfang des Winters läutet, und dieses von Alters her. Vor Zeiten ist es ein benanntes heiliges Ort gewesen, und mit großen Kirchfahrten geehret worden, bis der Irrglauben überhand genommen.

497.

Die Burgruine Rabenschaichen.

Mündlich.

Wenn man auf der Straße von Kempten nach Memmingen das Dorf Hirschdorf hinter sich hat, sieht man, etwa eine Viertelstunde unterhalb dieses Dorfes, links neben der Straße am nahen Waldsaume, die Ruinen einer zerfallenen Burg, über welche junge Birken und Tannen emporragen. Daneben steht ein Weiler, von mehreren zerstreuten Häusern gebildet, welches bis auf den heutigen Tag den Namen von dieser Burg „Rabenschaichen“ trägt. Hier hauste in alten Zeiten ein gar ungebärtiger Ritter, der Schrecken der ganzen Gegend. Zogen die Ulmer Kaufleute mit ihren Waaren aus Welschland des Weges fürbaß, da lauerte Kuno mit seinen wilden Gesellen im Gehölze, plünderte die Reisigen oder ließ

sich das Weiterziehen mit blankem Golde bezahlen. Seine Grundholden bedrückte er auf alle Weise; kam ein Bettler an die Schloßpforte, so hetzte er seine zottigen Rüden nach ihm und sah mit Hohngelächter zu, wenn sie ihn recht übel zurichteten. Das unrecht aufgehäufte Gut ward dann in schwelgerischen Gelagen verschwendet, wobei die geraubten Weinfässer, wenn sie ihres feurigen Inhaltes entleert waren, unter dem Gejauchze der Zechenden in den Burggraben hinabgerollt wurden. So trieb er das wilde Raubhandwerk viele Jahre, fragte nichts nach Gott und nach den Menschen, und so kühne Abentheuer er auch unternahm, immer kehrte er siegreich von jedem Strauße heim, so daß es allum hieß: „Ritter Kuno hat seine Seele dem Teufel verschrieben, drum richtet Keiner etwas mit ihm aus!" — Plötzlich stirbt er um die Mitternachtsstunde, von einem blutigen Raube heimgekehrt. Seine Gesellen tragen den Leichnam in das oberste Gemach, von dessen Söller Kuno auf die an der nahen Straße Vorüberziehenden Spähe zu halten pflegte. Indeß sie im Erdgeschoße über der Theilung der angehäuften Schätze hadern und lärmen, erschallt plötzlich um die Zinne der Burg ein kreischendes Gekrächze einer Schaar Raben, welche bald durch die geöffneten Fenster in das Todtengemach hineinfliegen und mit wüthendem Geschrei das Antlitz des Verstorbenen zerfleischen. Die Todtenwächter vermochten sie erst zu verscheuchen, als von dem vollstrotzenden Gesichte nur mehr die nackten Knochen aus dem Leichentuche hervorgrinsten. Die Zechenden im Hofe ergriff kalter Graus; sie ahnten Gottes Strafgerichte, vertheilten die geraubten Güter unter die Armen oder vergabten sie an Kirchen, und überlieferten das Raubnest den Flammen, welche es bis auf das Erdgeschoß verzehrten, das noch heute in seinen Trümmern die Erinnerung an diese Sage aufbewahrt in seinem Namen „Rabenschaichen."

498.

Der Schindelnklieber in den Meltern.

Mündlich.

Zwischen Kaufbeuren und Schongau liegt ein herrlicher Wald, „die Meltern," der sich zu beiden Seiten der Geltnach hinzieht, deren enges Thal das „kalte Thal" genannt wird. Da hört man in stillen, finstern

Nächten in entfernter Waldeinsamkeit ein Geräusche, wie wenn Jemand aus Scheitholz Dachschindeln klöbe: es ist der „Schindelnklieber in den Meltern," wie er ringsum in der Gegend genannt wird. — In dem nahen Dorfe Stöttwang wohnte einstmals ein begüterter Bauer, der nicht zufrieden mit dem Segen, welchen ihm Gott schenkte, recht wucherig that und allabendlich mit seinem Knechte in die Meltern hinausging, um Holz zu stehlen, das er dann daheim klob und an die armen Nachbarn verkaufte. Da ging einmal Sattlers Jakob um die Mitternachtsstunde von Osterzell, wo er auf der Stöhr arbeitete, nach Hause. Er mochte vielleicht, weil er dem Kornbranntwein kräftig zugesprochen, etwas unterm Hut haben; da erwachte das Courage in ihm und er rief einmal um's andermal in das Gehölze: „Schindelnklieber komm heraus!" — Was geschieht? Er geht lustig seiner Wege, da sieht er mit einem Mal einen großen, schwarzen Hund über dem Wege liegen, dessen feuriges Auge ihn so erschrecklich anblitzte, daß es ihm eiskalt über den Rücken lief. Er bog vom Wege ab in das Gehölze, verirrte sich aber, da ihm immer die funkelnden Augen des schwarzen Hundes vorleuchteten, so sehr, daß er erst nach ausgestandenen Todesschrecken gegen die Morgendämmerung, ganz nüchtern geworden, daheim ankam.

499.

„Wo gehts Bobingen zu?"

Mündlich.

Drei Stunden südlich von Augsburg an der sogenannten Hochstraße liegt das große und schöne Dorf Bobingen. Da ist es aber nicht gut fragen: „wo geht es Bobingen zu?" und gar Manche haben darob nicht selten blutige Köpfe heimgetragen; zum mindesten wird Einer mit Schimpf und Spott und den lästerlichsten Reden traktirt, er mag nur fragen, wen er immer will. Dieß kommt nun daher. Es war einmal vor langer Zeit ein Bursche von Bobingen zu Gericht belangt, welchen eine Dirne als Vater ihres Kindes angegeben hatte. Der Beklagte wendete sich an einen Advokaten in Augsburg, der im Rufe stand, daß er Alles „durchfechten" könne. Dieser gab ihm den Rath, sich vor Gericht blödsinnig zu stellen und auf jede an ihn gerichtete Frage die Antwort zu geben

„Bobingen zu," und dabei mit der rechten Hand unter der Nase von der rechten nach der linken Seite zu zeigen. Er that genau wie ihm gerathen war, und wurde, da weder ein Eingeständniß noch etwas Anderes aus ihm zu bringen war, vom Gerichte entlassen. Nach einiger Zeit kommt er Geschäfte halber in die Stadt und begegnet dem Advokaten, der ihn neugierig um den Ausgang fragte. Nachdem er den glücklichen Erfolg gehört, sagte er: „Nun ist's aber an dir, mich für diesen Rath zu belohnen; ich verlange für meine Bemühung nur zwei Karolin." Der Bursche aber warf dem Verblüfften ein „Bobingen zu" hin, bog um das Straßeneck und läßt seit der Zeit den Advokaten auf seinen Lohn warten.

500.

Entstehung des Klosters Lechfeld.

Bosor Lico-Campestris. Augsburg 1662, S. 14 ff. Kurze Geschichte der Wallfahrt und des Klosters Lechfeld. Augsburg 1830 S. 1—7.

Im Jahre 1602 lebte Frau Regina von Imhof, geborne Bämlin auf Reinhardshausen, Wittwe des Raimund von Imhof, Patriziers und Bürgermeisters in Augsburg, auf ihrem Lehngut Untermeitingen. Eine besondere Andacht zur Mutter Gottes veranlaßte diese edle Frau zu dem frommen Entschlusse, eine Kapelle zu Ehren Mariä Hilf zu erbauen.

Lange Zeit konnte sie nun über den Platz mit sich selbst nicht einig werden, auf welchem sich die neue Stiftung erheben sollte. Endlich ergab sich, nach einer bis auf unsere Zeiten fortgepflanzten Sage, folgendes Ereigniß.

Die edle Frau hatte sich einst bei Nacht und Nebel auf einer Rückreise von Augsburg nach Untermeitingen auf der weiten Ebene des Lechfeldes verirrt. In der Angst ihres Herzens versprach sie in stillem Gebete der Mutter Gottes dort eine Kapelle zu bauen, wo sie den Weg nach ihrem Schlosse finden würde. Kaum hatte sie bei sich dieses feierliche Versprechen gethan, als der frommen Frau aus finsterer Nacht die Lichter ihres benachbarten Schlosses entgegen schimmerten, worauf sie hocherfreut alsogleich ihrem Kutscher befahl, auf diesem Platze seine Peitsche in die Erde zu stecken. So entstand nun bald darauf das Kirchlein Maria Hilf auf dem Lechfelde, die hohe Stifterin aber gebot auf Anrathen ihres aus

Italien rückkehrenden Sohnes Leonhard von Imhof, der Kapelle die Form der Kirche von Maria Rotonda in Rom zu geben. Den 9. April im Jahre 1603 wurde der Grundstein gelegt. Fromme Sage behauptet, daß Frau Regina von Imhof die Errichtung des Hochaltares, wie er noch heutigen Tages steht, nach dem Vorbilde dreier nächtlicher Visionen selbst angegeben habe.

501.

Wie ein Augsburger die Schweden vom Kloster Lechfeld vertrieben.

Gumppenbergs Marian. Atlas IV., 107.

Auf dem Lechfeld bei Augsburg ist zum Gedächtniß des Sieges, so Kaiser Otto wider die Hunnen auf diesem Feld erhalten, eine große runde Kapell erbauet worden. Das Frauenbild von Holz ist sehr groß auf dem Altar, hat gleich Anfangs Kirchfahrter mit Opfer bekommen. Ein aufrichtiger katholischer Bürger von Augsburg hat erzählt, daß er einsmals von Augsburg nach Landsberg gangen, sei er etwas mehr als hundert Schritt von der Kapell gewesen, da habe er ziemlich viel schwedische Räuber ersehen, mit etlichen leeren Wägen von vier Pferden bespannt, gedachte, sie kämen, das Kupfer, mit dem die Kapell bedeckt war, hinwegzunehmen, welches ihm zu Herzen gangen, und gedacht, wie er doch dieses verhindern könnte, war aber allein, zu Fuß, und müd, könnte auch den Reutern nicht entfliehen; da fallet ihm plötzlich ein, er solle so geschwind er könne, in die Kapell hineinlaufen. Als sich die Soldaten schon zu dem Raub rüsten wollen, haben sie den Laufenden aufgehalten und gefragt, warum er also laufe, da ihm doch Niemand nachjage, darauf er geantwortet, er fürchte die Kroaten und bitte Gott, daß er ihnen entrinnen möchte. Als die Schweden Solches vernommen, haben sie sich alsobald zur Flucht begeben, habe derowegen er der Mutter Gottes Dank gesagt, daß er der Gefahr entronnen, auch genug gelacht, daß er allein die Soldaten aus dem Feld geschlagen. Die Kapell hat also an Wunderwerken und Reichthum zugenommen, daß ein zierlich weites Langhaus daran gebauet worden.

502.

Todtenwies und Eselsburg.

Mündlich.

Im Jahre 955 lagerten sich die Ungarn oberhalb Augsburg. Kaiser Otto mit seinem tapfern Heere bot ihnen die Schlacht an. Der heilige Ulrich betete um den Sieg und zog selbst mit in den heißen Kampf. Endlich mußten die wilden Horden erliegen, die Mehrzahl wurde niedergehauen, ein großer Theil ertrank im Lech und der letzte Rest wurde von den wüthenden bayerischen Bauern, die Alles durch sie verloren hatten, drei Stunden unterhalb Augsburg erschlagen. Der Ort, wo dieß geschah, hieß die Todtenwiese, daselbst nun heutiges Tages das Pfarrdorf Todtenwies. Nicht weit davon erheben sich auf waldigem Berge die Trümmer der Eselsburg, so genannt, weil ein Esel in hölzernem Kessel das Wasser täglich in die Burg tragen mußte. Hier hauste der Ritter Greimold, ein Schrecken der schwäbischen Nachbaren und der augsburger Kaufleute, die keinen Geleitsbrief von ihm eingelöst hatten. Derselbige gedachte zu heirathen, allein bei allen Burgen und Schlössern, wo er anklopfte, erhielt er abschlägige Antwort. Da hörte er von der Schönheit Jukundens, der lieblichen Tochter Seyfrieds des Killenthalers. Alsbald ließ er sich ihr zum Gemahl antragen, erhielt aber, wie immer, auch hier einen Korb. Zornentglüht sann er auf Rache. Ein treuloser Diener ward bestochen, der öffnete in rabenschwarzer Nacht ein Burgthörlein und Greimold raubte die züchtige Jungfrau und führte sie auf sein Schloß. Allein Jukunde sträubte sich, einem Manne die Hand zu reichen, der weitum als Räuber verrufen war. Greimold warf sie kurzen Entschlusses in's Burgverließ. Doch sein Maß war voll. Der Himmel verhüllte sich, fürchterliche Blitze fuhren hernieder, ein Strahl zündete in der Burg und begrub den Frevler unter seinem eigenen Dache. Jukunde aber wurde durch einen Engel befreit und kehrte unversehrt in ihre väterliche Burg zurück. Noch sehen Mauertrümmer vom steilen Hügel aus Tannenwipfeln in's breite Lechthal hinab, noch sind die Schätze nicht erhoben, welche in der Burg vergraben liegen; aber nur mit Grauen nähert sich der Landmann der unheimlichen Stätte und bekreuzt sich vor dem bösen Geiste des Ritters, der noch in den Trümmern der alten Burg umgeht.

503.

Der Sieh' auf in Rain.

Rainer Wochenblatt 1846 u. Mitth. v. K. Böhaimb.

In dem freundlichen Städtchen Rain befand sich auf der innern Seite ober dem Spitzbogen des Thores ein steinerner, gebarteter Mannskopf mit der Inschrift: „Sieh auf!" Dieser Kopf war nach der Volkssage ein Denkmal menschenfreundlicher Warnung, daß man im Gehen, zumal auf dem Pflaster, vor sich hinsehen und nicht auf Uhren und andere Dinge in der Höhe seinen Blick richten solle, veranlaßt durch den Vorfall, daß Jemand, der im Gehen den alten Thorthurm ansah, stolperte und verunglückte. Allein es scheint, daß dem Bilde eine höhere Bedeutung innegewohnt habe, wie denn die alte Baukunst reich an Symbolen war. „Sieh auf," heißt so viel als: sei wachsam! Da Rain eine Gränzveste und als solche vielen feindlichen Angriffen ausgesetzt war, das Wahrzeichen aber an dem Thore, das ins Ausland führte, angebracht war, so mag es sein, daß einer der alten bayerischen Herzoge, welchen an dem Besitze Rains ohnehin immer gelegen war, vielleicht Herzog Stephan der Jüngere, der die Stadt mit Mauern und Thoren umgürtete, der Stadt das Wahrzeichen verlieh, als stete Erinnerung, gegen feindliche Gewalt auf der Hut zu sein.

504.

Richildis zu Hohenwarth.

Chur-Baiern I., 177.

Zu Hohenwarth liegt die gottselige Klausnerin Richildis begraben. Sie soll eine fromme Einsiedlerin bei dem Gotteshause daselbst gewesen sein. Wenn sonst dem Kloster zu Hohenwarth ein schweres Unglück oder irgend eine Fährlichkeit bevorstund, so hörte man in dem Grabe der Richildis ein großes Poltern und Getön, so fast einen Klang, wie gewaltsam gegen einander geworfene Todtengebeine von sich geben.

505.

Das Todtenmahl zu Scheyern.

Von? — Als Scheyern, Wittelsbachs Wiege, dem Sturme der Säkularisation erlag, gieng auch der altehrwürdige Brauch zu Grabe. S. Vaterländ. Magazin. München 1841, S. 119.

Zu Scheyern hallt im Klostergang
Das Cönaglöckchen wieder,
Und ruft zum Mahl mit hellem Klang
Die gottgeweihten Brüder.

Schnell thun sich auf im weiten Kreis
Des Klosters stille Zellen,
Die Brüder all', bald laut, bald leis',
Zum Mittagsmahl sich stellen.

Da tritt ins Refektorium
Mit Pektoral und Kette
Der Abt — die Brüder harren stumm, —
Er winket zum Gebete.

Tief tönt das Benedicite
Und betend steh'n die Brüder,
Das Herz erfüllt ein seltsam Weh',
Bang senkt der Blick sich nieder.

Und als zu Ende das Gebet,
Setzt Jeder sich zum Mahle,
Der Lector liest, der Wärter geht,
Bringt Speisen nach dem Saale.

Doch sonderbar! — noch unbesetzt
Am Tisch ist eine Stelle;
Wer ist der Säum'ge, der zuletzt
Erst kömmt wohl aus der Zelle?

Und warum ist für ihn allein
Gedeckt mit schwarzen Linnen?
Und gar noch rother Kerzen Schein,
Ein Kreuzbild mitten innen?!

Still öffnet jetzt die Pforte sich
Und blaß, wie aus dem Grabe,
Naht scheu, gebückt und kümmerlich
Ein Greis an seinem Stabe.

Ein Bettler ist's. — Der Abt berief
Ihn Bruno's statt zur Stelle,
Denn Bruder Bruno ruhet tief
In dunkler Grabeszelle.

Und so geschah es dreißigmal
Nach jedes Bruders Scheiden:
Es half der Dankesthränen Zahl
Die ew'ge Ruh bereiten.

506.

Der Spiegelbrunnen zu München.

Neues Tagblatt f. München u. Bayern red. von F. M. Friedmann 1839, Nr. 12.

Spiegelbrunneneck hieß vormals die Ecke am Anfang des Schrammergäßchens gegenüber der königlichen Polizeidirektion. Diese Benennung ist uralt, schon in einer Urkunde des Jahres 1543 vorhanden.

Die älteren Bewohner von München erinnern sich noch eines Gemäldes an dieser Hausecke, vorstellend ein hahnartiges Thier, wie man den bekannten fabelhaften Basilisken zu malen pflegte, und an dieses Gemälde knüpft sich die Volkssage: Es soll hier, wie noch jetzt, ein Brunnen, vermuthlich ein Ziehbrunnen gewesen sein, in welchem sich aber ein Basilisk aufhielt, der jeden, welcher in die Tiefe des Brunnens hinabschaute, tödtete, bis er endlich mit Hilfe eines Spiegels aus dem Brunnen gebracht wurde, nachdem er sich nämlich, als er seine Gestalt im Spiegel gesehen, durch seinen eigenen Anblick getödtet hatte; denn seinen Blick kann kein lebendiges Wesen ertragen, wer ihn sieht, muß sterben, auch er selbst, wenn er seiner ansichtig wird.

507.

Hundskugel zu München.

Die vor. Schrift Nr. 17.

Das seltsame Bild an der sogenannten Hundskugel zu München befand sich ursprünglich nicht an dem Hause, an welchem es sich jetzt befindet, sondern am ehemaligen Baderhause, welches das innere Eck bildet. Alte Leute denken noch an die erst vor ungefähr fünfzig Jahren übertünchte, an diesem Haus al Fresco gemalte Schilderei, welche eine in einem hübschen Wäldchen befindliche Kegelstätte vorstellte, auf welcher sich eine Anzahl (nach Einigen neun) Hunde mit Kegelschieben vergnügten, während einige einen Teller mit Würsten vor sich in den Tatzen hielten und mit vollem Munde sich des Lebens freuend, dem Spiele der Kameraden zusahen. Deßwegen wurde auch der Name „Hundskugel" von dem Volke gern mit „Hundskuchel," die Hundsküche, vertauscht. Als dieses Bild vernichtet worden war, ersetzte es der Künstler Roman Boos durch ein Holzrelief, auf welchem jedoch die Hunde nicht mehr in der Kegelstätte beschäftigt, sondern mit einer Kugel scherzend vorgestellt wurden.

Das Volk erzählte auch wohl von jener Kugel, und wie sie von Hunden wäre durch Münchens Gassen geschleppt, an diesem Hause aber niedergelegt worden. Andere wollten das Gemälde anders deuten. Ein alter Vers, welcher sich darunter befand, lautete:

Bis diese neun Kegel umscheiben die Hund',
Können wir heilen noch manche Stund'.

Dieser Vers habe sich auf die im Hause befindliche Badergerechtsame bezogen.

508.

Die Dohle mit dem Ringe.

Nach Bruckbräu's Eichenkronen 1832: Neues Tagblatt für München und Bayern, 1839 Nr. 145 u. 158, woselbst die Echtheit der Sage beanstandet wird.

Gegenüber der neuen Post zu München erblickt man auf einem der vorstehenden Hausgiebel statt des gewöhnlichen Windfähnleins eine Dohle, welche einen Ring im Schnabel haltend, ihre ausgebreiteten Fittige dem Winde entgegenhält, der sie auch hin und her dreht mit abenteuerlichem Knarren. In früheren Zeiten wohnte im Franziskanerbäckenhause, dem Palaste der Törring-Guttenzell gegenüber, im zweiten Stocke der kurfürstliche Hofrath von Lander, dessen Nichte in der Klosterschule bei St. Jakob am Anger erzogen wurde. Diese lernte hier die Tochter des Klostergärtners kennen, und gewann das sanfte, schuldlose Mädchen so lieb, daß sie nicht nachließ mit Bitten, bis ihr das Gärtnermädchen zur Gespielin heimgegeben ward. Einst befand sie sich auf dem Jahrtage der Gärtner in der kalten Herberge, wo sie Festkönigin war, als sie plötzlich von Gerichtsdienern verhaftet und in ein Gefängniß gebracht ward. Man hatte nämlich schon seit geraumer Zeit zwei Ringe vermißt, und jetzt fehlte auch der dritte, ein sehr werthvoller Brillantring des Hofrathes. Niemand wußte, wohin sie gekommen, da verstand es der Sohn des Hofrathes, den Verdacht auf das Gärtnermädchen zu bringen, indem er die Kapsel des Ringes, die er gefunden, in ihren Kasten warf, um sich auf diese Art an ihr zu rächen, weil sie seine zudringlichen Liebesanträge verschmäht hatte. Der Schein war durchaus gegen sie, also verfuhr man mit der ganzen Strenge des Gerichtes gegen die Unschuldige.

Auf dem erwähnten Gärtnerfeste in der kalten Herberge befanden sich auch ein geistlicher Rath und sein Bruder, ein Domherr, beide aus altadlichem Geschlecht, und hatten die Verhaftung des armen Mädchens mit vielem Mitleiden angesehen. Beide wohnten im Hintergebäude des Franzis-

kanerbäckenhauses und sahen an demselben Tage, als das Mädchen zur Folter gebracht werden sollte, zusammen hinab in den kleinen Hof, wo eben ein Maurer, Vater von sieben Kindern, Kalk bereitete, um das schadhafte Dach auszubessern. Da fällt plötzlich ein Geldstück, ein neugeprägter Pfennig, auf die Kalkschaufel des armen Maurers, der es für ein Geschenk der beiden alten Herren haltend, ihnen dafür dankt. Jene aber sahen gar wohl zu derselben Zeit einen schwarzen Vogel in das halbgeöffnete Fenster eines Zimmers fliegen, aus dem er bald mit einer Münze im Schnabel zurückkehrt. Blitzschnell durchzuckt den Domherrn der Gedanke, auch der vermißte Ring könne auf solche Weise abhanden gekommen sein. Er schreibt also gleich an den Richter, meldet das Geschehene, und bittet, eine Gerichtskommission in sein Haus zu schicken, um sich von der Wahrheit der Aussage zu überzeugen. Das geschieht; nach einer Viertelstunde kommt der Vogel wieder, so daß ihn die Kommission selbst hineinfliegen und Münzen entwenden sieht.

Man verfolgte nun sogleich den Flug des Räubers, entdeckte auch sein Nest und darin die Ringe nebst mehreren goldenen Schaumünzen und einer großen Menge ganz neuer glänzender Pfennige. So war die Unschuld der Gärtnerin vollkommen dargethan, und auf so großes Leid folgte große Freud', weil auch der Kurfürst und seine erlauchte Gemahlin an dem seltsamen Vorfalle Antheil nahmen. Auf dem Dachgiebel aber wurde zum Andenken an jenes Ereigniß die Dohle mit dem Ringe im Schnabel dargestellt, wie noch heute zu sehen ist.

509.

Der Thurmaffe zu München.

Mündlich.

Mit den alten Häusern schwindet so manches steinerne oder gemalte Wahrzeichen, daran sich eine uralte Geschichte oder eine sagenhafte Ueberlieferung knüpfte. So befand sich im alten Hofgebäude zu München vormals ein Thurm, auf dessen Spitze sah man einen aus Stein gehauenen Affen. Das gedenken freilich die jetzigen Münchener nicht mehr: kaum die ältesten Leute erinnern sich daran. Wie aber der Affe von Stein auf den Thurm gekommen, davon erzählte man folgende Geschichte. Vor

Alters war der Brauch, daß sich die großen Herren nicht nur Hofnarren, sondern auch Leibaffen zu ihrer Kurzweil und Belustigung hielten. Da hatte denn auch ein Herzog von Bayern einen solchen Affen bei Hofe. Der Affe mußte einer von den guten und leutseligen gewesen sein, denn er durfte nach Belieben im ganzen Schlosse herumwandern und war überall, wo er sich aufhielt, wohl gelitten. Nun eines Tages geschah es, daß der Affe sich zufällig ganz allein in dem Zimmer befand, in welchem ein Söhnlein des Herzogs in der Wiege lag. Dem Affen, welcher schon mehrmals die Wärterin beobachtet hatte, wie sie das Kind in die Arme nahm, wiegte und schaukelte, kam eine Lust an, die Rolle der Wärterin zu spielen. Also hob er den Prinzen aus der Wiege, schloß ihn fest in seine Arme und fieng an, voller Freude mit dem Kindlein hin und her zu rennen. In diesem Augenblicke sieht ihn die Wärterin und stößt einen Schrei des Entsetzens aus, wie sie das theure Wesen in den Armen des rauhen Thieres erblickt. Darüber erschrickt der Affe, rennt mit dem Kinde davon, die Wärterin hinter ihm her, durch die Gänge des Schlosses, Treppe auf und nieder, bis endlich der verfolgte Affe am Dache anlangt, zu einem Loch hinausschlüpft und sich auf die Spitze des Erkerthurms setzt. Da war nun guter Rath theuer; die herzogliche Familie im Hofe in Todesangst, Niemand getraute sich, den Affen weiter zu verfolgen, weil das Leben des Prinzen dabei in Gefahr schwebte. So ließ man ihn denn ruhig eine Zeit lang den Prinzen im Arm auf dem Thurme sitzen. Wie das Thier sah, daß es wieder ruhig geworden und seine Verfolger verschwunden seien, machte er sich mit dem Prinzen im Arme wieder vom Dache herab und brachte das Kind unversehrt in die Wiege zurück. So groß nun die Freude der herzoglichen Familie darüber war, so durfte sich doch der Affe nicht mehr in den fürstlichen Zimmern sehen lassen, und wurde zum Angedenken das Bild desselben in Stein gehauen auf die Zinne des Thurmes gesetzt.

510.

Legende vom hl. Blut bei Erding.

Nach Wenings Topogr. im Kal. f. kath. Christen. Sulzb. 1852 S. 99.

Im Jahre 1417 kamen ein paar Bauersleute aus dem Dorfe Kletheim in ihrem Gespräche auf ihre Vermögensumstände, da der Eine wohlhabend, der Andere aber arm war. Der Arme fragte nun den Reichen: wie er's denn mache, daß das Glück ihn so begünstige, während ihm, selbst bei aller angewandten Mühe, in seinem Hauswesen nichts Gedeihliches ersprießen wolle. Der Vermögliche gab dem also Klagenden zur Antwort: Er glaube, sein Glück rühre davon her, weil er in seinem Schreine das allerheiligste Sakrament des Altars aufbehalten habe (in dem Schreine seines Herzens, wie er gewiß verstanden wissen wollte). Allein der Arme nahm die Rede in seiner Einfalt anders, wie sein Benehmen zeigte. Er meinte einen wirklichen Schrein oder Kasten im Hause, und beschloß durch ein gleiches Mittel wie sein Nachbar zu einer gleichen Glückseligkeit zu kommen. Die Gelegenheit dazu bot sich ohnehin bald durch die nahe Osterzeit. In solchen Gedanken, eine heilige Hostie nach Hause zu bringen, begab er sich am grünen Donnerstage nach Altenerding, das nicht eine Viertelstunde entfernt liegt, und empfing die österliche Kommunion in der dortigen Pfarrkirche. Der Einfältige verbarg die heilige Hostie in ein Tüchlein und ging damit endlich nach Hause voll Freude diesen Schatz in seinem Hauskasten aufzubewahren, um mit dem Allerheiligsten in seinem Hauswesen gesegnet zu werden. Indessen hatte es der göttlichen Vorsehung gefallen, seinem ungeziemenden Vorhaben entgegenzutreten. Als der Bauersmann freudigen, aber auch schüchternen Gemüthes mit dem verborgenen Abendmahle an den Ort kam, wo jetzt zwischen Erding und Altenerding das Gotteshaus zum heiligen Blut steht, entwich ihm die heilige Hostie so wunderbar, daß dieselbe lange ihm sichtbar in den Lüften schwebte und endlich auf die Erde sich niederlassend aus den Augen kam. In seinem Innern ergriffen, geängstigt und beunruhigt, konnte der Mann mit treuer Seele nun nichts anders thun, als den Vorfall seinem Pfarrherrn mittheilen. Dieser kam mit seinem Pfarrvolke an den Ort, wo die heilige Hostie wieder sichtbarlich emporstieg, dann aber wieder in der Erde versank, ohne sich fassen zu lassen. Auf den pfarrlichen Bericht über diese wunderbare Sache kam

der Bischof von Freising mit seinem Domkapitel dahin, und während sie nebst dem zahlreich versammelten Volke beteten, erschien die heilige Hostie auch dießmal schwebend in der Luft, und versank endlich wieder in die Erde, ohne daß die Erhebung möglich wurde.

511.

St. Kastels Heilthum.

Von Adalbert Müller. — Die Geschichte vom Esel ist am Chore der Kirche gemalt.

Einst kam ein wälsches Mönchlein in's Land
Und pilgerte aufwärts am Isarstrand;
Der Schwarzrock ging müd und gekrümmt einher,
Denn auf dem Rücken trug er schwer
Ein Särglein in Gold und Steine gefaßt.
Und wie er so langsam fürbaß zieht,
Er tief im Thal eine Mühle sieht;
Daneben im Garten ein Eslein grast,
Ein feines Thier, gar feist und rund.
Das Mönchlein besinnet sich zur Stund'
Und geht hinab und ruft ins Haus:
„Freund Müller, erheb dich und komm heraus!"
Der drinnen fragt: „Was begehrst du mein?"
Der Mönch versetzt: „Dein Eselein
Gib mir; denn sieh! ich trage schwer
Und komme fern von den Bergen her,
Und fern noch ist meiner Reise Ziel."
Der Müller staunt und sträubt sich viel:
„Ei," spricht er, „gäb' ich den Esel dir,
Wer trüge Korn und Gemalm hinfür?"
D'rauf sagt das Mönchlein seinen Spruch:
„Wir lesen im heil'gen Bibelbuch:
Als Jesus gen Jerusalem fuhr,
Er fand eine Es'lin auf der Flur,
Die hat er zu einem Ritt begehrt,
Der Bauer, ein Heide nur, gewährt'
Alsbald dem Herrn; und du widersinnst,
Ein Christ, meinem Heiligen den Dienst?
Denn wisse, in diesem Särglein ruht
Sankt Kastel's Heilthum — sein Leib und Blut."

Der Müller hört's, und auf's Angesicht
Er fällt und frommen Glaubens spricht:
„Gelobt ist Gott, der solcher Gnad'
Mich armen Sünder gewürdigt hat!
Nimm hin, deine Fahrt sei benedeit!"
Drob ist der Mönch gar hoch erfreut;
Er setzt des Särglein hin ungesäumt
Und spricht, indeß er den Esel zäumt
Und packt, ein segnend Scheidewort,
Und macht sich auf und wandert fort.

Und unverdrossen, Berg auf Berg ab,
Geht's Es'lein seinen raschen Trab,
Daneben der Mönch mit lautem Sang
So pilgern sie den Strom entlang
Den ganzen Tag und kommen spät,
Da schon die Sonne niedergeht,
Am Fuße eines Hügels an.
Und sieh! jetzt führet sie die Bahn
In eines Hohlwegs Schacht hinein;
Bald stoßen sie auf einen Stein —
Er lag breit über den Engpaß her —
Und können nicht vor, nicht rückwärts mehr.
Das Es'lein steht und spitzt das Ohr
Und schnaubt; der Mönch springt hurtig vor
Und hilft dem Thier, lenkt's kunstgerecht,
Daß er's zum Sprunge reizen möcht':
Umsonst! wie er sich quält und müht,
Der Esel steht und regt kein Glied.
D'rob zürnt das Mönchlein und schwingt den Stab
Und prügelt den armen Langohr ab;
Und sieh! das Thier ächzt, schwankt und fällt
Zu Boden, zuckt — und liegt entseelt.

Der Pater steht fast betroffen da
Und wundert sich höchlich, wie's geschah
Daß also plötzlich dem schwachen Schlag
Das flinke, rüstige Thier erlag.
Und trauernd nimmt er des Packwerks Last
Dem Todten ab; und als er faßt
Und stellt auf den nahen Stein hinum
Den Sarg mit Sankt Kastel's Heiligthum, —
Da fängt's, o Wunder! hoch in der Luft
Und wieder tief in des Berges Kluft

Mit hundert Glocken zu läuten an;
Die Sterne verlassen ihre Bahn
Und schweben funkelnd herab und reih'n
Sich um den Sarg zum Heiligenschein;
Und reg' und laut wird's rings im Wald,
Ein tausendstimmiger Chor erschallt,
Als säße auf jedem Zweig und Blatt
Ein Engel und säng' das Glorificat.

Den Lobgesang, das Festgeläut
Vernimmt man im Lande weit und breit.
Die Gläubigen folgen treu dem Schall
Und kommen und seh'n die Wunder all;
Und jeder des Himmels Gnade preist,
Und jedem offenbart der Geist,
Daß, wo das Es'lein verschied am Stein,
Der Heilige wolle begraben sein.
Und von des Glaubens Begeisterung
Ergriffen regt sich Alt und Jung,
Karrt, zimmert, gräbt, trägt Steine bei
Und rührt geschäftig des Mörtels Brei
Und alsbald steigt's mit Thurm und Chor
Hoch über Sankt Kastel's Grab empor;
Und dicht daneben, demüthig klein,
Bau'n sie für Mönche ein Klösterlein,
Auf daß sie hier durch alle Zeit
Lobsängen Gott Sabaoths Herrlichkeit.

512.

Die Wolfsindis-Kapelle zu Reisbach.

Kal. f. kathol. Christen 1852. S. 69.

Unweit des Marktes Reisbach, im Landgerichtsbezirke Dingolfing, erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe ein freundliches Kirchlein zu Ehren der heiligen Jungfrau und Martyrin Wolfsindis oder Wolfsine. Die Verehrung dieser Heiligen in der Gemeinde Reisbach und der Umgegend erstreckt sich in die graueste Vorzeit zurück. Ueber ihr Leben und ihren Tod schweigt jedoch die Geschichte; nur die bis auf unsere Tage im Munde des Volkes lebendige Sage weiß Aufschluß zu geben. Die

heilige Wolfſindis ſoll die Tochter eines Gaugrafen auf dem Schloſſe Warth geweſen ſein. Obgleich im Heidenthum erzogen, gelang es ihr doch heimlich in der chriſtlichen Glaubenslehre Unterricht zu erhalten. Sie bekehrte ſich zum Chriſtenthum, wurde aber deßhalb von ihrem ergrimmten Vater grauſam getödtet. Sie wurde nämlich an die Schweife wildgemachter Ochſen gebunden, darnach gen Reisbach hinabgeſchleift, wo die Beſtien an der nahe am Markte hinziehenden Hügelkette ſtehen geblieben ſeien. Ihre Gebeine wurden ſpäter von frommen Händen geſammelt und in der Pfarrkirche St. Michael begraben, wo die Martyrin als Schutzpatronin bis auf unſere Zeiten verehrt wurde. An der Stelle, wo ihr unſchuldiges Blut gefloſſen, ſprudelt eine mächtige Quelle, deren Heilkraft von Alters her viele Gläubige herbeizog.

513.

Legende von St. Wolfſindis zu Reisbach.

Variante d. vor. Sage. Ebend. S. 70.

Wolfſindis oder Wolfſine, ein edles Fräulein aus dem Schloſſe Warth, lebte fromm, ſittſam und eingezogen. Als das Land von Kriegsvölkern beſetzt war, lag der Anführer einer feindlichen Rotte in dem Schloſſe im Quartier. Dieſer, von den Reizen der Jungfrau angezogen, machte ihr unehrbare Anträge, die aber von der züchtigen Jungfrau auf das Entſchiedenſte zurückgewieſen wurden. Da nun der Krieger ſeine ruchloſe Abſicht in Güte nicht erreichte, ſo wendete er Gewalt an und ſuchte die ſittſame Jungfrau gewaltſam zu ſeiner Luſt zu mißbrauchen. Das Fräulein entkam ihm mit vieler Mühe. Nun nahm der feindliche Kriegsmann zu einer Liſt ſeine Zuflucht, um doch zum Ziele ſeiner böſen Wünſche zu kommen. Er ſtellte ſich als wäre er abberufen, und hielt ſich einige Zeit nach geſchehener Abreiſe vom Schloſſe entfernt. Als er glaubte, daß die ſchüchterne Taube wieder aus ihrem Verſtecke hervorgekommen ſei, erſchien er auf Warth und forderte ungeſtümer als je die Erfüllung ſeines Begehrens, und als das ſittſame Fräulein dieſes abermals weigerte, verwandelte ſich ſeine thieriſche Liebe in wüthenden Haß. Er ergriff die Jungfrau, band ſie an den Schweif ſeines Roſſes, ſetzte ſich darauf und ſprengte in wildem Toben Reisbach zu, und hier, ganz

nahe beim Markte gab die Martyrin der Keuschheit den Geist auf. Auf derselben Stelle aber entsprang eine Quelle voll Heilkraft, und steht jetzt das anmuthige Kirchlein.

514.

Liebfrauenbild zu Pfarrkirchen.

Gumppenberg Marian. Atlas III., 200.

Ein Bürger aus Pfarrkirchen ging Geschäfte halber nach Regensburg und sahe, daß etliche Irrgläubige ein Bildlein der schmerzhaften Muttergottes ihrem Brauch nach verspotteten und verschmähten und schon zu Stücken zerreißen wollten, als er sie gebeten, sie sollten es ihm schenken, so sie auch gethan, worauf er das Bild gegen Pfarrkirchen getragen, aber unterwegs im nächsten Wald an einem Baum angeheftet, wohin er dann an den Feiertagen von Haus aus kirchfahrten gangen und also allein seine Andacht verrichtet hat. Einsmals ersahen solches Bild drei Mägdlein und erzählten es andern; nun kamen die Leute schaarenweis, opferten Wachs und einiges Geld, so daß zuerst eine Kapelle von Holz, nachmals ein Kirchlein in Form des heiligen Grabes zu Jerusalem errichtet werden konnte.

515.

Brodbacken am St. Leonhardstag.

Zimmermann Churb. geistl. Kal. IV., 229.

Zu Zell (in Niederbayern) geschah es, daß eine Bäuerin am St. Leonhardstage an's Brodbacken ging. Das sah ihre Nachbarin und ermahnte sie ernstlich, daß es sich nicht zieme, am St. Leonhardstage Brod zu backen. Doch jene erwiederte: „Leonhardstag hin! Leonhardstag her! und sollten mir die Hände im Teig stecken bleiben, so muß ich backen!“ Und siehe, als die Verwegene in der Arbeit fortfuhr, blieben ihr auf einmal beide Hände im Teige stecken, welche Händ man noch heutiges Tages in der Kirche sehen soll.

516.

Der Bühelstein.

Mündlich.

Der Bühelstein bei Grättersdorf war vor mehr als tausend Jahren ein stattliches Felsenschloß. Darinnen wohnte ein schönes Fräulein mit einem ungeheuren Schatze von Silber und Gold. Weil nun ihr ganzes Herz an dem Schatze hing, so gab sie auch der Liebe kein Gehör und verschmähte die Anträge ihrer Freier. Unter diesen war ein Zauberer, Namens Elso, der schwur dem stolzen Fräulein Rache und verwünschte ihr Schloß in Stein. Augenblicklich ward die stattliche Burg in einen Felsen verwandelt, in welchen nun die reiche Maid eingeschlossen war.

Doch war ihr vergönnt worden, an einem bestimmten Tage des Jahres wieder an's Tageslicht zu kommen und ihr Geld zu zählen. Jedes Jahr am hohen Fronleichnamsfeste, wenn es zur Wandlung läutet, öffnet sich eine verborgene Thüre im Felsen und das stolze Fräulein wandelt an's Tageslicht. Schon Manche haben sie dann auf dem Schatze sitzen und ihre Haare kämmen sehen. Zwölf Sekunden währt die Erscheinung, darnach ist keine Spur mehr von ihr zu sehen.

517.

Das Kirchlein zur Rastbuche bei Grättersdorf.

Mündlich.

An dem Fuße des Felsen Bühelstein ist ein Kirchlein hingebaut, dessen Ursprung uralte Volkssage verkündigt.

Als der göttliche Heiland noch auf Erden wandelte, da soll er auch einmal in diese Gegend gekommen sein, und weil er selbigen Tages schon einen weiten Weg zurückgelegt, auch die Mittagssonne so heiß brannte, daß ihm der Schweiß vom Angesichte tropfte, so ließ er sich am Fuße des Bühelsteines unter einer breitschattigen Buche nieder und ruhte ein Weilchen von der Reise. Zum Wahrzeichen ließ er die Spuren seiner Füße in dem Gestein zurück, auf welchem er lagerte. Als nachmals fromme Christen diese Spuren wahrnahmen, gingen sie mit Andacht zu

jener alten Buche wallfahrten und schnitten auch fleißig ihre Namen in den ehrwürdigen Baum ein, und ließen ein Kirchlein zur Erleichterung ihrer Andacht errichten. Unter den Pilgernden fand sich auch eine kranke Frau, die mit besonderem Vertrauen unter der Rastbuche des Herrn ihre Gebete verrichtete. Gott erhörte sie und gab ihr Genesung. Zum Danke ließ sie die Kapelle vergrößern, so daß nun der Pilger Viele zu gemeinschaftlicher Andacht bei der Rastbuche zusammen kamen.

518.

Mariä-Hülf bei Passau.

Nach Procopii Mariale festiv. S. 9. Wunderhorn I., 366. Gumppenbergs Marian. Atlas, teutsch von Wartenberg II., 21.

Es wohnt ein schönes Jungfräulein
Bekleidet mit Sammt und Seiden,
Ob Passau in ein Kirchel klein,
Auf einer grünen Heiden;
Dort auf dem Kapuziner-Berg
In Gnaden sie verbleibet,
Mit Zeichen und mit Wunderwerk
Ihr meiste Zeit vertreibet.

An ihr ist nichts denn Heiligkeit
Und majestätisch Leben,
Ganz englisch ist ihr Reinigkeit,
Demüthig doch darneben,
Ihr Ursprung ist sehr adelich,
Von königlichem Stamme,
Ich darf sie nennen öffentlich,
Maria heißt ihr Name.

Aus fremden Landen führt sie her,
Erzherzog Leopoldus,
Ihr zu erzeigen alle Ehr,
Das war sein größte Wollust.
Den schönen Sitz hat ihr bereit,
Ein edler Herr von Schwendi,
Jetzt genießt er in der Seligkeit,
Ihr mütterliche Hände.

Vor ihr die Engel neigen sich,
Weil Gott sie selber ehret,
Dienstwillig sie erzeigen sich,
Sobald sie's nur begehret.
Die Kaiser beugen ihre Knie,
Die König sie schön grüßen,
Fürsten und Herren rühmen sie,
Und fallen ihr zu Füßen.

Auf ihrem Haupt trägt sie ein Kron
Von Gold und Edelsteinen,
Von Silber ist gemacht ihr Thron,
Auf dem thut sie erscheinen,
Jesus der wahre Gottes-Sohn,
In ihren Armen wohnet,
Die Seel, die ihm und ihr thut schön,
Bleibt wohl nicht unbelohnet.

Es stehn vor ihrem Angesicht,
Viel tapfre Edelknaben,
Zu ihrem Dienst dahin gericht,
Die Schild in Händen haben.
Wie Engel stehen ihr so nah
Der Ablaß und die Gnade,
Die grüßen uns von ferne da
Und hin zu ihr uns laden.

Mit vielen zarten Blümelein
Ist sie gar fein umstecket,
Mit Nägeln und mit Röselein,
Wird ihr Altar bedecket.
Davon das ganze Kirchel schier
Ueberaus lieblich schmecket,
Damit das Volk durch solche Zier
Zur Andacht werd erwecket.

Oft Musikklang und Orgelspiel
Thut man da bei ihr hören,
Aemter und Litaneien viel
Haltet man ihr zu Ehren.
Ihr viel Personen immerdar
Lichter und Ampeln brennen,
Durch welche sie sich ganz und gar
Zu ihrem Dienst bekennen.

Dort sieht man durch die Sommerzeit,
Prozessien und Fahnen,
Die Prediger nach Gelegenheit
Das Volk zur Buß vermahnen.
Sie, Reich und Arm, Mann, Weib und Kind,
Loben und benedeien,
Und so sie beichten ihre Sünd,
Thut mans ihnen verzeihen.

Allda sich in ein Klösterlein,
Nicht weit von ihr gelegen,
Viel arme Diener schließen ein,
Allein von ihretwegen;
Daß sie ohn alle Hinderniß
Der Jungfrau mögen pflegen,
Und letztlich nach gethaner Buß,
Erwerben ihren Segen.

Sie hat ein kleines Glöckelein,
Gar wunderschön es klinget,
Gleich wie ein kleines Waldvögelein
In aller Früh es singet,
Sobald es hört ein liebreichs Herz,
Vor Freuden es aufspringet:
Das Volk es locket hinaufwärts,
Wanns in die Luft sich schwinget.

Sie liegt mir an dem Herzen mein,
Holdselig von Gebärden,
Wollt Gott, ich könnt ihr Diener sein,
So lang ich leb auf Erden.
Drum sofern ist in mir was Guts,
Und auch sogar das Leben,
Bis auf den letzten Tropfen Bluts
Will ich gern für sie geben.

Den Bogen sie mit Liebes-Pfeil,
Die Herzen durchzuschießen,
Gespannt zu halten alleweil,
Läßt sie sich nicht verdrießen.
Verbreitet ihres Sohnes Licht,
Die Seelen zu gewinnen,
Ihr große Macht darauf sich richt,
Spart keinen Fleiß hierinnen.

Wer nur ansieht ihr schön Gestalt,
Der thut sich gleich verlieben,
Als wär an ihr Magnets Gewalt,
So wird er angetrieben.
Viel tausend Leut so manche Meil
Ihr zu Gefallen reisen,
Zu kurz ist ihnen Zeit und Weil,
Wann sie ihr Ehr erweisen.

Den sie nur freundlich blicket an,
Den hat sie schon gewonnen,
Ihr Anblick ihn bald fangen kann,
Kommt nimmer gern von dannen.
Nicht wenig thun bekennen das
Von Bösen und von Frommen;
Meinen, es zieh sie weiß nicht was,
So sind sie eingenommen.

Geb Gott, daß stets an diesem Ort,
Sein Name werd gepriesen,
Daß ihm sogar mit keinem Wort,
Ein Unehr werd bewiesen.
Das liebe Kindlein Jesus Christ,
Der Mutter zu gefallen,
Woll helfen thun zu jeder Frist,
All die zur Jungfrau wallen.

519.

Die Juden zu Passau.

Altes Volkslied. — Wunderhorn I., 93.

Mit Gott, der allen Dingen
Ein Anfang geben hat,
So heben wir an zu singen
Ein wunderliche That.

Der Christoph Eisenhammer
Durch sein groß Missethat
Fing an ein großen Jammer
Zu Passau in der Stadt.

Zu'n Juden thät er laufen,
Und fragen sie behend:
„Ob sie nit wollten kaufen,
„Das heilig Sakrament?"

Alsbald sie Antwort gaben,
„Er solls ihnen bringen nun,
„Sie wollten ihm mit Gaben
„Ein völlig Gnüge thun."

In stürmischer Nacht, im Finstern,
Brach er die Thüre auf,
Von unser Frauen Münster
Nahm acht Partikel aus.

Um einen Gulden merk eben
Er sie alle acht verkauft,
Daß einer, wie zu sehen,
Auf dreißig Pfennig lauft.

Die Juden ließens zum Tempel
Bald tragen auf den Altar,
Ein Messer sie auszogen,
Und stachen grimmig drein.

Bald sahen sie herausfließen,
Das Blut ganz mild und reich,
Gestalt sich sehen ließen
Ei'm jungen Kindlein gleich.

Das brachte großen Schrecken,
Sie gingen bald zu Rath:
Zwo Hostien zu schicken,
Gen Salzburg in die Stadt.

In die Neustadt auch zwo senden,
Zwo schickten sie gen Prag,
Zwo hielten sie bei Händen,
Hätten darüber Frag.

Sie meinten und verhofften,
Christum auszutilgen gar,
Drum heizten sie ein Ofen,
Worin die Hostien warn.

Doch seht vor ihren Augen
Flogen zwei Engel raus,
Dazu zwo schöne Tauben,
Das machte Furcht und Graus.

Christoph der Uebelthäter,
In Sünden hart verblendt,
Wie Judas der Verräther,
Stiehlt weiter was er findt.

Als er zu Germansbergen
Angriff den Kirchenstock,
Ergriffen ihn die Schergen,
Sie schlugen ihn in Stock.

Da er nun lag gefangen,
Zu Passau im Oberhaus,
Was er je hätt begangen,
Bekennt er frey heraus.

Da wurden die Unthaten
Der Juden auch vermehrt,
Wie sie gerathen hatten,
Das Sakrament entehrt.

Dem Bischof ging zu Herzen,
Solch lästerliche That,
Darauf ohn alles Scherzen,
Er nach ihnen greifen läßt.

Da haben sie bekennet,
Daß sie das Sakrament
Gestochen und gebrennet,
Und in drei Städt gesendt.

Zwar vier aus den Gefangnen,
Haben sie weisen lahn,
Die Seeligkeit zu erlangen,
Den Glauben genommen an.

Die andern sind verbrennt,
Die vier, so sich bekehrt,
Die Christen sich genennet,
Die gab man zu dem Schwert.

Christoph, ders angefangen,
Das Sakrament verkauft,
Wurd auch mit heißen Zangen,
Nach etlich Wochen gestraft.

520.

Der geschundene Wolf zu Passau.

Aventin ann. I. VII., p. 654. Adlzreiter ann. P. I., p. 635. Hansiz Germ. sacra I., 394. Falkenstein bayr. Gesch. III., 100. Merian Topogr. Bav. p. 41. Grimm d. S. II., 204.

Herzog Otto von Bayern vertrieb des Papstes Legaten Albrecht, daß er flüchten mußte und kam nach Passau. Da zog Otto vor die Stadt, nahm sie ein und ließ ihn da jämmerlich erwürgen. Etliche sagen: man habe ihn schinden lassen, darum führen noch die von Passau einen geschundenen Wolf. Auch zeigt man einen Stein, der Blutstein geheißen, darauf soll Albrecht geschunden und zu Stücken gehauen sein.

521.

Die drei Lederer zu Passau.

J. Lenz Hist.-topogr. Beschreib. von Passau. II., 138.

Vom Severinthor zu Passau führt ein enger Weg bis zum Neuthor in die Mariahilfstraße zurück. Dort sieht man an einer Gartenmauer

einen eingemauerten Stein, auf welchem drei Männerköpfe abgebildet sind. Die Sage erzählt, dieses seien die Köpfe dreier Lederer aus der Innstadt, welche die Erbauer der Stadtmauer sollen gewesen sein.

522.

Passauer Kunst.

J. Lenz Hist.-topogr. Beschreib. II., 114.

Ein Student zu Passau, Namens Christian Elsenreiter, beschrieb kleine Papierstreifen mit allerlei seltsamen Charakteren und den Worten: „Teufel, hilf mir, Leib und Seel' geb' ich dir." Wer einen solchen Zettel verschluckte, war stich- und hiebfest. Starb er aber in den ersten vier und zwanzig Stunden, so war seine Seele des Teufels. Im dreißigjährigen Kriege hielten die Soldaten viel darauf und soll keiner Passau verlassen haben, der nicht das höllische Papier mit sich genommen.

523.

Das Gehäkelt an der hohen Wand.

Von Adalb. Müller.

Auf tiefgetauchten Kähnen schwamm Kaiser Rothbarts Heer
Hinunter in der Donau, hinab zum fernen Meer.

Hie Fürsten und hie Ritter und Kriegsleut' aller Art,
Hie Bischof und hie Mönchlein — es war 'ne bunte Fahrt.

Sie zogen frommer Sinnen in das gelobte Land,
Mit Kreuzen auf den Mänteln, mit Waffen in der Hand.

Es waren, wie man schreibet, wohl vierzigtausend Mann,
Der Kaiser zog den Seinen als treuer Held voran.

Sie hatten jüngst vernommen — und Zorn schwellt jede Brust —
Der Heiden freches Treiben, Jerusalems Verlust.

Wie Mohren und Mamluken mit Feuer und mit Schwert
Die Christen ausgetrieben, das heil'ge Grab entehrt.

Das mocht' er nimmer leiden, der tapfre Barbaross',
Drum sandt' er seine Boten durch's Reich von Schloß zu Schloß.

Drum sammelt' er behende ein kampfgerüstet Heer
Und führt' es auf der Donau hinab zum fernen Meer.

Am Strome liegt ein Städtlein, Vilshofen ist's genannt,
Nicht fern davon erhebet sich steil die hohe Wand.

Und als zu ihren Füßen Herrn Friedrichs Nachen schwamm,
Geschah ein wild Rumoren hoch auf dem Felsenkamm.

Der fromme Kaiser blicket hinan die dunklen Höh'n
Und sieht da mit Entsetzen leibhaft den Bösen steh'n.

Er stand in einer Wolke, ein Unhold riesengroß,
Und rüttelte vom Berge mit Macht den Gipfel los.

Und schwang in starken Armen den Fels und schnob und flucht'
Und schleuderte hernieder die ungeheure Wucht.

Und als ob ihren Häupten die grause Masse schwebt,
Däucht Alles sich verloren, das kühnste Herz erbebt.

Der Kaiser aber langet still nach dem Kreuzesbild
Und streckt es voll Vertrauen empor als seinen Schild.

Und sieh! der Berg zerstiebet, wie Spreu vom Wind verführt,
In splitterndes Getrümmer, eh' er den Strom berührt.

Rings um die Schiffe stürzt es unschädlich in die Fluth,
Der Böse flieht und ächzet, Gestöhn ohnmächt'ger Wuth.

Noch heut ragt das zerschellte Gebirg aus tiefem Grund
Und thut, was da geschehen, der späten Nachwelt kund.

524.

Ritter Tuschl von Söldenau.

A. Müller u. B. Grueber der bayrische Wald S. 164. A. Müller die obere Donau S. 104. Duller die Donau S. 120 u. A.

Die Pfarrkirche zu Vilshofen gehörte vormals zu einem Chorherrenstifte, das Ritter Heinrich Tuschl von Söldenau im Jahre 1376 stiftete. Auf einem Steine der Kirche las man die Worte:

Ein Gamsel auf dem Stain
lockt mich in Wald hinein,
zway Hund' an ain Bain;
ich Tuschl bleib allain.

Die Veranlassung dieser Aufschrift erzählt die Sage. Heinrich Tuschl von Söldenau diente als tapferer Degen und getreuer Held viele Jahre hindurch dem Sultan von Aegypten. Schon vorgerückt in Jahren kehrte er nach Bayern zurück, reich an Ehren und mit Geld und Gut beglückt. Da kam ihm in böser Stunde der Gedanke, sich in seinen alten Tagen in den heiligen Ehestand zu begeben. Ein armes, schönes Fräulein aus dem Vilsthale, Annerl von Aheim, hatt' es ihm angethan. Zum Unglücke fand die junge Frau an dem von Tag zu Tage alternden Tuschl kein Wohlgefallen, während ein junger Edelknabe ihre Liebe gewann. Als nun eines Abends Herr Tuschl von der Jagd heimkam, fand er weder Weib noch Edelknaben im Schlosse, auch konnte Niemand ihm sagen, wo sie hingekommen. Noch hegte der arglose Ritter keinen Verdacht, sondern glaubte, ein böser Feind habe ihm das Kleinod seines Herzens geraubt. Also griff er zum Pilgerstabe und durchwanderte, die Entführte suchend, schier ganz Abendland. Drei Jahre waren vergangen, als er eines Tages in einem wälschen Städtlein einkehrte. Hier beschloß er zu rasten und seine zerrissenen Schuhe flicken zu lassen. Er trat in eine Werkstätte, aber wie ward ihm zu Muthe, als er in dem rüstigen Schuster seinen Edelknecht Günther erkannte und in der Frau vom Hause sein lang gesuchtes Annerl von Aheim. Jetzt erkannte er den schändlichen Verrath und gedachte im gerechten Zorne das treulose Paar mit dem Stocke niederzuschmettern; doch schnell besann er sich eines Bessern und ging schweigend und unerkannt von dannen. Nach seiner Rückkehr in's Vaterland gründete er das Stift zu Vilshofen, ließ alle seine Waffen und

Hausgeräthe mit der Aufschrift: „Allein" bezeichnen und verblieb allein bis an das Ende seiner Tage. Die Chorherren des Stiftes trugen zu Ehren ihres Wohlthäters das Wort: „Allain" in ihr Kleid eingenäht.

Nach einer abweichenden Sage hatte Tuschl sein Weib Untreue halber lebendig einmauern lassen, ein Schuster aber unterirdisch sich zu ihr durchgegraben und sie befreit, worauf Beide vor dem Zorne des Ritters nach Wälschland entwichen.

525.

Ain schönes Lyed von Vilßhofen.

Von Jorg Widman. — v. Hormayr Taschenb. 1833 S. 323.

Ain krieg hat sich gewaltigklich
im Bayerland erhaben
der offt erfreüdt und hat beklagdt
viel manichen stolzen knaben
der vor nit hat wör und grät
hat er ym machen lassen
das bayrisch gelt yetz in der welt
thät manger knecht verbrassen.

Der sach gar vil ich schweygen will
allain so wil ich singen
von ainer stat Vilßhofen hat
der wißpeck wellen zwingen
er kam mit macht bey vinster nacht
ob die tor würden offen
stünd sein beger die stat wolt er
yn haben abgeloffen.

Solichen spot verhenget got
nit über die gerechten
er stünd yn frey in nöten bey
halff yn von den landsknechten
sy wurden gwar der grossen schar
ain lärman schlug man umbe
do ward berayt knecht und haubtleüt
alsbald man hort die trumbe.

Bald in der stat ward man zu rat
man that ain ordnung machen
hin auff die mayr und zu dem feyr
als fert zu sölchen sachen
mang stoltzer man kam auff den plan
mit spieß und hellebarten
kainr saumpt sich nye sy sprachen hie
wöln wir der feind erwarten.

Do das geschach die veind man sach
sich richten zu dem schertze
mit großer krafft die burgerschaft
namen die sach zu hertze
herr Sigmund vein von schwartzenstayn
hauptman der werden state
herr Aßen schilt Michel pirmilt
thatten vil guter thate.

Sich schickten recht burger unn knecht
und hetten klain verbriessen
hyn auff die wör gegen dem hör
ward man gar tapffer schiessen
der wißpeck kam bald er einnam
die vorstatt hat er innen
er richt sich zu spat une fru
die stat wolt er gewinnen.

Der wißpeck bald schüff mit gewalt
man solt die stat zerschiessen
yn kümmert vast groß überlast
thet ym davon entspriessen
man fand ain syn dardurch man yn
die vorstat thet außprennen
das gantze hör mit aller wör
müßt sich davon zertrennen.

Bay ainer nacht die büchsen pracht
man nahent zu der maurn
die körb man seczt da ward die letz
vil manger knecht und paurn
räczen, böham, mang käczer kam
tu kain eer bedeuten
der kriegen will die cristen vil
mit ungelaubigen leuten.

Sy richten sich gewaltigklich
schussen die maur zu grunde
die in der statt mit wider that
saumpten sich gar kein stunde
der büchsen schal gar weyt erschall
zuring umb in dem lande
dabey man hat ir grösse not
an mangen ennd erkandte.

Ain hauptman der hieß algeer
schickt man zuschiff den frommen
matheus peck vein ist auch hinein
mit seinen knechten kummen
erst fieng man hertz zu sölchem schertz
do man thet hilff erkennen
von wann sy sein kummen hinein
thut euch nit not zu nemen (zu nennen).

Do der wißpeck den braten schmeck
das man die stat thet stercken
und der stauffer auch zog daher
das thet er gar bald mercken
erst schoß man fast ließ ja kain rast
man macht die maur zu scherben
der wißpeck sprach in ungemach
müst ir all hie verderben.

Man schoß vil feyr über die meyr
in d'stat an mangen ende
al sein beger stund wie das er
die stat yn gar außprennte
da halff yn got in solcher not
das ym nit thet gelücken
do ward man sich gar krefftigklich
wol zu dem sturme schicken.

Ain michel sach der maur was ab
nyder zu grund gefallen
der büchsen vil als zu dem zil
richt man darauf mit schallen
sy wurffen auf ain grossen hauff
ain ordnung thet man machen
sy traten an der büchsen ton
hört man gar weite krachen.

Ain grosser strauß innen und auß
hort man zu bayden seyten
der sturm was groß man schlug und schoß
der wißpeck mit sein leuten
der stat zu trang mit grossem zwang
trib er sy an den graben
richt als das rich der fenderich
thet seinen fan auffhaben.

Er sprach wol her gut und auch eer
wolln wir allhie gewinnen
do das geschach ainer der stach
über die mauren zinnen
mit ainem spieß den fetzen ließ
zu letz der werden state
in solchem schein das leben sein
mancher verloren hate.

Sy wörten sich gar krefftigklich
hauptleut und auch die knechte
mit allem wör gegen dem hör
thet man schick ensich rechte
der sturme wert hab ich gehört
vil länger dann ain stunde
der wißpeck floch bald er abzoch
und sich nicht rechen kunde.

Der wißpeck hieß das man nit ließ
die todten cörper ligen
man hat ir bracht vil bey der nacht
wol in ain hauß verschwigen
darin ellend man sy verprennt
noch ettlich thetten leben
der wißpeck kan ain solchen lon
den seinen knechten geben.

Der wißpeck hat vor dieser stat
leut Er und gut verloren
mer wenn ich sag gegen dem tag
seind sy davon gefaren
hin wider haim ainn klainen rum
hat er alda begangen
ich hoff yn wer nit wider her
gen Vilshofen verlangen.

Ich lob den rat der werden stat
und auch die gantz gemaine
hauptleut und knecht preiß ich mit recht
die alweg tapfer seine
yn stund auch bey der stauffer frey
in nöten außerlesen
mit seinem hauff bey disem lauff
wär er auch gern gewesen.

Ir stett im land nempt leer allsampt
ab dieser statt behende
thut er geleich ir eeren reich
so werdt ir weit erkante
manige stat on alle not
in frembde hand ist kummen
ist yn ain spot o herre got
behüt allhie die frummen.

Von sachen mer zu singen wär
ich fürcht es bring verdrießen
es wird zulang — das mein gesang
wil ich damit beschliessen
ich hoff man wer ir grosse eer
an mangem end bedencken
Das lied fürwar zum neuwen iar
thut euch jörg widman schenken.

526.

Niederalteich.

Parnass. Boic. V., 9. Schuegraf J. R., Gesch. des Domes von Regensburg I., 5.

Die gemeine und althergebrachte Sag bringet, daß vor tausend und mehr Jahren an der Donau zwei übergroße Eichen gestanden, welche dem dummen und aberwitzigen Heidenvolk zu ihrem Götzendienste wol zu Statten kamen. Bei der anderen oder niederen von diesen beiden Eichen wurde der After-Göttin Isis mit abergläubischem Gepränge Opfer gebracht, bis der heilige Meldensische Bischof Pirminius diesen Götzenbaum

mit apostolischem Eifer gefället, ausgereutet und an dessen Statt einen andern, dem wahren Gott geweihten, nämlich das Kloster Niederalteich gepflanzt und errichtet hat.

527.

Sankt Gotthard.

Von Isabella Braun.

1.

Im jungen Herzen Wissens Drang
Und Sehnsucht nach der Lehrer Worte,
Jung Gotthard schritt das Thal entlang
Jedweden Tags zur Klosterpforte.
Es war sein Herz wie Aether rein,
Und klar, als wie der Sonnenschein;
Und wie das Blümchen auf der Au
Wo Jedes nach dem Licht sich kehret;
Und wie der reine Tropfen Thau
In dem der Himmel sich verkläret;
Und wie die Biene war es auch,
Die Honig sucht in Blüth' und Strauch;
Wie's Vöglein, das die Flügel hebt
Und nach den höchsten Lüften schwebt;
Und wie das grüne Waldbereich,
Drinn Liedlein tönen voll und weich,
Die alle Gott im Himmel oben
Für seine Vatergüte loben.

Mit solchem frommen Kindessinn
Der Knabe zog zur Schule hin. —
Doch wie er einmal durch die Auen
Die Schritte lenket wohlgemuth,
Da ist statt Wiesengrün zu schauen
Ringsum nur öde Wasserfluth.
Vom Regengusse angeschwellt,
Daß jagend treiben sich die Wogen,
Kam durch der Wiese Blumenwelt
Der rasche Donaustrom gezogen;
Soweit das Auge immer schaut
Entgegen ihm das Wasser graut.

Da steht der Knabe sinnend still;
Was ist's, das er beginnen will?
Erst blickt er in die Wogen nieder,
Dann auf das ferne Kloster hin;
Nun hebt er seine Augenlider
Zum Himmel auf im Glaubenssinn.

Es strahlt sein Auge wunderbar,
Wie Sternlein in der Nacht so klar;
Ein Lächeln schwebt um seinen Mund,
Wie Zephyr's Hauch in heißer Stund;
Und ein Gebetlein fromm und leis
Steigt nun daraus zu Gottes Preis;
Dann aber geht er voller Muth
Getrost und fröhlich durch die Fluth.

Hat ihn ein Engelein geführet?
Ward ihm der Glaubenssinn zum Boot?
Denn sieh! vom Wasser unberühret
Er schreitet durch die Wogennoth
Und langt auf seiner nassen Bahn
Im Kloster trocknen Fußes an. —

2.

Die Glocken läuten im Verein,
Daß rings die Auen widerhallen;
Sie laden zu dem Feste ein,
Und viele fromme Pilger wallen
Mit andachtsvollem Glaubenssinn
Und eil'gem Schritt zum Kloster hin.

Versammelt in der Sakristei
Sind schon die Priester und Leviten;
Jung Gotthard stehet fromm dabei
Als Ministrant in ihrer Mitten;
Der Andacht Feuer im Gemüth
Aus seinem Kinderauge glüht.

Denn o! er darf dem höchsten Gut
In heiliger Monstranz verborgen,
Des Rauchwerks düftereiche Glut
Darbringen heut am Festesmorgen;
Drum wallt sein Herz so froh und hehr,
Weiß nichts von dieser Erde mehr.

Nun tritt der Priester zum Altar,
Mit ihm die Ministranten-Knaben.
Schon sinkt aufs Knie die gläub'ge Schaar;
Und mit des Weihrauchs Opfergaben
Tritt Gotthard an der Stufen Rand
Das Rauchfaß in der kleinen Hand.

Doch sieh! die Glut erloschen ist,
Kein Funke lebet in den Kohlen;
Da eilt er, — kurz ist ja die Frist —
Sich neue zu dem Dienst zu holen.
Doch wie er rasch die Kohle wählt
Das Glutgefäß dem Armen fehlt.

Nur einen kurzen Augenblick
Hält Zaudern seinen Sinn umfangen;
Dann glüht im Glaubensstrahl sein Blick,
Und Freude glänzt auf seinen Wangen:
In frommen Eifers Drang und Hast
Er mit der Hand die Glut erfaßt.

Und einfaltsvoll und glaubensklar,
Die Glut er in sein Chorhemd schlinget;
Und angekommen am Altar
Das Rauchfaß er nun eilig schwinget
Auf daß von Weihrauchduft umweht
Zum Himmel steige das Gebet.

Und segnend blickt vom Himmelsthron
Gott Vater auf die Opfergaben.
Er spendet reichen Glaubenslohn
Dem frommen, unschuldsvollen Knaben,
Denn unversehrt vom Glutenbrand
Ist Gotthards kirchliches Gewand.

528.

Die Juden zu Deggendorf.

Von Andre Summer. *) — Adlzreiter l. III., 54. Chur-Baiern I., 321. Hormayr Taschenbuch 1832, S. 145. Soltau hist. Volksl. S. 51. Körner hist. Volksl. S. 227. J. Sartorius memoria mirab. Dei zu Deckendorff. Straubing 1710. S. 58 ff. Ertl Churb. Atlas I., 56.

Alß man zelt dreytzehenhundert Jar,
und Siben und dreyssig das ist war,
hat sich ein sach begeben:
Zu Degckendorff im Bayerland,
manichen Bidermann bekand
das solt ihr mercken eben.

*) Sonst auch Sommer, s. Uhland deutsche Volkslieder II., 1017.

Da sassen der Juden vil mit Hauß,
die lebten streffigklichen,
die machten zam ein Bund durchauß,
wie sie gantz mörderlichen,
zuwegen brechten Christi Leib,
das heilige Sacramente,
zu singen ich das schreib.

Ein anschlag hetten sie gemacht,
Ein Christen Weib zuwegen bracht,
mit der han sie pactiret:
Sie soll hin gen an alle sag,
Noch heuer gen dem Ostertag,
mit Geld han sie es verfieret.
Mit jhr han sie es beschlossen woll,
sie soll jns gstollen bringen,
Das wolten sie jhr bezallen wol,
Solches thet jhr auch gelingen,
den wahrn Fronleichnam sie ja bracht,
und nam darfur das Gelde,
wol auff die Osternacht.

Als dJuden das zu handen bracht,
Namen sie drüber ein bedacht,
und ob sie kunden Spüren:
Ob Christus in wesentlicher gstalt,
jhm Sacrament wer oder gmaldt,
der Teuffel thet sie verfuren.
Das sie alß balt mit einer All,
mit grimmen drein gestochen,
das blut ran drauß auff dises mal,
Alß sie peinlich han gsprochen,
darzu erschin ein Kindlein klein,
auff disem Sacramente,
und wich von keiner pein.

Erst faßten sie auff diß ein zorn,
Ein Jud mit einem hagendorn,
wolt das haben zerissen:
Wie vast er auff dem Brote umbstrich,
das Kind dennoch darvo nit wich,
über das warn sie geflissen.

Ein Ofen heitzten sie mit Fewer,
Wolten das thun verprennen,
und warffens drein so ungehewer,
und thetten nit erkhennen,
Daß Gott nit schadet heiß noch kalt,
noch ander pein nun mehre,
dem Allmechtigen gwaldt.

An dem sie auch nit gnügig warn,
kein boßheyt theten sie nit sparn,
Gott hat vor jhn kein friden:
Her trugen da der Juden gnoß,
Hämer zangen enn Anpoß,
und wolten diß brot zerschmiden.
Gott aber jn eins kindleins weiß,
stund von dem Brot nit ferne,
Ein Judt nam es in seinen Mund,
der Christen Himel speise,
Maria kam mit grosser klag,
o we meins lieben Kindes
wol hie auff disen tag.

Darburch der Juden Mordt brach auß,
Ein wachter der gieng für das hauß,
er höret seltzame Mehre:
Hin gieng der wachter also trat,
und sagts den Herren in dem Raht,
daß sie erschracken sehre,
Fünfftzig Mannen zur selbigen Stund,
Die schwuren balt zusamen,
Auffs heylig Creutz ein vesten pundt,
Im dorff Schäching mit namen,
ja wann man bey sant Martin leyt,
so sey ein yeder wol gerist,
zu rechen die schmachheit.

Und als sie erheben wolt die gfar,
Herr Hartmann nam gar eben war,
Freyherr vom Degenberge:
Dem thet auch solchs auff dJuden andt,
Pfleger in der Statt und auff dem Landt,
Daussen zu Ratternberge.

Der kam gerüst mit seiner wehr,
für Degkendorfer Pforten,
hinein begert er also sehr,
und sprach mit solchen Worten,
Ihr lieben Burger last mich ein,
ich hilff euch dJuden dempfen,
beide groß und auch klein.

Alß bald die Juden das vernamen,
das jn vil frembter Geste kamen,
Sie griffen zu der wehre:
Und wolten reten sie mit gwaldt,
Ihr fürgenommer hinderhalt,
der felet jhn gar sehre.
Sie waren überlegen weit,
Hartman kam wol zu steuer,
und halff den burgern diser zeit,
Sie steckten an mit Fewer,
der Juden hauß gar unerlogn,
da kam diß Himmel Brote
wol auß dem Fewer gflogn.

Und schwebet ob den Leuten umb,
Allff Paticel jn einer summ,
wurden alda vernummen:
Ein Junger Priester Außerkorn,
wol auß dem Benedicter ordn,
von Nideraltach herkomen
dem sich das Sacrament mit fleiß,
in seine Hend ergabe,
das selbig setzt er Gott zu ehr,
wol in das heilig Grabe
zu Degckendorff wol in der Stat,
da es dann manicher Sünder
biß her offt gesehen hatt.

Und welcher meint es sey ein mehr,
der kom dahin an all beschwer,
Besech dz heilig Brote:
Und nemb daselbst besser urkhund,
und ruf Gott an zur selbigen stund,
An disem Heyligen ohrte.
Das jm verzigen werd sein sünd,
alhie in zeit der gnaden,
Maria mit jrem lieben Kind,
behüt vor ewigem Schaden,
Andre Summer der Sünden Höld,
sambt all mit Brüdern unn Schwestern,
das sie Gott wern heim gstelt.

529.

Die Halbmeile.

Mündlich.

In Mitte des Weges, welcher von Niederaltaich nach Deggendorf führt, erhob sich in uralter Zeit eine steinerne Säule, der heiligen Jungfrau geweiht. Gar mancher Pilger rastete hier ein Weilchen, eröffnete der schmerzhaften Mutter sein Herz, und ging getröstet von dannen. Da kam einmal im Schwedenkriege ein feindlicher Reiter des Weges. Als er die Säule mit dem Marienbilde wahrnahm, gerieth er in heftige Wuth, stieß entsetzliche Flüche aus und hieb mit seinem Säbel nach dem geduldigen Bildniß. Endlich riß er noch sein Pistol vom Sattel und feuerte eine Kugel los. Aber siehe! in demselben Augenblicke bäumt sich sein Roß,

der gottlose Reiter stürzt rücklings zu Boden und bricht das Genick. Herbeieilende Gläubige erkannten die strafende Hand Gottes und erbauten ein Kirchlein über dem Bildstein, welches noch heutiges Tages von frommen Wallfahrern gerne besucht wird.

530.

Engelmar.

Engelmar Dorf in Niederbayern. — Canis. Ant. Lect. VI., 402. Rader. Bav. S. I., 117. Adlzreiter l. XVIII., p. 494. Müller u. Grueber der bayr. Wald S. 240.

Bei dem Dorfe Engelmar im Bayernwalde erhebt sich der Predigtstuhl. Er hat seinen Namen von dem Eremiten Engelmar, der hier den Tod eines Märtyrers starb. Früher als Landmann im Passauischen begütert, hatte sich zu Ende des eilften Jahrhunderts der fromme Mann in die Einsamkeit der Waldwüste zurückgezogen. Graf Aswin, auf dessen Gebiete er seine Zelle erbaut, nahm ihn in seinen Schutz und befahl, daß ihm täglich aus der Küche des Schlosses Windberg Speise gebracht werde. Allein der Diener, welcher diesen Auftrag zu vollziehen hatte, ward seines Geschäftes bald überdrüssig, und um sich den ermüdenden Gang auf rauhem Waldpfade zu ersparen, tödtete er den Einsiedler meuchlings mit einem Wurfpfeile. Nicht lange nach dieser Gräuelthat kam der Graf auf der Jagd in die Gegend und sah zu seiner Verwunderung aus einem Gebüsche einen blendenden Glanz hervorstrahlen. Nachsuchend fand man dort den Leichnam Engelmar's.

531.

Steinernes Kreuz bei Engelmar.

Engelmar Dorf in Niederbayern. — A. Müller u. B. Grueber bayr. Wald S. 240.

Nicht weit von Engelmar steht am Wege ein steinernes Kreuz mit einem Wappenschilde und der Inschrift: „1465 Steffan Frass, dem Gott Gnad.“ Die Sage erzählt, der Genannte habe auf einer Ritterfahrt mit

dem ihn begleitenden Knappen an dieser Stelle Rast gehalten. Inzwischen gab die Glocke der Kirche in Engelmar das Zeichen zur Messe, und der Knappe bat seinen Herrn, dem Gottesdienste beiwohnen zu dürfen. Dieser, insgeheim hussitischer Lehre zugethan, gab zwar die Erlaubniß, aber nicht ohne sie mit einer Spottrede auf das Meßopfer zu begleiten. Als der Diener aus der Kirche zurückkam, fand er den Ritter todt bei den Pferden liegen.

532.

Die Hunde zu Weissenstein.

Hund Stammenbuch II., 62. A. Müller u. B. Grueber bayr. Wald S. 214 ff. Panzer S. 82.

Vor vielen Jahren hauste auf dem Weissenstein ein reicher und mächtiger Graf. Noch jung an Jahren führte er ein liebreizendes Edelfräulein als Gattin heim und lebte mit ihr in Freuden und Herrlichkeit. So schön aber die Gräfin war, so hochfahrend war ihr Sinn und so verschlossen ihr Herz gegen den Jammer der Armen. Eines Tages lustwandelte sie mit ihren Jungfrauen in den Fluren des Schlosses. Da saß eine Bettlerin am Wege und flehte um eine milde Gabe. „Sieben Kinder," sprach sie, „habe ich zu Hause, aber keinen Bissen Brod." Die Gräfin entgegnete: „Was brauchst du Kinder zu empfangen, wenn du kein Brod hast, sie zu ernähren." Damit ging sie hohnlachend vorüber. Das arme Weib empört von den schnöden Worten, rief ihr nach: „Die Frucht deines Leibes soll mich an dir rächen!"

Die Gräfin fühlte sich eben Mutter, und darum ging ihr der Fluch der Bettlerin doch zu Herzen. Also gebot sie ihren Leuten, eine Zigeunerin herbeizuholen, um von dieser ihr Schicksal zu hören. Das Weib erschien, faßte die weiße Hand der Gräfin, beschaute lange die zarten Linien derselben und ließ sich endlich in feierlichem Tone vernehmen: „Ehe der Mond siebenmal voll wird, wirst du sieben Knaben gebären — die nach dem Erstgebornen kommen werden, werden dir den Tod bringen — aber noch nicht in der Stunde der Geburt, sondern erst nach sieben Jahreswechseln — und die Muttermörder wird des Vaters Fluch nicht treffen."

Diese verhängnißvollen Worte erfüllten die Gräfin mit banger Sorge und verbitterten ihr das Leben. Doch entzog sie den Augen der Welt

ihren Kummer und nur die Vertrauteste ihrer Kammerfrauen erfuhr das Geheimniß, welches ihr am Herzen nagte. Die arglistige Dienerin wußte Rath. „Man müsse," sagte sie, „doch erst zuwarten, ob es auch mit den sieben Kindern seine Richtigkeit haben werde. Bewähre sich dann der Schicksalsspruch, so müsse man dessen weiterer Erfüllung dadurch vorbeugen, daß man die Nachgebornen aus dem Wege räume; denn keine Macht im Himmel und auf Erden könne eine Mutter verpflichten, in den eigenen Kindern ihre Mörder heranzuziehen."

Die Gräfin, welche sich vor dem Gedanken entsetzte, das Leben durch die Hand ihrer leiblichen Söhne verlieren zu sollen, ließ sich den bösen Rath gefallen und traf mit der Kammerfrau heimlich die nöthigen Vorkehrungen, um für alle Fälle bereit zu sein. Inzwischen ward der Graf von seinem Landesherrn in's Feld gegen die Hussiten entboten, welche um selbe Zeit mit Macht das Reich angegriffen hatten. Dadurch bekamen die beiden Weiber vollends freies Spiel.

Einige Wochen nach der Abreise des Grafen kam die Burgfrau in das Kindbett und genas von sieben Söhnen, wie ihr vorhergesagt worden. Es fügte sich aber, daß am nämlichen Tage der Graf von dem unerwartet schnell beendigten Kriegszuge heimkehrte. Er war, von einem einzigen Diener begleitet, seinen Reisigen um eine Tagfahrt vorangeeilt, und als er nun in der Abenddämmerung dem Schlosse zuritt, gewahrte er eine Frauengestalt, die über die Thalwiesen an den Fluß hinschlich. Heransprengend erkannte er die Kammerzofe seiner Frau und sah, daß sie am Arme einen großen Henkelkorb trug. „Was machst du hier in so später Stunde?" rief er sie an. Die Zofe, zum Tode erschrocken, konnte kein Wort über die Zunge bringen. „Rede!" gebot der Graf, „sonst muß ich glauben, daß du mich bestehlen willst. Was trägst du in diesem Korbe?" „Ich? — im Korbe?" stotterte die Zofe — „junge Hunde; ich soll sie im Flusse ersäufen." „Junge Hunde?" wiederholte der Graf: „Ei, laß doch sehen, ob ich keinen davon für meine Meute brauchen kann." Dabei stieß er mit dem Schafte seiner Lanze den Deckel auf, und siehe da — sechs wunderholde Säuglinge lagen im Korbe bei einander. „Weib," schrie der Graf, sich aus dem Sattel schwingend und auf die Kammerfrau zustürzend — „was ist's mit diesen Kindern? Bekenne, oder ich bohre dich nieder!" Die Elende sank in die Kniee, flehte um Gnade und versprach, Alles zu gestehen. Mit zitternder Stimme erzählte sie nun dem staunenden Grafen den ganzen Verlauf der Dinge, von dem Vorfalle mit dem

Bettelweibe bis auf die jüngste Stunde, da der Gräfin Niederkunft erfolgt war. „Und als die sieben Knaben zur Welt waren," schloß sie die Beichte, „gebot mir die gestrenge Frau, den Erstgebornen säuberlich in die Wiege zu legen, die jüngeren Brüder aber zum Regenflusse zu tragen und in dessen Tiefe zu versenken." „Und du dienstfertige Seele," schnaubte der Graf, „konntest nicht genug eilen, den Mordbefehl zu vollziehen. Zum Lohne geschehe dir, wie du meinen Kindern zu thun vorhattest. Auch für die Andere wird die Stunde der Vergeltung schlagen." Er winkte seinem Knappen; der ergriff die Helfershelferin mit nerviger Faust, schleppte sie, wie sehr sie sich sträubte, an den Regen hinab und stieß sie vom Ufer in's Wasser.

Mittlerweile hatte der Graf wieder sein Pferd bestiegen und gebot dem Knappen ein Gleiches zu thun. Dann ritt er, den Korb mit den Säuglingen sorgsam unter dem Mantel bergend, einer Burg zu, die tiefer im Böhmerwalde sein eigen war. Dort angelangt, übergab er die Kinder dem treuen Schloßvogte mit dem Auftrage, ungesäumt Ammen herbeizuschaffen und die Kleinen getreulich zu pflegen und zu erziehen, bis er weitern Befehl erhalte. Auch mußten der Vogt und der Knappe in seine Hand einen theuren Eid schwören, von dem Vorgefallenen gegen Niemanden, wer er auch sei, ein Wörtlein verlauten zu lassen.

Nachdem der Graf die Sachen also auf's Beste bestellt hatte, kehrte er spornstreichs nach Weissenstein zurück, das er am andern Tage in der Morgenstunde erreichte. Er begrüßte seine Gemahlin mit anscheinender Herzlichkeit, liebkoste seinen Erstgebornen und geberdete sich so froh und wohlgemuth, daß Niemand ahnen konnte, welch tiefes Leid er mit sich herumtrug. Bald darauf wurde von den Landleuten in's Schloß gemeldet, man habe die Leiche der Kammerzofe auf einer Sandinsel des Regen gefunden, was die Gräfin nichts weniger als ungern vernahm, denn nun war ja die einzige Mitwisserin ihres Verbrechens auf ewig verstummt. Sie glaubte, jene sei bei der That im Flusse verunglückt. Als sie aber das Wochenbett verlassen hatte und ihren Gatten wieder mit Beweisen der ehelichen Zärtlichkeit erfreuen wollte, ward sie zu ihrer Verwunderung von ihm kalt aber höflich zurückgewiesen, unter dem Vorgeben, er habe in der Schlacht gegen die Hussiten, wo es ihm nahe an's Leben gegangen, das Gelübde gethan, sieben Jahre lang kein Weib zu berühren. Das mußte sich die Gräfin wohl oder übel gefallen lassen.

Nachdem aber diese Zeit nahe abgelaufen war, sagte der Graf zu seiner Frau: „Ich will den Tag, da ich dir deine Liebe wieder vergelten kann, mit einem Feste begehen und dazu unsere Verwandten und Freunde laden. Rüste also ein großes Mahl aus, damit dem Hause Ehre widerfahre." Die Gräfin that, wie ihr geheißen, und in der bestimmten Stunde füllte sich die große Halle des Schlosses mit Rittern und Edelfrauen, die als Gäste zu dem von ihr bereiteten Mahle kamen. Das Essen war unter Scherz und Lachen vor sich gegangen, als beim Nachtische der Graf vom Stuhle aufsprang und mit ernster Miene die Frage an die Versammelten richtete: „Ritter und Frauen sagt an, welche Strafe verdient eine Mutter, die die Frucht ihres eigenen Leibes morden will?" Alles schwieg betroffen von der unerwarteten Rede, nur die Gräfin — und zweifelsohne hatte ihr eine höhere Macht die vorschnellen Worte auf die Zunge gelegt — erwiederte: „Eine solche Rabenmutter verdient, daß man sie lebendig einmauere." „Weib!" rief ihr der Graf mit niederschmetternder Stimme zu, „du hast dir selbst das Urtheil gesprochen!" Auf ein Zeichen rollte jetzt ein Vorhang im Hintergrunde des Saales auf und man sah auf einer kleinen Erhöhung die sechs Nachgebornen, liebliche, rothwangige Knaben mit ihren Ammen stehen. „Siehe!" fuhr der Graf fort, „diese sind deine Kinder, die du wie junge Hunde wolltest ertränken lassen." Hierauf erzählte er den bestürzten Gästen Alles, was sich begeben. Wohl flehten die Knaben um Gnade für ihre unnatürliche Mutter und vereinigte sich mit ihrer Vorbitte die aller Anwesenden, aber die Gräfin selbst bestand auf der Vollstreckung des Urtheils und rief: „Mir geschehe nach meinen Worten! Ich will hienieden die Strafe für meine Missethat, damit ich jenseits einen gnädigen Richter finde." Und nachdem sie reuevoll gebeichtet und die heilige Wegzehrung empfangen, ward sie in ein Kämmerlein unter dem Thurm geführt und dort lebendigen Leibes eingemauert. Der unglückliche Gemahl aber verließ mit den Seinigen zur Stunde den Schauplatz dieser traurigen Ereignisse; Schloß Weissenstein verfiel nach Jahren in Trümmer. Auf daß aber ein warnendes Andenken in der Familie erhalten bleibe, nahm der Graf das Bild eines Hundes in's Wappenschild und nannte sich fortan Graf Hund zu Weissenstein.

533.

Der Fischer am Arbersee.

Von Adalb. Müller. — Der kleine Arbersee auf dem Arber in Niederbayern soll in seiner Tiefe von wunderbaren Goldfischlein bewohnt sein, deren eines ein Königreich werth sei.

Der Fischer klimmt wohl den Arber hinan,
Er klimmt wohl hinauf zum See,
Zum See, umgürtet mit Fels und Tann',
Und kühler als Nordlands Schnee.

Er birgt sich tückisch im Uferrohr
Und wirft die Schnur in die Well';
Bald reißt er ein zappelndes Fischlein empor:
„Ei grüß dich, du blanker Gesell!"

Das Fischlein, o Wunder! thut auf den Mund
Und redet mit schlauem Sinn:
„Erbarmen! es spielt sich so lustig im Grund;
Was bringt dir mein Sterben Gewinn?

Du weißt, es schwimmen viel Fischlein hold
Tief unten — tief angle hinein;
Die prangen mit Schuppen von purem Gold,
Ihr Auge ist Edelgestein.

Sie schlafen des Nachts in korall'nem Bett,
Von Perlen erbaut ist ihr Haus;
Wer solch ein Fischlein gefangen hätt',
Der lachte wohl Könige aus."

„Ho!" sprach der Fischer, „fort ärmlicher Wicht,
Nur flugs in die Pfütze hinein;
Du sättigst den hungrigen Magen mir nicht:
Mich lüstet's nach Edelgestein."

Und neiget sich vor, und neiget sich sehr,
Will langen bis tief in den Schlund;
Da wird ihm das gierige Herz zu schwer, —
Er stürzt — und sinket zu Grund.

Drob freute das listige Fischlein sich fast,
Rief seine Gespielen all;
Die kamen von Nord und von Süden zu Gast —
Sie kamen zum Leichenmahl.

534.

Graf Aswin's Tanne.

Erzählt von Adalbert Müller.

Im Böhmerwalde stehen viele Bäume und die Bäume haben viele Aeste und Zweige; aber so viel Nadeln oder Läublein an den Aesten und Zweigen allen hängen, so viel Stöße und Hiebe wurden ehedem unter den Grenzbewohnern gewechselt von hüben und drüben. Es war ein wildes, unsicheres Leben hier in alter Zeit, und kaum verging ein Tag im Jahre, an welchem die Deutschen und die Slawen sich nicht in den Haaren lagen. Feuer und Wasser wären besser mit einander ausgekommen, als diese beiden grundverschiedenen Völkerschaften. Erst als der große Kaiser Karl die böhmische und sorabische Mark gestiftet, ward Ruhe, und es konnten an der Grenze einige Ortschaften in Aufnahme kommen. Kaum aber hatte der Tod dem preiswürdigen Fürsten die Zügel der Herrschaft entrissen, und die Slawen spürten nicht mehr den Druck seiner starken Hand, so brachen sie wieder los und suchten das deutsche Gebiet mit ihren Beutezügen heim. Und dauerten diese gemeinschädlichen Grenzbalgereien fort bis in's sechzehnte Jahrhundert, wie denn Vater Aventin in seiner vielbelobten Chronika schreibt: „Im Böhmerwalde ist der Hädweg (der Arber) der höchst berg oberhalb Passauw, auff dem ein großer See, darumb die Behemen und Bayern noch kriegen, wer stercker kempfft, wirfft den andern in See.“

In den Tagen Heinrich's des Vierten hausten die Slawen ärger denn je mit Raub und Mordbrand. Da faßte der Kaiser den klugen Entschluß, ein mächtiges Dynastengeschlecht nach den bedrängten Gegenden zu verpflanzen und in solcher Weise die Grenzhut zu stärken. Er sah sich zu dem Ende die Grafen von Bogen aus, welche längs der Donau weit über die Berge und die dampfenden, brausenden Wälder geboten, vom Einflusse des Regen hinunter bis zur Ilz. Diese begabte er mit vielen Dörfern und Weilern im Grenzbezirke, als da sind: Grawat, Burte, Mazelin, Tichanesberg, Trasanesdorf, Buchberg und Sichowa. Die Grafen bauten feste Burgen und Wehren und legten Mannschaft hinein, so daß die stößigen Nachbarn, wenn sie über die Grenze wollten, eine harte Nuß zu beißen fanden.

Einmal war ein absonderlich fruchtbares Jahr eingetreten und es lag im Regenthale das Korn Garbe an Garbe auf den Feldern. Das

erspähten die Böhmen drüben auf ihren weitschauenden Felsgipfeln, und es beschlich sie die Lust, zu ernten, wo sie nicht gesäet. Also thaten sie sich in großen Haufen zusammen und wimmelten aus den Wäldern und Schluchten hervor, so dicht wie ein Heer Ameisen. Aber Graf Aswin hielt treue Wacht. Seine Mahnboten eilten von Schloß zu Schloß, und die Nothfeuer brannten auf den Bergen durch den ganzen Nordgau hin. Und als er hinlängliche Streitmacht zu haben glaubte, zog er den Böhmen entgegen und schlug sie in drei Feldschlachten nach einander.

Das letzte Treffen geschah am Alphaltersberge, jetzt Einfaltesberg genannt, hart an der Landstraße, so von Cham gen Straubing führt. Dort rastete nach blutiger Arbeit der Graf unter einer hohen Tanne, und es stieg ihm der Gedanke auf, das Gedächtniß des Tages bleibend an die Nachkommen zu bringen. Alsbald ließ er sein Schwert durch die Lüfte sausen und hieb mit mächtigen Schlägen in den Stamm der Tanne das Zeichen des Kreuzes.

Der mannliche Held ward hochgefeiert in Lied und Sage, und beim Volke hieß er der Schreck der Böhmen. Die Tanne stand viele Jahrhunderte aufrecht, denn Axt und Säge mieden sie mit frommer Scheu. Es ist so überlang nicht her, daß sie, altersmorsch, vom Winde gebrochen wurde, und zur Stunde noch leben Leute, die ihren umfangreichen Stock im Walde droben sahen und maßen.

535.

Graf Aswin's Tanne.

Von Adalbert Müller.

Die Königin des Waldes,
Die Tochter alter Zeit —
Es ist Graf Aswin's Tanne
Mit Feindesblut geweiht.

Wohl schaut sie hoch und herrlich
Hinein in's Böhmerland
Und sagt den Czechen drüben
Wer hier sie überwand.

In unsrer Väter Zeiten
Ging's traun! gar blutig her,
Da gab es wunde Schädel
Und Scharten in der Wehr.

Vom Böhmerwalde stürzten,
Gleich eines Bergstroms Schwall,
Sich Czeska's wilde Horden
Hernieder in das Thal,

Und breiteten zerstörend
Sich über Dorf und Flur,
Und Schutt und Leichen wiesen
Der Landverderber Spur.

Einst lag im Regengaue,
Von Sommers Gluth gereift,
Der Felder reicher Segen
In Garben aufgehäuft.

Das sah der Czechenherzog
Und stieß sofort in's Horn;
Es wuchs in seinen Wäldern
Dem Hungerer kein Korn.

Stracks wimmelten die Räuber
Hervor aus Wald und Schlucht
Und schleppten in die Fremde
Des deutschen Bodens Frucht.

Doch wachte treu Graf Aswin
Auf seinem hohen Schloß;
Der Czechen frevles Schalten
Sein mannlich Herz verdroß.

„Wie, ist der Deutschen Schlachtmuth
Erstorben und verweht,
Daß Fremde straflos ernten,
Was deutsche Hand gesä't?

Sind unsre Klingen rostig,
Ist unsre Kraft erlahmt?“
Er ruft's, und seine Wange
Von edlem Zürnen flammt.

Und seinen Ritterschaaren
Sprengt muthig er voran;
Sie stürzen auf die Feinde,
Zehn gegen hundert Mann.

In Lüften saust die Lanze,
Es blitzt der Schwerter Stahl,
Bald starrt von rothem Blute
Das Gras im Regenthal.

Das Beste thut im Kampfe
Das edle Grafenbild;
Von seiner Streitart Hieben
Zersplittern Helm und Schild.

Ein Wall von Leichen thürmet
Sich um den Helden her,
Die Feinde zagen, schwanken —
Bald steht kein Böhme mehr.

Und drauf und dran die Mannen
Mit lautem Siegesruf,
Was nicht die Schwerter würgen
Zermalmt der Rosse Huf.

Fortan kein Czechenfalke
Herab in's Bayern stieß;
Graf Aswin nun und immer
Der Schreck der Böhmen hieß.

An einer hohen Tanne
Der wackre Kämpe stand
Und schaute über's Schlachtfeld
Herab vom Hügelrand

Und seine blut'ge Streitart
Ergriff er siegesstolz,
Und hieb mit starken Schlägen
Drei Kreuzlein in das Holz.

So ward zum Siegesdenkmal
Die Tanne eingeweiht;
Noch grünt sie frisch und kräftig
Wie in der alten Zeit.

Denn Axt und Säge meiden
Den Stamm mit frommer Scheu,
Und selbst der Stürme Toben
Knickt keinen Ast entzwei.

536.

Neukirchen zum heiligen Blut.

Gumppenbergs Marian. Atlas II., 69. Zimmermanns geistl. Kalender IV., 188. A. Muller u. Grueber der bayr. Wald S. 269.

Als im Jahre 1450 Hussens Lehre in Böhmen Anhänger fand, trug es sich zu, daß ein Hussite bei der Kapelle von Neukirchen vorüber seinen Weg zu Pferde nahm. Hier stieg er ab, brach nicht nur gegen das Muttergottesbild in der Kapelle in gotteslästerliche Reden aus, sondern legte sogar Hand an, riß es vom Altare hinweg und warf es in einen nahegelegenen Brunnen, welcher noch heutiges Tages in der Sakristei zu sehen. Dreimal warf er das Bild in den Brunnen, dreimal ward es durch unsichtbare Hand aus dem Brunnen wieder an seine Stelle gehoben. Da entbrannte des Hussiten Zorn in furchtbare Wuth, er zieht das Schwert und versetzt dem Bildniß einen gewaltigen Hieb, so daß er Krone und Haupt bis zum rechten Auge hin spaltete. Doch siehe! da floß Blut aus dem hölzernen Bilde. Der Bösewicht erschrickt, wirft sich auf sein Pferd und treibt es zur raschen Flucht. Obgleich nun das Roß so heftig zu rennen schien, daß es die vier Hufeisen verlor, so kam es in der That doch nicht von der Stelle. Da erkannte der Hussit ein höheres Walten, bereute seine Missethat und bezeugte das Wunder vor allem Volke.

537.

Der Pfleger von Mitterfels.

Erzahlt von Adalbert Muller. — Zu der in jener Gegend verbreiteten Volkssage hat der Erzähler nur den Namen einer bestimmten Oertlichkeit hinzugefugt.

Der Pfleger von Mitterfels war, was man zu seiner Zeit einen exakten Beamten nannte. Er hielt die Bauern so in Respekt, daß sie schon vor dem Schatten seiner Hutfeder zitterten, und wußte aus einem leeren Büchsenranzen noch Fett zu pressen. In seinem weitläufigen Gerichtsbezirke gab es keinen einzigen schlechten Zahler, denn der Aermste trachtete schon vor dem Termine die Abgaben zu entrichten, und verkaufte lieber seine letzte Kuh, eh' er sich die Schergen des Pflegers in's Haus kommen ließ. Sonderlich aber war der „gestrenge Herr“ der Schrecken

Jener, die in Betreff des siebenten Gebotes oder wie sonst in Criminalibus sich nicht ganz sauber wußten. Fiat justitia et pereat mundus! lautete sein Wahlspruch. Die Carolina war recht eigentlich sein Steckenpferd, und er hielt sie höher als die Bibel. Um seinen Scharfsinn und seine Geübtheit in Anwendung ihrer blutigen Satzungen der Welt augenfällig machen zu können, spürte er rastlos nach Malefikanten und eilte jedem nur etwas Verdächtigen einen Prozeß an den Hals zu werfen. Wen sein Richtereifer sich einmal zum Gegenstande ausersehen, der kam schwer wieder los; denn in der Kunst, die Inquisiten beim Verhöre in Widersprüche zu verwickeln und die Starrsinnigen durch die scharfe Frage zum Geständnisse zu bringen, that es dem Pfleger von Mitterfels keiner im Lande zuvor. „Ich habe einen Beichtstuhl, in welchem nicht die kleinste Sünde verschwiegen bleibt," äußerte er manchmal scherzweise gegen seine Bekannten. Es war aber dieser „Beichtstuhl" eines der gefürchtetsten Folterwerkzeuge. Nichts glich der Selbstzufriedenheit dieses Mannes, wenn er aus irgend einem alten Weibe eine Hexe oder aus einem müssigen Landstreicher einen Straßenräuber heraustorquirt hatte. Zufolge dessen hingen an den Galgen seines Amtssprengels mehr Armesünder, als in den Schloten der Bauern Speckseiten, und die Richtstätte wurde nimmer trocken vom Blute der „Geputzten."

Es lebte damals zu Haibach eine junge Dirne, welche sich Anna Osterkorn schrieb. Sie war lieblich, gleich einem heiteren Frühlingsmorgen, und hatte just so viel Mutterwitz, als ein Mädchen, wie man zu sagen pflegt, in's Haus braucht. Den einzigen Vorwurf konnte man ihr machen, daß sie dem Gekose der jungen Bursche ein zu williges Ohr lieh. Heute war es Kaspar, morgen Melchior und übermorgen Balthasar, welchem die leicht zu Ueberredende das Herz öffnete, und dieser Flatterhaftigkeit war es beizumessen, daß Nani eben nicht im Rufe einer Heiligen stand. In der letzten Zeit galt Georg, der Jäger des Gutsherrn von Haibach, als der Hahn im Korbe. Er behauptete seinen Posten dauernder, denn irgend einer seiner Vorgänger, sei es, weil er in der That der schmuckste Junge auf weit und breit war, oder weil Nani endlich im Ernste daran dachte, unter die Haube zu kommen. Während der lauen Sommerabende gingen die Verliebten, Georg sein Schätzchen zärtlich am kleinen Finger führend, durch die Fluren spazieren, und als der Winter kam und die Nächte kalt, sehr kalt wurden, wie hätte es da das gutmüthige Geschöpf verwinden können, den Mann ihres Herzens draußen

im knarrenden Schnee frieren zu lassen? Zudem hatte Georg das Mädchen bereits vor allen Leuten als seine Verlobte erklärt und dadurch, nach den Begriffen des Landvolkes, das Recht erworben, auf vertrauterem Fuße mit ihr zu leben. Die Hochzeit schob sich jedoch länger hinaus, als es dem Pärchen lieb war, denn dem Jäger wollte es nicht gelingen, so bald eine einträglichere Stelle zu bekommen, und Nani hatte von der Welt Gottes nichts, als ihr hübsches Lärvchen und eine halb verfallene Hütte, welche sie von ihren früh verstorbenen Eltern, armen Taglöhnersleuten, ererbt.

Ein Jahr oder darüber, nachdem sich die Bekanntschaft zwischen den Beiden angesponnen, segnete der reiche Bauer im Ried das Zeitliche, und der Todtengräber ging an einem neblichen Herbstmorgen auf den Friedhof hinaus, dem Hingeschiedenen das Grab zu bereiten. Zu seinem Aerger fand er in einem abgelegenen Winkel den Rasen frisch aufgewühlt, und als er mit dem Spaten sondirte, um etwa darauf zu kommen, wer ihm da freventlich in's Handwerk gepfuscht habe, stieß er auf die Leiche eines neugebornen Knäbleins. Das Kind war in ein reinliches Stück Leinwand gewickelt und zeigte äußerlich nicht die geringste Spur einer Verletzung; aber die heimliche Beerdigung mußte nothwendig auf den Gedanken führen, es sei mit dem armen Würmlein nicht mit rechten Dingen zugegangen. Voll Entsetzen eilte der Todtengräber, von seinem Funde im Pfarrhofe Anzeige zu machen. Die Neuigkeit verbreitete sich wie ein Lauffeuer im Dorfe. Bald war die halbe Gemeinde auf dem Gottesacker versammelt, und Einer fragte den Andern, wer wohl das gethan haben möge. Im Kreise einiger frommen Betschwestern flüsterte es den Namen Nani's, und wie wenn man der Meute einen Knochen hinwirft, so fiel jetzt Alles über den Leumund der Verdächtigten her und suchte, was daran noch gut war, abzunagen. Der wußte dies und jener das zu ihrem Nachtheile vorzubringen, und die Weiber fragten, ob denn die ganze Männerwelt blind gewesen sei, daß sie die Veränderung nicht merkte, welche mit der Gestalt des Mädchens in den letzten Monaten vor sich gegangen. Zum Ueberflusse trat auch noch die Nachbarin auf und betheuerte, sie habe während der vergangenen Nacht in Nani's Stube deutlich ein Kind schreien hören, und obwohl Jedermann wußte, daß die steinalte Matrone auf zehn Schritte weit das Kreischen einer Gans nicht von dem Schlage des Finkenmännchens unterscheiden könne, so fand ihre Aussage doch vollen Glauben. Die arme Nani wurde einhellig des

Mordes schuldig gehalten, und der Haufe stürmte vor ihre Hütte hin, während andere in's Schloß hinauf eilten, um den Gerichtshalter herbeizurufen. Dieser fand Nani im Bette, todesschwach und kaum im Stande, auf seine Fragen Antwort zu geben. Ein kurzes Verhör überzeugte ihn, daß der Fall über seine Kompetenz gehe. Er stellte eine Wache vor das Haus der Inkulpatin, brachte die Leiche des Kindes in einer abgesonderten Kammer unter Schloß und Siegel und nahm über dies Alles ein Protokoll auf, welches er durch einen reitenden Boten nach Mitterfels schickte.

Es ist meine Absicht nicht, den Verlauf des gegen die Nani eingeleiteten Prozesses umständlich zu beschreiben, und wenn ich auch wollte, so vermöchte ich's nicht, denn ich bin kein Mann von der Feder. Die Geschichte ist schon lange her, und ich habe sie aus dem Munde schlichter Landleute, die eben so wenig Juristen sind, als ich selber. Nur so viel kann ich sagen, daß die Nani, sobald sie nur einigermaßen wieder zu Kräften gekommen war, in Ketten gelegt und nach dem Amthause von Mitterfels abgeführt wurde. Schon bei der ersten Vernehmung bekannte sie, daß sie die Mutter des im Friedhofe gefundenen Kindes sei, wies aber den Verdacht, es ermordet zu haben, entschieden und mit allen Zeichen des Abscheues zurück. Sie könne, sagte sie, keinem Hühnlein ein Leid anthun, geschweige denn ihrem eigenen Blute. Das Kind sei todt zur Welt gekommen, und alle Heiligen des Himmels müßten ihr bezeugen, daß sie die lautere Wahrheit sage. Gern würde sie jede Schande und Strafe ertragen, wenn nur ihr Kind am Leben wäre. „Aber um eines Leichnams wegen," fuhr sie fort, „wollte ich nicht im Strohkranze vor der Kirchthüre stehen. Der böse Geist gab mir ein, das schon erstarrte Kind heimlich unter die Erde zu schaffen; doch es in ungeweihten Boden zu legen, konnte ich nicht über's Herz bringen. Ich machte ihm daher im Gottesacker eine Grube, aber die Arbeit ging nur langsam vorwärts, weil ich kaum die Glieder regen konnte vor Schwäche, und so überraschte mich der Morgen, ehe ich den Boden wieder einebnen konnte." Zum Schlusse rief sie noch einmal Jesum und den ganzen Himmel zum Beistande an und brach dann, ihrer Gefühle nicht mehr Meister, in einen Strom von Thränen aus.

Das Gericht stellte den Angaben Nani's die gravirenden Aussagen der Zeugen gegenüber, namentlich die jener alten Frau, welche das Kindergeschrei gehört haben wollte. An dieser Handhabe klammerte sich der Pfleger mit eherner Faust ein, denn sie zumeist gab einen festen Haltpunkt

und konnte ihn berechtigen, sein Lieblingsmittel, die peinliche Frage, gegen die Inquisitin in Anwendung zu bringen, falls selbe fortfahren würde, ihr Verbrechen abläugnen zu wollen. Bereits im zweiten Verhöre, nachdem die Beklagte standhaft wieder ihre Unschuld betheuert hatte, ließ er sie, gleichsam zum Vorspiele, bis auf's Blut mit Ruthen hauen. Halbtodt schleppte man die Mißhandelte in's Gefängniß zurück.

Nani's Wunden waren noch nicht vernarbt, so wurde sie abermals in's Verhör genommen. Diesmal führte man sie in eine dumpfe, modrige Stube, welche in einem der Ringthürme des Felsenschlosses lag. Ein Spitzbogenfenster, durch die klafterdicken Mauern gebrochen, sollte das Gemach erhellen; aber seine erblindeten Scheiben ließen das Licht nur matt einfallen. Graue Dämmerung herrschte hier, wenn die ganze übrige Welt sich des hellen Tages erfreute. Die dem Fenster gegenüber stehende Wand war durch einen Vorhang von rothem Tuche verdeckt. Der Pfleger saß, die strenge Richtermiene gegen den Eingang kehrend, in einem blutroth beschlagenen Lehnstuhle, neben ihm, an einem von Alter und Dinte geschwärzten Tische, ein lauernder Schreiber. Ein kühneres Herz, als das eines Mädchens, würde von dieser Umgebung erschüttert worden sein. Nani überlief ein eiskalter Schauder.

„Anna Osterkorn, tritt näher!" begann der Pfleger in einem Tone, welcher der Angeredeten gleich Posaunenruf des jüngsten Tages klang. Zitternd, mit willenloser Hast, that sie, wie ihr geboten. Der Pfleger fuhr fort: „Wie dir wissentlich ist, hat ein Zeuge allhier vor Gericht eidlich deponirt, daß er in der Nacht vom 24. zum 25. Oktober hujus dein Kind habe schreien hören. Wirst du, anso durch ein gewichtiges Indicium überwiesen, dessenungeachtet Gott und deiner Obrigkeit noch länger die Ehre vorenthalten, indem du auf deinem frechen Läugnen beharrest?"

„Hochmögender Herr!" versetzte Nani, „tausendmal würde ich die Ohren segnen, welche einen Laut von meinem Kinde vernommen hätten. Aber ach! sein Mund blieb selbst der Mutter verschlossen."

Der Pfleger ließ dem Schreiber Zeit, diese Worte in's Protokoll einzutragen; dann hob er wieder an, den stechenden Blick seiner grauen Augen unverwendet auf die Gefangene richtend: „Anna Osterkorn, ich frage dich zum letzten Male im Guten, — willst du bekennen, daß dein Kind lebend zur Welt gekommen ist?"

„Helfe Gott mir und ihm!“ entgegnete Nani, „ich kann nicht sagen, was unwahr ist.“

„Du bleibst also bei deiner Verstocktheit?“ stieß der Pfleger heraus. „Nun dann — so sollst du erfahren, daß ich Mittel habe, deine widerspenstige Zunge zu lösen.“ Auf einen Wink seiner Hand schob sich der rothe Vorhang bei Seite, und es wurde in einem mit Folterwerkzeugen angefüllten Nebengemache der Nachrichter sichtbar. Dem unglücklichen Mädchen wich bei diesem Anblicke das Blut aus den Wangen, und ihren Lippen entfuhr ein matter Schrei.

„Kennst du diesen Mann und seine Verrichtung?“ fragte der Pfleger mit gedämpfter Stimme.

Nani starrte schweigend den Henker an.

„Thue deine Schuldigkeit!“ befahl diesem der Pfleger.

Der Nachrichter trat vor und faßte sein Opfer unter den Armen, während sein Gehilfe einen mit spitzen Nägeln beschlagenen Stuhl — den sogenannten „Igel“ — zurecht stellte. Diese schrecklichen Anstalten entmuthigten Nani, oder vielmehr — sie gaben ihr den Muth, lieber dem Leben zu entsagen, als sich zum Krüppel foltern zu lassen. Denn gewiß war es, daß, wenn sie auch die erste Marter ausdauerte, der grausame Richter ihr so lange mit neuen und immer schmerzlicheren zusetzen würde, bis sie redete, was er hören wollte. Durch eine plötzliche Kraftanstrengung befreite sie sich aus den Händen des Büttels, trat dicht vor den Pfleger hin und sagte: „Bluthund, weil du denn durchaus meinen Kopf willst,— ja, ich habe das Kind ermordet.“

Der Pfleger, an solche Ausbrüche der Verzweiflung längst gewohnt, verzog keine Miene. Mit eisiger Ruhe hörte er die Erzählung der Inquisitin an, in welcher diese ein Verbrechen darlegte, das sie nie begangen hatte, während die Feder des Schreibers pfeilschnell über das Papier hinflog, damit keine Sylbe des Geständnisses verloren gehe.

Die weitere Geschichte des Prozesses läßt sich mit zwei Worten geben: Nani wurde zum Tode verurtheilt und starb unter dem Schwerte des Henkers.

Georg, der beklagenswerthe Bräutigam, hatte seine Herrschaft auf einer Lustreise nach Wien begleitet und lebte dort in Freuden, ohne Ahnung des schrecklichen Looses, welchem inzwischen seine Verlobte erlag. Er erhielt die Kunde von Nani's Einkerkerung und Hinrichtung zu

gleicher Zeit, riß die Büchse von der Wand, und Niemand hat ihn wieder gesehen. Einige wollten wissen, er sei, um sich an dem Gesetze zu rächen, unter die ungarischen Grenzräuber gegangen.

Nicht lange nach Nani's blutigem Ende kehrten zu Haibach einige Dirnen spät am Abende von der Rockenstube heim, und als sie an der Wohnung der Gerichteten vorüber gingen, vernahmen sie darin Laute, wie das Weinen eines neugebornen Kindes. Kreischend liefen sie davon und erschreckten mit der Nachricht von dem Spuke das ganze Dorf. Alt und Jung eilte herbei und umstellte in weitem Halbkreise die Hütte. Jedermann hörte deutlich die Grauen erregenden Töne, aber nicht Einer hatte den Muth, sich in den Bereich des gespenstischen Wesens zu wagen. Endlich ermannte sich ein alter Soldat, welcher unter Max Emanuel die Türkenkriege mitgemacht hatte. Er stürzte ein Glas Doppelkümmel hinunter, schlug ein großes Kreuz über sich und schritt, in der rechten Hand einen tüchtigen Knüttel, in der weit vorgestreckten Linken einen brennenden Kienspan haltend, dem Eingange der Hütte zu. Die morsche Thüre wich leicht seinem Fuße, und das Erste, was er erblickte, war — der Hauskater, welcher auf der obersten Stufe der Bodenstiege saß und, um sich die Langweile seiner Einsamkeit zu vertreiben, eines jener verrufenen Lieder angestimmt hatte,

So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Unser Held ging dem betroffenen und vom plötzlichen Lichtglanze geblendeten Virtuosen rasch zu Leibe, packte ihn beim Genicke und trug ihn siegesstolz der herandrängenden Menge entgegen, welche bei diesem Anblicke alle Furcht verlor und in ein unmäßiges Gelächter ausbrach. Doch gab es Viele unter den Anwesenden, die nicht mitlachten. Das Gewissen war in seinem Schlupfwinkel rege geworden und pochte mit dröhnenden Schlägen an die Herzen, welche auf eine eitle Sinnentäuschung hin lieblos ihren Mitmenschen verdammt und dem Henkerbeile überliefert hatten. Eine Unzahl Vaterunser wurde der Sühne der Hingeopferten gebetet, und auf viele Meilen in der Runde läuteten die Glocken der Kirchen zu Seelenämtern. Aber Rosenkranz und Messe haben noch keinem Todten das Leben wieder gegeben.

Ein Jahr ungefähr war verstrichen, seitdem Nani's Leiche unter dem Rabensteine eingescharrt worden war, und der Pfleger von Mitterfels hatte über einer Räuberbande, welche die Häscher in seinem Gerichtsbezirke eingebracht, den kleinen Handel mit der Kindesmörderin längst vergessen. Da geschah es, daß er einmal in dringender Angelegenheit nach Straubing zur Regierung mußte und dort über die Zeit aufgehalten wurde. Von der Stadt nach Mitterfels sind es gute zwei Meilen über's Gebirge, und bereits hatten sich die düstern Schatten eines unfreundlichen naßkalten Winterabends auf die Gegend gelegt, als er in der Nähe des Hochgerichtes anlangte, welches nach damaliger Sitte hart am Wege aufgebaut war. Schwarzen Riesen gleich starrten seine Pfeiler dräuend aus dem Dunkel empor, und dieser Anblick mochte in dem Manne, dessen eiserner Strenge hier schon so viele Opfer gefallen, denn doch unheimliche Gefühle erregen. Er gab dem Pferde die Sporen, um schneller vorbeizukommen, da — plötzlich — fing es oben zu rascheln an, rollte holter polter die steile Böschung herab und fiel mitten in die Straße. Das erschreckte Pferd machte einen Seitensprung, trat über den Rand des schmalen Saumweges hinaus und stürzte mit seinem Reiter in den zur Seite hinlaufenden Abgrund. Der den Pfleger begleitende Diener sah mit Entsetzen seinen Herrn in der gräulichen Tiefe verschwinden, ohne ihm helfen zu können. Er that, was in dieser Lage das Beste war, und sprengte mit verhängtem Zügel dem nicht mehr fernen Schlosse zu, um dort Lärmen zu machen. Die Schreckensbotschaft brachte das ganze Haus auf die Beine. Bei der verhängnißvollen Stelle angekommen, kletterten einige mit Fackeln den Felshang hinab, um den Verunglückten aufzusuchen, während die andern oben bei den Pferden blieben. Von diesen gerieth einem etwas Kugelichtes unter den Fuß; man leuchtete herzu, — es war ein — Todtenschädel.

Die Untersuchung, welche später angestellt wurde, ergab, daß Wölfe, die sich dazumal, nach den furchtbaren Verwüstungen des spanischen Erbfolgekrieges, rudelweise im Waldgebirge aufhielten, unter den Gräbern des Hochgerichtes gewühlt hatten. War es aber bloßer Zufall, welcher jenen Schädel gerade in dem Augenblicke den Hügel herabkollern machte, als der Mörder Nani's unten vorüberritt? — Gottes Wege sind wunderbar.

Den Pfleger fand man mit zerschmetterten Gliedern, besinnungslos, im Grunde der Schlucht. Man brachte ihn mit Mühe den Berg herauf und in's Schloß. Da lag er die ganze Nacht in einem Zustande, der

halb Leben, halb Tod schien. Des Morgens um neun Uhr — zu derselben Stunde, in welcher Nani's schuldloses Haupt gefallen war — schlug er mit einem Male die Augen auf, richtete sich im Bette empor und stammelte mit dem Ausdrucke höchster Angst: „Bringt mir die Akten — in Sachen Anna Osterkorn — ich habe mich vor einem strengen Richter zu verantworten — schon ruft mich sein Bote — ich komme — Gnade — Gnade!“

Es waren seine letzten Worte. Nachdem er sie gesprochen, sank er in die Kissen zurück und war eine Leiche.

538.

D' Weiz'.

Oberpf. von J. A. Pangkofer.

'S is g'weian an oita Pflega
A bittaböisa Mou,
Dea hout die Bauan g'schunden,
Un eih vial Jargs thou.

Hout Leut' und Kuarfüarst b'schissen,
Su vial a nou hout kinnt;
Doh endla kreigt da Tuifel,
Davou an reten Wind.

Dea pfoiten af da Nodel,
Bis gweian übag'nou,
Und wei sei Stündel kemma,
Dou g'langt a g'woltla zou.

Un in an Souck do trougt an
Am Schwiarzlber geih fuat,
Da Mou, dea thout dawacha
Zun Glück am reten Uat.

Jeises, Moarie und Josef!
In seina Angst a schreit,
Dou hout en g'schleu da Tuifel
In Weiha z' gneigast keit.

Mou sida duaten weizen
Ols oarme Seil da Mou,
Un Jeida thout si scheuzen,
Dea z'naacht's voubei geiht drou.

Doh dea'n wullt dalöisen
Dea meüt a Pflega sey,
Vun Banangout und Kuarfüarst
Ols wei an Engel rei.

539.

Der Pflug im Wappen von Straubing.

Lexikon von Baiern III., 433. J. R. Schuegraf in Verh. des hist. Ver. f. O. u. R. VIII., 93.

Die Stadt Straubing führt seit uralten Zeiten einen Pflug im Wappen. Darüber geht die Volkssage. Früher strömte die Donau so nahe an Straubing vorüber, daß sie die Stadt durch Unterwühlung der Häuser und Mauern mit dem Untergang bedrohte. Da ward ihr mit einem großen Pfluge ein neues Bett gegraben und also der gewaltige Strom abgelenkt. Zum Andenken kam der Pflug in's Wappen. Die Geschichtsforscher wollen aber die Sache besser wissen.

540.

Maria von der Nessel.

Gumppenberg's Marian. Atlas, teutsch von Wartenberg III., 139 u. IV., 165. Zimmermann geistl. Kal. IV., 40.

In der Karmelitenkirche zu Straubing befindet sich ein Gnadenbild der schmerzhaften Muttergottes, von dessen Herkommen Folgendes erzählt wird.

Anno 1442 als am Festtage des heiligen Marcus ist von der Klerisei und Bürgerschaft aus der Reichsstadt Heilbronn zu der nahe gelegenen alten Pfarrkirche gen Böcking hinaus die gewöhnliche Prozession gehalten worden. Nicht weit vorm Stadtthor in einer Feldmauer am Wege stund ein geschnitztes Bild der schmerzhaften Muttergottes, welches von Nesseln stark überwachsen und darum von Niemanden in Acht genommen war. Als nun die Klerisei sammt der Bruderschaft bei diesem Bild vorüber kam, war kein einziger Mensch daselbst anzutreffen. Da aber die Prozession wiederum in Ordnung nach Haus ging, wurde man viel Volk in der Ferne gewahr, welches dann die Bürgerschaft in Furcht setzte, weil man glaubte, es müsse die Stadt von einem Feinde überfallen worden sein. Schickten also dahin, um zu sehen, was dieser unverhoffte Zufall bedeute; also vernehmen sie, daß dieses Volk, mehr als 500 Menschen an der Zahl, von wunderbarer Andacht getrieben, ohne eines von dem

andern etwas zu wissen, aus den umliegenden Dörfern mit Geschenken und Opfer bei dem marianischen Bild zusammen kommen sei; worauf besagtes Bild zuerst in die Karmelitenkirche zu Heilbronn, später aber, im Jahre 1661, auf Befehl des Karmelitenprovinzials in die Stadt Straubing in Bayern übersetzet worden.

541.

Agnes Bernauer.

Von Adalbert Müller. — Nach Geschichte und Sage. Lipowsky Agnes Bernauer. — Dramen von Törring, Böttger, Hebbel.

1.

„Ach Albrecht! rührt dich nicht mein Schmerz?
Muß ich vergebens flehen?
Mir ist so weh, mir ist so bang,
Mich däucht, als hört ich Grabgesang;
Soll ich dich wiedersehen?“

„Mit Gott! ich kehre heim, bevor
Der Nord den Wald entblättert:
Geliebte Agnes weine nicht!
Mich rufen Ehr' und Ritterpflicht,
Leb wohl! das Heerhorn schmettert.“

Und als der theure Gatte schied,
Wer malt da ihren Jammer?
Zu Straubing *) saß sie im Gemach,
Wie manches O! wie manches Ach!
Vernahm die stille Kammer.

Dem Lüftchen klaget sie ihr Leid,
Das sanft durch's Fenster eilet:
„O Lüftchen! fleug am Donaustrand
Hinauf mir in das ferne Land,
Wo jetzt der Gatte weilet.

*) Albrecht hatte sie Anfangs im Schlosse zu Vohburg untergebracht; nach dem Turniere von Regensburg führte er sie in die herzogliche Hofburg von Straubing und gab ihr Hofstaat gleich einer Fürstin.

Im Abenddunkel schwebe fort
Und bring' ihm meine Küsse,
Umflatt're ihn bei stiller Nacht,
Wenn er im Zelte einsam wacht,
Wie leichte Geistergrüße."

Wohl liebte nie ein Weib so treu,
Wohl nie ein Mann so bieder;
Wie Agnes ihren Albrecht liebt,
Wie Albrecht seine Agnes liebt,
So liebt kein Paar sich wieder.

Doch Albrecht war des Herzogs Sohn,
Sie eine Bürgerdirne,
Bald wurde, ach! ihr Liebesbund
Dem strengen, stolzen Vater kund,
Grimm runzelt er die Stirne.

Zu München saß der alte Ernst
Auf golddurchwebtem Throne,
Um ihn im reichgeschmückten Saal,
Den Sternen gleich an Glanz und Zahl,
Die Großen seiner Krone.

„Ihr Stände dieses Reichs!" begann
Der greise Fürst zu sprechen:
„Ihr sehet uns gebeugt von Gram,
Erschüttert ist der Eiche Stamm
Und wankt und droht zu brechen.

Wo weilet Albrecht, unser Sohn,
Der Ritter sonder Tadel,
Der siegreich stets das Banner trug
Und zweimal Ziska's Krieger schlug,
Der Stolz von Bayerns Adel?

O! such' ihn keiner in der Schlacht
Und nicht beim Waffenspiele.
Ein Bürgerweib hat ihn umstrickt
Und schlau des Helden Herz berückt,
Gefesselt ist sein Wille.

Ha! schmählich schläft der Leu und trägt
Die fluchenswerthen Bande;
Man sagt — kalt schaudert's durch die Haut —
Die Dirne sei ihm angetraut,
Dem Erben unserer Lande.

Wir han getreulich, edle Herrn!
Jetzt unser Leid entdecket:
Berathet, wie von Wittelsbach
Zu heben der Entehrung Schmach,
Die seinen Schild beflecket."

Er schwieg und Murmeln rings herum,
Wie Meereswogen wallen,
Doch schnell regt lauter sich das Wort:
Verbannung hier und Kerker dort
Durchtönt's die stolzen Hallen.

Alsbald beschwichtigt das Getos
Der Kanzler mit dem Stabe,
Voll ernster Würde tritt er vor,
Im Saale lauschet jedes Ohr,
Und still ist's wie im Grabe.

„Man nennt mich," sprach er, „Albrechts Feind,
Drum sollt' ich lieber schweigen:
Doch nein! es gilt ja Bayerns Heil,
Eh will ich unter's Henkerbeil
Den grauen Schedel neigen.

Verbannung? Kerker? — Kennt ihr wohl
Den Wahnsinn erster Liebe?
Wo stemmt sich ihm ein Riegel vor?
Wo sind die Fesseln, wo das Thor,
Die nicht sein Arm zerhiebe?

Ha! bergt sie hundert Meilen tief
In des Gebirges Schlünden;
Er schwimmt um sie durch Fluß und See,
Er klettert auf des Firners Höh'
Er sucht und wird sie finden!

Werft eine Welt ihm in den Weg,
Die nie ein Mensch erstiegen,
So lang' er Staub nur ist, wie wir;
Nur jene Welt trennt ihn von ihr,
Nur dann muß er erliegen.

Ihr täuscht euch, Herzog! so ihr wähnt,
Als ob der Löwe schliefe,
Laut brüllend ist er auferwacht,
Zu Vohburg sammelt Heeresmacht
Der Erbprinz, — hier die Briefe!

Wohl fürchtet er, daß euer Zorn
Den schönen Treubund störe,
So stellet er sich drohend hin
Vor seine Baderkönigin
Mit blank gezückter Wehre.

Drum wollt ihr nicht, daß Bürgerkrieg
Das Vaterland verderbe,
So fall' als Opfer sie dem Staat,
Dies, gnädiger Herzog! ist mein Rath:
Die Buhlerin — sie sterbe.

Und ist sie todt, dann gute Nacht!
Erst Schmerz, dann Schmach und Reue,
So rasend, mein ich, ist er nicht,
Daß er für eine Leiche ficht,
Gen Vaterland und Treue."

Er sprach's — beifällig nickt der Fürst,
Das Blutwerk muß gelingen,
Ein Bote eilt bei Sternenlicht
Nach Straubingen, an's Fraißgericht
Den Haftbefehl zu bringen.

2.

Und grimmiger schon pfiff der Wind
Hin durch die Stoppelfelder,
Die Wiesen standen nackt und kahl,
Der Blätter Grün war welk und fahl,
Und Nebel spie'n die Wälder.

Auch Agnes, trüber Ahnung voll,
Mocht nirgends ruh'n und weilen,
Sie floh vor Angst durch Saal und Gang,
Und ihres Jammers Wehlaut drang
Bis durch der Winde Heulen:

„Mein Albrecht! schon entlaubt der Nord
Den Baum mit rauhem Wehen;
Muß ich erliegen wilder Pein,
Und hier verlassen und allein
Vor Herzeleid vergehen?“

Es war am Sankt Germanustag,
Da schwärzte sich der Himmel;
Ein Wetter zog den Strom heran,
Mit Blitz und Donnersturm begann
Das gräuliche Getümmel.

Des Schlosses Sparrwerk krachte dumpf,
Die hohen Fenster klirrten,
Die Fähnlein jammerten im Chor,
Manch Nebelbild rang sich empor,
Und blaue Flämmchen irrten.

Und sieh! drei Raben rauschten hoch
Am Thurm mit schwarzen Schwingen,
Sie krächzten traurig durch die Nacht:
„Vernehmt den Gruß der dunklen Nacht,
Von der wir Kunde bringen.“

„Wohl glücklich, die aus Aug und Mund
Der Liebe Honig saugen,
Doch in des Stromes tiefem Grund
Erkaltet auch der wärmste Mund,
Verlischt der Strahl der Augen.“

„Ein weißes Täubchen saß im Korn,
Es ward des Habichts Beute!
Ein Lämmchen weidete im Gras,
Das würgte sich der Wolf zum Fraß:
Wer deuten kann, der deute.“

Die schwarzen Warner logen nicht,
Als sie das Liedlein sangen;
In selber Stunde noch erbrach
Der Scherge Agnes Schlafgemach,
Und nahm sie stracks gefangen.

Er fesselte der Fürstin Hand
Mit schwerer Eisenkette
Und zerrte sie bei Nacht und Graus
Trepp auf, Trepp ab, Gang ein, Gang aus;
Naht keiner, der sie rette?

In düstrer Halle wartete
Des Lamms die Schlächterrotte:
Zwölf Richter saßen Mann an Mann,
Der Vizedom war obenan,
Mit ihm des Kanzlers Bote.

Sie sprachen dies und sprachen das,
Und zischelten im Stillen,
Den Richtern raunten sie in's Ohr:
„Besinnt euch Rathsmann, seid kein Thor,
Sprecht nach des Herzogs Willen.“

Da knarrt die Thür und Agnes naht
Im Glanze ihrer Schöne,
Den Engeln beſſ'rer Welten gleich,
Und manches Eisenherz wird weich,
Manch' Aug' weint eine Thräne.

Doch rasch begann der Vizedom
Sein Opfer zu verhören;
Er frug wohl her und frug wohl hin,
Und suchte ihrer Rede Sinn
Arglistig zu verkehren.

Zwei Männer zeugten mit dem Eid:
„Wir haben sie belauschet,
Wie sie ein Tränklein seltner Kraft,
Gekocht aus gift'ger Kräuter Saft,
Das Kopf und Herz berauschet.“

Ein Waidmann schwor: „Zu Vohburg strich
Ich in den Burggehegen,
Und hörte sie bei finst'rer Nacht
Am Kreuzweg mit des Teufels Macht
Geheime Zwiesprach pflegen."

„Gott!" jammerte, „Gott!" schrie sie auf:
„Sie haben falsch geschworen,"
Da schnob der Vizedom ergrimmt:
„Hinweg mit ihr! Ihr Richter stimmt;
Die Stunden geh'n verloren."

Flugs ist ein Urtel abgefaßt:
„Agnes Bernauer, massen
Sie arger Schwarzkunst überführt
So müsse sie, wie sich's gebührt,
Durch Henkershand erblassen."

„Man stürze von der Brücke Rand
Sie in die Donauwogen,
Und Morgens mit dem Frühgeläut
Vom Petersthurm, bis selbe Zeit
Sey dieser Spruch vollzogen."

3.

Auf's Lotterbettlein hingestreckt,
Umschwirrt von holden Träumen,
Schlief Albrecht; stille war's umher,
Kein Wort, kein Schwertklang regte mehr
Sich in des Lagers Räumen.

Treuliebchens freundlich kosend Bild
Erschien, den Schlaf zu süßen:
Ihn däucht's, er läg' in Agnes Arm,
An ihren Lippen weich und warm
Berausch' er sich mit Küssen.

Wie träumt er selig sich, da kommt's
Scharf durch die Nacht geritten,
Vor'm Zelte hemmt's des Rosses Trab,
Ein Reitersmann springt klirrend ab
Und naht mit raschen Schritten:

„Wach' auf, mein Herr, wach auf, mein Fürst
Laß strack's dein Horn erklingen;
Umgürte dich mit Schild und Schwert
Und borge deinem besten Pferd
Des Sturmes flücht'ge Schwingen."

„Um Agnes willen spute Dich
Sie morden sie noch heute:
Zu München brach man ihr den Stab,
Zu Straubing graben sie ihr Grab,
Wach auf, mein Fürst und streite!"

Wie Wetterschläge donnerte
Die Post in Albrechts Ohren,
Wild schnaubte er den Knappen an:
„Wer hat ihr Leides angethan,
Die ich zum Weib erkoren?"

„Mich sendet der von Seiboltsdorf,
Herr, leset diese Zeilen!"
Es spricht's und reicht ein Schreiben dar:
„Noch ist zu wenden die Gefahr,
Doch braucht es baß zu eilen."

Beim Lampenschein durchlief der Prinz
Den Brief des edlen Recken,
Sein Antlitz glühte roth vor Zorn,
Bald schmetterte das Silberhorn,
Als wollt' es Todte wecken.

Und links und rechts, und rechts und links
Die Fähnlein sich erheben,
Viel blanke Ritter sprengen an,
„Fort!" ruft der Herzog, „drauf und dran!
Es gilt um Agnes Leben."

Halloh! wohl über Berg und Thal
Flog's mit verhängten Zügeln,
So fährt der Blitz durch's Wolkengrau,
Kaum rüttelte den Morgenthau
Der Hufschlag von den Hügeln.

Und eben glomm der erste Strahl
Auf Straubings höchsten Zinnen,
Da sprengte Albrechts eil'ger Troß
Durch's Thor und suchte nach dem Schloß
Die Pfade zu gewinnen.

Was woget auf und ab das Volk,
Was stürmt es durch die Gassen?
Ein heiseres Gebrüll ertönt,
Wie der gehetzte Eber stöhnt,
Wenn ihn die Doggen fassen.

Und lauter wird des Aufruhrs Wuth
Und dichter das Gedränge,
Der Schwarm kommt tobend angerannt,
Bald ist der theure Fürst erkannt,
„Zu spät!" ruft's aus der Menge.

„Zu spät! die Unthat ist gescheh'n,
Was half uns Dräun und Bitten,
Er mordet schnell der Vizedom,
Sein Scherge warf sie in den Strom,
Schon hat sie ausgelitten.

Ach! ringend in des Henkers Arm
Rief sie des Gatten Namen:
„Hilf Albrecht! Albrecht! rette mich!"
Umsonst, bald stürzte brausend sich
Ob ihr die Fluth zusammen.

„Schaut hin, dort naht der Leichenzug!"
Und durch des Thores Bogen
Kam's langsam mit Geläut und Sang
Und schritt den breiten Markt entlang,
Und schwarze Fähnlein flogen.

Zum Münster wallt der Trauerzug
Und Orgeltöne klagen,
Die Schaar der Priester singt dazu:
„Herr gib ihr deines Himmels Ruh',
Laß ew'ges Licht ihr tagen."

Drauf setzten sie die Bahre hin
Und düstre Fackeln scheinen,
Fürst Albrecht wanket an den Sarg,
Der seines Lebens Kleinod barg,
Und alle Augen weinen.

Nur er hat keine Thräne, stumm
Erliegt er seinem Harme,
Dicht an der Leiche stürzt er hin
Und klammert um die Dulderin
Verzweiflungsvoll die Arme.

Viel Stunden bleibt er regungslos,
Das Herz droht ihm zu brechen,
Doch als die Abenddämmerung graut,
Da fährt er auf, da ruft er laut:
„Dein Tod, ich werd' ihn rächen!"

„Ha Schwert! was flimmerst du so hell?
Ist's von den Leichenkerzen?
Wohl deut' ich deines Strahles Glut:
Dich lüstet's traun! nach Schurkenblut:
Pulst's auch in deutschen Herzen?"

Weh' dir! dienstfert'ger Vizedom,
Schmiegsame, gift'ge Natter!
Weh' euch, die ihr im Henkerrath,
Gesponnen diese Gräuelthat!
Weh' dir! hartherz'ger Vater!

Ich schwör's!" — Sieh da im Augenblick
Goß von der Kuppel Höhen
Ein klarer Lichtstrom sich herab,
Und rings um der Entseelten Grab
Begann ein mildes Wehen.

Mit wundersüßen Tönen klang's,
Wie in der Engel Liede,
Herüber vom Altar und Chor
Rief's deutlich in der Lauscher Ohr:
„Nicht Blut, mein Albrecht! — Friede!"

Und Harfenton und Himmelsglanz
Verhallten und zerrannen;
Als er gesehen und gehört,
Zerbrach der Fürst das Racheschwert
Und schied versöhnt von dannen.

Doch Jahre lang ging er herum,
Als wär' er krank und müde,
Der Freunde Trostwort hört er kaum,
Und oftmals sang er wie im Traum:
„Nicht Blut, mein Albrecht! — Friede!"

542.

Lied von der schönen Bernauerin.

J. G. Busching wöchentl. Nachrichten III., 409. Dazu Ergänzung von Nagel in Teutoburg II., 144 und Eos 1825, Nr. 117.

Es reiten drei Ritter zu München hinaus,
Sie reiten wohl vor der Bernauerin ihr Haus:
Bernauerin bist du drinnen,
ja drinnen?

Bist du darinnen, so tritt du heraus,
Der Herzog ist draußen vor ihrem Haus
Mit allem seinem Hofgesinde,
ja Gesinde.

Sobald die Bernauerin die Stimme vernahm,
Ein schneeweißes Hemd zog sie gar bald an,
Wohl vor den Herzog zu treten,
ja treten.

Sobald die Bernauerin vor's Thor naus kam,
Drei Herren gleich die Bernauerin vernahm:
Bernauerin was willst du machen,
ja machen?

Ei willst du lassen den Herzog entweg'n,
Oder willst du lassen dein jung frisches Leb'n
Ertrinken im Donauwasser,
ja Wasser?

Und als ich will lassen mein'n Herzog entweg'n,
So will ich lassen mein jung frisches Leb'n
Ertrinken im Donauwasser,
ja Wasser.

Der Herzog ist mein,
Und ich bin sein;
Sind wir gar treu versprochen,
ja versprochen.

Bernauerin auf dem Wasser schwamm,
Maria Mutter Gottes hat sie gerufet an,
Sollt' ihr aus dieser Noth helfen,
ja helfen.

Hilf mir Maria aus dem Wasser heraus,
Mein Herzog läßt dir bauen ein neu's Gotteshaus,
Von Marmelstein ein'n Altar,
ja Altar!

Sobald sie dieses hat gesprochen aus,
Maria Mutter Gottes hat geholfen aus
Und von dem Tod sie errettet,
ja errettet.

Sobald die Bernauerin auf die Brucken kam,
Ein Henkersknecht zur Bernauerin kam:
Bernauerin was willst machen,
ja machen?

Ei willst du werden ein Henkersweib,
Oder willst du lassen dein'n jung stolzen Leib
Ertrinken im Donauwasser,
ja Wasser.

Es stund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag:
Bernauerin ist ertrunken,
ja ertrunken.

Auf rufet mir alle Fischer daher,
Sie sollen fischen bis in das rothe Meer,
Daß sie mein feines Lieb suchen,
ja suchen.

Es kommen gleich alle Fischer daher,
Sie haben gefischt bis in das rothe Meer,
Bernauerin haben sie gefunden,
ja gefunden.

Sie legen's dem Herzog wohl auf die Schooß,
Der Herzog wohl viel tausend Thränen vergoß,
Er thät gar herzlich weinen,
ja weinen.

So rufet mir her fünftausend Mann,
Einen neuen Krieg will ich nun fangen an
Mit meinem Herrn Vatern eben,
ja eben.

Und wär mein Herr Vater mir nicht so lieb,
So ließ ich ihn aufhenken als wie einen Dieb,
Wär aber mir eine große Schande,
ja Schande.

Es stund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag,
Sein Herr Vater ist gestorben,
ja gestorben.

Die mir helfen meinen Herrn Vater begrab'n,
Rothe Manteln müssen sie hab'n,
Roth müssen sie sich tragen,
ja tragen.

Und die mir helfen mein fein's Lieb begrab'n,
Schwarze Manteln müssen sie hab'n,
Und schwarz müssen sie sich tragen,
ja tragen.

So wollen wir stiften eine ewige Meß,
Daß man der Bernauerin nicht vergeß,
Man wolle für sie beten,
ja beten.

543.

An Agnes Bernauerin.

Von König Ludwig I. von Bayern.

Ein holdes Veilchen blühtest du verborgen
In kindlicher Zurückgezogenheit,
An deines Lebens harmlos stillem Morgen,
Bewußtlos deiner Liebenswürdigkeit.

Da fiel versengend hin, auf dich gerichtet,
Der Fürstenliebe unheilvolle Gluth,
Dein kurzes Leben wurde schnell zernichtet,
Doch deine Liebe endet nicht die Fluth.

Und in des Himmels ew'gem sel'gen Frieden
Ist längst dein Albrecht froh zu dir gesellt,
Dort wirst du nimmermehr von ihm geschieden,
Der Liebe Glück ist nicht für diese Welt.

Der Wonnen höchste hattest du empfunden,
Doch wie du kaum erreicht die Seligkeit,
So war sie dir sogleich auch schon verschwunden,
Sie lebt nicht in dem Raum, noch in der Zeit.

Was vom Geschick bestimmt, getrennt zu bleiben,
Beglückend wird's hienieden nie vereint,
In das Verderben immer muß es treiben,
Wenn's gleich im Augenblick besel'gend scheint.

Jahrhunderte hat schon die Zeit verschlungen,
So wie die Fluth, in der dein Leben schwand,
Dein Name doch hat sich ihr hehr entschwungen,
Mit Rührung wird derselbe noch genannt.

544.

Am Grabe der Agnes Bernauer.

Von Eduard v. Schenk.

Jüngst kniet ich in der sühnenden Kapelle
Am Grab' der schönen Agnes, der Bernauer,
Die einst in Albrechts Liebe Glück und Trauer
Und ihren Tod fand in der Donau Welle.

Da hört ich plötzlich, nah der heil'gen Stelle
Orgel und Glocken hallen längs der Mauer,
Den Strom aufrauschen, als ob Reueschauer
Um Agnes Mord hoch seine Wogen schwelle.

Die Glocken schienen dumpf darob zu klagen,
Daß sie ihr einst die unheilvolle Stunde
Der Hochzeit und des Todes angeschlagen.

Die Orgel nur schien freudig zu ertönen,
Daß Gott die Arme rief zu höherm Bunde,
Statt Herzogs- sie mit Engelsschmuck zu krönen.

545.

Sossau.

Nach Halwax navigatio Mariana und Saller defens. hist. Sossau in Denkwürdigk. aus Bayern, Sulzb. Kal. 1849 S. 82. Gumppenbergs Marian. Atlas IV., 326. Ad. Müller obere Donau, S. 86. Schultes Donaufahrten I., 315. Rohrmayer Gesch. v. Sossau, Straubing 1843.

Eine halbe Stunde ostwärts von Straubing, in Mitte lieblicher Wiesen, liegt die berühmte Wallfahrtskirche Sossau, nach der Meinung alter Chroniken von dem römischen Landpfleger des Donaugebietes Sosius genannt. Die Legende erzählt: Es kam in grauer Vorzeit der heilige Lucius Cyrenäus, ein Jünger des Apostels Paulus, in diese Gegenden. Dieser vermochte einen vornehmen Römer, Namens Acilius Glabrio zu Antenring, anderthalb Stunden von Straubing, eine Kirche zu Ehren der Muttergottes zu bauen. Es wurde aber in späteren Zeiten selbige Gegend der Aufenthalt gottloser Räuber, welche die frommen Pilgrime anfielen

und beraubten, so daß selbst das Gotteshaus unser Lieben Frau nicht von dem Blute Ermordeter rein blieb. Da wurde durch göttliche Fügung die Kirche sammt dem darin befindlichen Marienbilde von Engeln in die Lüfte gehoben und in die offene freie Flur von Alburg versetzt, wo einem Platze mitten in den Feldern der Name „Frauenfleck“ geblieben ist. Weil es aber geschah, daß auch diese Station nicht genug Sicherheit gewährte, so trugen die Engel das Kirchlein noch einmal zuerst auf einen Platz bei Straubing, welcher noch das „Frauen-Brunnl“ heißt, von da weiter in der Luft nach Kagers, woselbst sie auf der sogenannten Schiffsbraite Rast gehalten, endlich auf die liebliche Wiese von Sossau, allwo die Kirche noch heutiges Tags ohne Fundament auf bloßem Grunde ruht.

546.

Die feurigen Männer.

Mündlich.

Zwischen Thalmassing und Dinzling ist eine Mühle, die heißt man die Teufelsmühle und weiter hinein in der Waldgegend heißt man's in der Hölle. Da sind in frühern Zeiten oft feurige Männer gesehen worden, welche vor den durch den Wald Fahrenden oder Gehenden hergingen und den Weg erhellten, so daß sie glücklich hindurch fanden. Einmal fuhr ein Bäuerlein von Dinzling, das nach St. Emmeram in Regensburg gehörte, in aller Morgenfrühe mit einem Fuder Holz durch den Wald und warf mit seiner Fuhre, da es sehr dunkel war, um. „Wenn nur der feurige Mann da wär',“ sprach er etwas schalkhaft so vor sich hin, „daß ich mein Holz wieder aufladen könnte.“ Plötzlich fuhr's wie ein zuckender Blitz daher, und das hellste Licht schien um den Wagen und um die Rosse. So konnte er wieder aufladen und weiter fahren, indem die Bahn vor ihm, wie von Tageshelle, umleuchtet war. Als er das Ende des Waldes erreicht, murmelte er vor sich hin: „Gottlob, daß ich jetzt so leicht da herausgefunden habe“ — und plötzlich verschwand das Licht und der feurige Mann ließ sich von diesem Tage an nicht mehr sehen.

547.

Der Fluchacker bei Dinzling.

Mündlich.

Es war in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die Mäuse in vielen Gegenden Niederbayerns so überhand nahmen, daß sie eine wahre Plage für Land und Leute wurden. Da ritt ein Bauer von Dinzling auf seinem Braunen hinaus, um die Verwüstung zu schauen, welche die schädlichen Thiere angerichtet hätten. Von der herrlichen Wintersaat war auch nicht ein grünes Hälmlein mehr zu sehen. Da fing der Bauer, indeß er seine Aecker umritt, dergestalt an zu fluchen, daß es wahrhaft gotteslästerlich war und es die Nachbarn mit Schrecken vernahmen. Am Abende kam das Pferd, von Schweiß triefend, allein nach Hause zurück, zitternd am ganzen Leibe. Die Bauern sagten, der Schwarze habe den Lästerer geholt und nannten denselben Acker von jenem Tage den Fluchacker.

548.

Zu unserer Frauen von Ast.

Zimmermann geistl. Kal. V., 287.

Ein Stündlein von Waldmünchen liegt das Dörflein Ast mit dem Gotteshause zu unserer lieben Frau von Ast, woselbst ein uraltes Gnadenbild noch heutiges Tages zahlreiche Wallfahrer versammelt. Der Ursprung dieser Wallfahrt hat sich also begeben.

Es soll vor vierthalb hundert Jahren eine Gräfin von Schnirtzenberg (Andere wollen von Fürstenberg) aus Böhmen in die Pfalz gereist sein. Unterwegs, weil die Hitze groß war, wurden die vor den Wagen gespannten Rosse von Fliegen und Bremsen im großen Walde, welcher sich dazumal bis nach Neunburg erstrecket, also stark geplagt und gestochen, daß sie nicht mehr zu halten waren, sondern dergestalt scheu geworden, daß man besorgen müssen, es werde Alles zu Trümmern gehen. In solch äußerster Gefahr hat die Gräfin Gott und seine werthe Mutter um Hülf angerufen und gelobt, wann diese Gefahr ohne Schaden ablaufen werde, wolle sie der Muttergottes zu Ehren eine Kapelle bauen lassen. Alsobald

sind dann die Pferde sammt dem Wagen auf einem Bühel, darauf jetzo die Kirche erbaut ist, stehen geblieben, ohne daß Jemanden Schaden widerfahren, worauf die Gräfin sich aus dem Wagen begeben, auf ihre Knie niedergefallen und Gott für solche Gnade gedanket, auch an dem Ort, wo die Pferde stehen geblieben, sogleich die Anstalten zum Baue machen lassen. Als man aber beim Fällen der Bäume begriffen war, ist unvermuthet ein Muttergottesbild auf dem Ast eines Baumes gefunden worden; dieses hat man nach der Hand in das neuerbaute Gotteshaus übersetzt, auch der Kirche den Namen Ast gegeben.

549.

Die Wallfahrtskirche zum Stock bei Walderbach.

Zimmermann Kal. V., 333 Schuegraf in: Das Konigreich Bayern ꝛc. München 1846 II., 439.

Eine lüderliche Dirne scheute sich nicht, bei einer in der Klosterkirche zu Walderbach stattfindenden Kommunion Antheil zu nehmen in der Absicht, die heilige Hostie zu zauberischen Werken zu mißbrauchen. Kaum hatte sie die Hostie auf der Zunge, so löste sie dieselbe geschwind und unvermerkt vermittelst eines Tüchelchens davon ab, und wickelte sie ein. Im Nachhausegehen wollte sie denn nochmal um die Hostie umsehen; aber sieh! als sie das Heiligthum aus dem Tüchelchen hervorsuchte, erblickte sie an demselben einen Blutstropfen, und war von Stund an nicht mehr im Stande, das auf einem Baumstocke ausgebreitete Tüchelchen von dannen zu heben, — so schwer dünkte es ihr zu sein. Da nun vollends die heilige Hostie von selbst sich erhob, und in der Luft mit himmlischem Glanze schwebte, lief sie vor Furcht und Angst davon. Unweit des Stockes weidete eine Heerde Schaafe und Schweine, die von dem Wunder bezaubert herbeieilten, den Baumstock umringten und in stummer Andacht vertieft zu sein schienen. Als der Hirt darnach näher kam und selbst den ungewöhnlichen Glanz erblickte, eilte er zum Kloster, und zeigte das Wunder dort an, und sogleich begleitete der Abt *) das heilige Altarssakrament in einer feierlichen Prozession in die Kirche.

*) Abt Heinrich II. um 1300.

Als man aber des anderen Tages nach ihm sah, war es verschwunden und man fand es wieder auf dem alten Stocke. Dieß veranlaßte den Abt, auf der Stelle darüber eine Kapelle zu bauen, und die heilige Hostie zum ewigen Andenken in dem Tabernakel aufzubewahren. Bald aber ward das Wunder ruchbar, und fromme Wallfahrer eilten herbei von allen Gauen, und die Kapelle zum Stock ward bald eine schöne Kirche, welche erst in neuester Zeit, 1803/4, nach Aufhebung des Klosters verkauft und in eine Scheune verwandelt wurde. Noch sieht man an dem Plafond die im Jahre 1300 vorgefallene Geschichte mit der heiligen Hostie und das Weib in Gestalt einer Hexe abgebildet.

550.

Die Bräuer in Stockenfels.

Mündlich.

Bei dem Dorfe Fischbach im bayerischen Landgerichte Nittenau am Regen erheben sich mächtig die Burgruinen der Veste Stockenfels in die Wolken. So einsam und verlassen die zerfallenen Trümmer in das Thal herniederschauen, so geht es doch in der Tiefe des Gemäuers sehr lebhaft zu. Da sind in einem verschütteten tiefen, tiefen Brunnen die abgeschiedenen wasserfreundlichen Bräuer der Nachbarschaft, besonders Regensburgs hinverwiesen; sie müssen einander vom tiefsten Grund bis an den Rand des Brunnens Wasser bieten, das der zu oberst stehende dann wieder hinabschüttet. Erst dann wird einer erlöst, wenn er so viel Wasser gereicht hat, als er über das Maß Malz und Hopfen mit Wasser getauft hat. In neuerer Zeit soll es aber bald an Raum für die Bewohner fehlen.

551.

Die Geister auf Stockenfels.

Mündlich.

Gar Vieles wissen die Leute der Umgegend von dem Treiben der Geister auf Stockenfels zu erzählen. Manche haben ihre Neugierde mit

großem Schrecken gebüßt, wenn sie sich Nachts in das Gemäuer der verrufenen Veste gewagt hatten. Einmal verirrte sich ein Bauer tief in der Nacht in die Ruinen und gerieth in einen großen Saal. Da sah er eine Anzahl von Herren in bunten Gewändern um eine Tafel sitzen. Ein goldener Becher, welcher von Feuer roth glühte, kreiste unter ihnen. Dabei verkürzten sie sich die Zeit mit Spielen und warfen Münzen auf den Tisch, welche wie Flämmchen hin- und herfuhren. Andere wollen sie mit Kegelscheiben beschäftigt gesehen haben, wobei denn die geworfenen Kugeln feurige Bahnen hinter sich zogen, weil die Kugeln selber glühend waren. Und so wird noch Manches von den schwarzen Rittern erzählt, welche auf der Burg ihren Aufenthalt haben.

552.

Der Zauberweiher zu Brückelsdorf.

Müller bei Fr. Panzer S. 126.

Einst ließen die Fischer den Zauberweiher zu Brückelsdorf ab, um die Fische herauszuholen; da kam ein fremdes Weib mit gelben Wangen und rothen Augen, trat ohne Gruß in den Schlamm und nahm den größten Fisch heraus. Der Fischer rief zornig: „Laß du Her meine Fische, und hole dir vom Teufel aus der Höll, wenn du deren nöthig hast!“ Bei dieser Rede schwoll das Weib durch Zorn wie eine Kröte, und sprach im Hinweggehen, mit ihren rothen Augen nach dem Fischer schielend: das ist euer letzter Fang, von nun an gehört der Weiher mein, keinen Fisch sollt ihr je wieder herausnehmen. Seitdem ruht der Fluch auf dem Zauberweiher; denn man sieht wohl Fische schwimmen, wie aber das Wasser zum Fischen abgelassen wird, ist's auf dem Grund ganz leer.

553.

Die Kirche in Pielenhofen.

Die vor. Schrift S. 116.

Als dem heiligen Bernardus das Geld für Vollendung des Kirchenbaues in Pielenhofen ausging, fuhr er mit zwei Schimmeln nach dem

Schatzberg bei Penk an der Naab, um den Schatz von Schatzfels zu holen. Zwar spie der Teufel, welcher auf dem Schatzfels saß, Feuer und Flammen auf ihn herab, allein der Heilige ließ sich dadurch nicht abhalten. Als er aber mit seinen zwei Schimmeln und dem Schatz in der Kutsche fortfahren wollte, riß der Teufel eine Felge mit beiden Speigen aus dem Rad. Das half ihm aber nichts, denn Bernardus sprach heilige Worte, und flocht den Bösen in das gebrochene Rad, der nun aushalten mußte bis Pielenhofen.

Die Begebenheit ist noch heutiges Tags auf der Wand in der Kirche zu Pielenhofen gemalt zu sehen.

554.

Sankt Mang zu Stadt am Hof.

Wening Top. Bav. IV., 112.

Dieses Kloster führt den Namen St. Mang, weil, wie die gemeine Sag geht, um das Jahr 1134 der heilige Beichtiger und Abt Magnus in Gestalt eines ehrwürdigen alten Mannes und der heilige Erzengel Michael in Gestalt eines schönen Jünglings zu Regensburg am Gestad der Donau erschienen und von dem Schiffmann, welcher die Ankommenden überzuführen pflegte, nach Stadt am Hof geführet zu werden begehrt. Obwohl hierauf der Schiffmann ihnen dieses ihr Begehren anfänglich abschlug, seine Mattigkeit und die bereits anbrechende Nacht vorschützend, so hat er sie doch endlich, da sie ihm eröffnet, wer sie wären, mit geziemender Ehrerbietung in sein Schiff genommen und übergesetzt; darnach ihm beide Heilige befohlen, daß er sich zu einem nahgesessenen Mann Namens Berchtoldus verfügen und in ihrem Namen für seinen Schifflohn ein Mastschwein sammt einem Metzen Korn abfordern solle, welches Alles Berchtoldus nicht allein alsobald abfolgen, sondern auch an seinem eigenen Wohnplatz zu Ehren des heiligen Magni eine schöne Kapelle erbauen lassen.

555.

Sagenhaftes Alter von Regensburg.

Rohner Ratisbona novantiqua p. 5. C. T. Gemeiner's Reichsstadt Regensburgs Chronik S. 6. Chr. G. Gumpelzhaimer Regensburgs Geschichte, Sagen und Merkwürdigkeiten I, 12.

Nach uralten Volkssagen ist Regensburg schon zu des Altvaters Isaaks Zeiten ein Wohnsitz alter deutscher Könige gewesen. Auch behaupteten die Juden, welche im Jahr 1519 aus Regensburg vertrieben worden, daß ein Theil ihrer Nation, nachdem sie in die syrische Gefangenschaft gerathen, in die hiesigen Gegenden und namentlich nach Regensburg, welches dazumal Germansheim geheißen haben solle, geführt worden wäre und sich alldort niedergelassen hätte. Deßgleichen behaupteten die Juden zu Regensburg schon im Jahre 1277 vor Kaiser Friedrich zu Linz in ihrer Verantwortung wider die Regensburger, sie hätten in selbiger Stadt auf die 1800 Jahr lang ihre Wohnung gehabt. Nach einer anderen Sage sollen die Juden von Jerusalem zur Zeit der Kreuzigung Christi ein Sendschreiben an die Juden nach Regensburg gesendet und selbe aufgefordert haben, sich zu freuen, daß sie Jesum getödtet hätten, und den ganzen Verlauf beschrieben haben.

556.

Wie der hl. Emmeram einen Greis von der Sünde führte.

Nach Aribo: Rudhart im Archiv f. G. u. A. v. Oberfr. II, 103.

Ein frommer und kluger Mann wurde auf seiner Reise zum Grabe des heiligen Emmeram im Wald von Langwaid von Räubern gefangen, außer Landes geführt und an das Volk der Franken verkauft. Einer von diesen, der ihn erkauft hatte, verkaufte ihn wieder an Jemanden in den nördlichen Theilen des Volkes der Thüringer, der an der Gränze des Volks der Parathanen wohnte, die Gott nicht kennen. Seinem Herrn diente der Greis treu und eifrig. Er war ein Zimmermann und Mühlarzt und erwarb sich durch seine Geschicklichkeit die Gunst seines Herrn. So wirkte er drei Jahre lang nach Kräften. Da fügte sich's, daß einer

seiner Mitknechte starb, der eine junge, schöne und kinderlose Wittwe hinterließ. Nun befahl der Herr dem Greise, die Wittwe zu ehelichen. Dieser weigerte sich aus dem Grunde, weil er zu Hause schon eine Frau habe, und bei deren Lebzeiten keine andere ehelichen dürfe. Deßhalb eröffnete ihm sein Herr mit listigen und strengen Worten: „Wirst du sie nicht zum Weibe nehmen, so soll mir Gott dies und jenes zufügen, wenn ich dich nicht dem Volk der Sachsen ausliefere, welches noch so sehr dem Götzendienste ergeben ist." Der Herr gedachte ihn durch diese Heirath noch mehr zu fesseln, und der allenfallsigen Flucht des so brauchbaren Knechtes vorzubeugen. So stritten sie täglich mit einander, und der Greis begriff wohl, daß er seines Herrn Macht und Befehl nicht verachten dürfe, weil man ihn sonst als Gefangenen an die Heiden abgeliefert haben würde, deren Leben er, wie er aus der Nachbarschaft wußte, wie den Tod fürchtete. Er willigte also nothgedrungen in die vom Herrn gewünschte Heirath. In der Hochzeitnacht, als sich das Weib unwillig über seine Ermahnungen von ihm abgewendet und eingeschlummert war, bat der Greis Gott um Hülfe. Im Schlafe erschien ihm St. Emmeram, und befahl ihm, wie er gelobt, zu St. Emmeram's Kirche sich zu begeben. „Wie werde ich," antwortete er, „ohne Nahrungsmittel so viele unbekannte Länder durchwandern?" — „Steh auf," sagte der Heilige, „zögere nicht, sondern nimm im obern Zimmer ein Brod, es wird bis zur Vollendung der Reise genügen." — Der Greis that, wie ihm befohlen, und ging mit seinem Gewande angethan und mit seiner Axt von dannen. Seine Schritte lenkte er auf die Wüste eilig zu, ohne Unterlaß Gott bittend um eine glückliche Reise durch die Verdienste des seligen Märtyrers. Fünfzehn Tage lang führte ihn Gott wohlbehalten und sicher, und gesättigt und gestärkt durch das eine Brod dergestalt, daß er um die dritte Stunde jenes fünfzehnten Tages auf dem Berge oberhalb der Weinpflanzung stand, die bekanntlich zwischen der Donau und dem Regen gelegen ist.

557.

Irmensul am Peters-Thore zu Regensburg.

Von J. A. Pangkofer nach einem alten M. S.

Vorm Thore zu Sankt Peter
Auf dreigestuftem Stuhl
Ragt eine Bildersäule,
War eine Irmensul.

Wie die gestürzt in Sachsen
Der Kaiserheld Karol,
Die unser hat er wandelt
Zu christlichem Symbol.

Und wie sich das begeben
's ist tausend Jahre her
Gar seltsamlich verkündet
Horcht, eine graue Mähr.

Geheim anbeten Heiden
Im nahen Eichenhain,
Von Irmensul getragen,
Ein Bild aus schwarzem Stein.

Bei Tag war stets verschwunden
Das Bild durch Zaubermacht
Drum pflogen sie des Dienstes
Auch nur um Mitternacht.

Der Kaiser kam und hörte
Davon mit frommem Zorn,
Und Untergang den Götzen
Hat alsobald geschwor'n.

Vergebens doch zwei Nächte
Er stürmt den Erkla-Wald,
Der Sturm am Höllenzauber,
Am tödtlichen abprallt.

Neunzehntel seiner Kämpen
Am Morgen lagen todt,
So daß er zählt am dritten
Nur Zehn im Morgenroth.

Doch einem Held wie Karol
Gar nie der Muth entweicht,
Drum aus mit seinen Zehen
Zum drittenmal er zeucht.

Das war ein wüthend Stürmen,
Und überall umsunst,
Schon alle Zehne liegen
Im Blut durch Götzenkunst.

Vertrauend da der Kaiser
Thät kühn und mächtig schrei'n:
„Herr Gott, verlaß Dich selbst nicht,"
Und warf sich in den Hain.

Nun prasselte in Flammen
Der ganze Wald empor,
Das Bildniß stürzte nieder,
Das unbesiegt ehvor.

Die Heiden, festgebannet
Das Feuer hat verzehrt,
Das wundersam dem Kaiser
Kein Härelein verzehrt.

Er Heil'genbilder schlagen
Ließ aus der Irmensul,
Das Grab ward der Gefallnen
Der neuen Säule Pfuhl.

Und bei der Säule immer
Man Christum pred'gen ließ,
Darob die Irmensule
Seit Pred'gersäule hieß.

558.

Die Mähr vom Portal zu Sankt Jakob.

Von d. vor., nach ders. Quelle.

Das Kloster zu Sankt Jakob
Ist ein uralter Bau,
Doch dran wie alt die Pforte
Gar Niemand wußt' genau.

Ein Sagenbuch uraltest
Von einer Mähre raunt,
Die gleich nach Römertagen
Verblüffet ward bestaunt.

Aus Wälschland nach Regina
Siedelt ein Meißler um,
Getaufet, doch zwiespaltig
Ob Heid- und Christenthum.

Und der ein Werk, ein steinern,
Vom Geist gequält begann,
Der Zwiespalt seiner Seele
Sich spiegelte daran.

Sich zwei Gesellen meld'ten
Bei ihm zu gleicher Zeit,
Der Eine kam von Osten
Aus Norden kam der Zweit'.

Der Eine, blond und lieblich,
War im Gewerk ein Talk,
Der Ander' schwarz und düster
Gewandt, doch sehr ein Schalk.

Und lang mit ihrem Meister
Des Steinwerks pflegen sie,
Das, wie wir's da bestaunen
Gar sonderbar gedieh.

Aus Heiligen und Fratzen,
Aus Mensch- und Thiergestalt
Ein seltsamlich Gemische
Uebt's neckende Gewalt.

Der Blonde schuf am Tage
In Einfalt manig Bild,
Dieweil in den Tafernen
Der Schwarze zechte wild.

Mittnächtlich kam der Schwarze
Erbosten Eifers voll,
Und meißelte dazwischen
Grimassen grell und toll.

Und stets sich mühte wieder
Der Meister lobesam,
Daß zwischen Höll und Himmel
In's Werke Eintracht kam.

So ging es manche Jahre
Bis ward in blut'ger Nacht
Das Römervolk der Veste
Verjagt und umgebracht.

Während des Völkerkampfes
Ein Zweiter sich begab,
Auch in des Steinmetz Hütte,
Die ward des Meisters Grab.

Die Lehrling stritten wüthig,
Zerstörend ihr Gewerk,
Was, scheltend abzuwehren,
Nicht reicht des Meisters Stärk.

Sie schleudern nach den Köpfen
Werkstücke als Geschoß,
Dem Meister, der dazwischen,
Wird Steinigung zum Loos.

Die Hütt' mit Brand verlodernd
Einstürzt, ein Kohlenhauf,
Ein Lehrling fährt zur Tiefe,
Ein Lehrling himmelauf.

Sechshundert Jahre rollen
Grau'nhaft die Zeitenbahn,
Da kommt vom Land der Scoten
Ein Mönch, heißt Marian.

Für sich und seine Flüchtling,
Er baut ein Klösterlein,
Grundgrabend, siehe, findet
Bildtrümmer aus Gestein.

Als weiser Mann begreift er,
Durch einen Traum belehrt,
Erfreut der reichen Bilder
Symbolisch tiefen Werth.

Baumeisterlich er stellet
Die Säul'n und Bögen auf,
Verwendet d'rein die Bilder
Als Stützen und als Knauf.

Die Pfort' in das Gemäuer
Mit reicher Gliederung
Eintieft er, überwölbet
Von vieler Bogen Schwung.

Links d'ran und rechts dreigadig
Die Flügel breitet er,
Tiefst unten drin einfeldert
Die Fratzen voll Gezerr.

Der Einfalt Bilderspiele
Er säulenreihig fügt
In's mittlere Gestöcke,
Und d'rob die Bogen wiegt.

Das Werk des Meißelmeisters
Als seiner Schöpfung Kern,
Läßt prangen er zu oberst,
Die Zwölfe mit dem Herrn.

So stellt die Bilderfügung
Dazu des Meisters Ruhm,
Ob Welt und Höllen streiten
Im Sieg das Christenthum.

Des Meißlers Geist gebannet
Ist an sein Werk gewest,
Durch seines Werks Verständniß
Der Meister ward erlöst.

559.

Gründung des Schottenklosters zu Regensburg.

Nach Aventin, Adlzreiter u. A. Gemeiner's Regensb. Chronik I., 176. Gumpelzhaimer I., 228. Ried hist. Nachr. von dem 1552 demolirten Schottenkloster Weih St. Peter zu Regensburg, 1813.

Aus Schottland kam ein heiliger Mann, genannt Marianus, mit sechs Gefährten nach Regensburg. Dort fand er im Frauenstifte Niedermünster gastliche Aufnahme und besorgte dafür Abschriften der heiligen Bücher. Bald ward der gelehrte und fromme Fremdling überall beliebt. Das erregte den Neid seines Gefährten Murcherab. Dessentwegen beschloß Marian, Regensburg zu verlassen und nach Rom zu pilgern. Da träumte ihm zuvor, er solle den Pilgerstab ergreifen, aber dort bleiben, wo ihn unter Wegs der erste Strahl der Sonne bescheinen würde. Also zog

Marian früh Morgens mit zweien seiner Genossen von dannen. Der Weg führte sie bei der Kapelle in Wihen oder Weih St. Peter vorüber. Sie gingen hinein, Gott um Segen zur Reise zu bitten. Während sie noch andächtig beteten, fiel ein freundlicher Lichtblick der Sonne durch's Fenster. Entzückt ruft Marian: „Dies ist der Ort, hier will ich leben und sterben!“ Das erfuhr die Aebtissin von Obermünster, wohin die Kapelle gehörte und erklärte sich bereit, dem frommen Marian die Kirche unter Vorbehalt des Grundeigenthums abzutreten. Ein reicher Bürger, Bezelin, half durch reiche Beisteuer zum Bau des Klosters, in welches Marian mit seinen Genossen einzog, im Jahre des Herrn 1075.

560.

Wie Brzetislaus Juditha aus Regensburg entführt.

Pfeffinger Vitriar. illustr. I., 501. Gemeiner's Regensb. Chronik I., 154. Crusius Schwäb. Chronik I., 427. G. v. Falkenstein Kaisersagen ꝛc. S. 120.

Zu Regensburg lebte eine überaus schöne Nonne, Judith geheißen. Sie war die jüngste Tochter eines Grafen vom Rheine, genannt Otto der Weise. Brzetislaus, Herzog zu Böhmen, vernahm die Kunde von der hohen Schönheit der Nonne. Eine ungestüme Lust, sich von der Wahrheit derselben zu überzeugen, ward in ihm rege. Still rüstete er daher eine Zahl Gewappneter, ließ seinem Vater, Herzog Ulrich, hinterbringen, daß er zur Uebung ritterlicher Tugenden sich an den kaiserlichen Hof begebe, und zog rasch gen Regensburg hinaus. Als der Herzog zum Kloster gelangte, umstellte er es mit seinen Getreuen, und wie der Gottesdienst anhub, drang er in dasselbe ein. Seinem Späherauge entging die Grafentochter nicht, bald erblickte er sie, welche dem männlich wohlgestalteten Jüngling einen vollen Blick ihrer Schönheit gewährte; und von Liebe hingerissen, ergriff er die Nonne, eilte mit ihr aus der Kapelle, hob sie auf sein muthiges Roß und entfloh.

Die Klosterdiener aber waren ihm nachgeeilt und hatten eine mächtige Kette vor das Thor gespannt, zu verhindern die Flucht des Nonnenräubers. Da riß Brzetislaus sein Schwert heraus, spaltete die Eisenkette in der Mitte von einander, indeß sein Gefolge tapfer sich durch die andringenden Klosterknechte schlug und ihm nachfolgte. Mit der Entführten glücklich

in Böhmen angelangt, meldete der Herzog seinem Vater das Abenteuer, und wie gnadenvoll ihn Gott beschirmt und erhalten habe, und erhielt die schöne Judith zur Gemahlin. Graf Otto beklagte sich heftig beim Kaiser über die gewaltthätige Handlung des Brzetislaus. Kaiser Konrad begnadigte zwar den jungen Herzog, befahl ihm jedoch, Böhmen zu verlassen, und sich mit seiner Gemahlin nach Mähren zu begeben, welches Land Herzog Ulrich seinem Sohne schenkte. Dies geschah anno 1026. Die gespaltene Kette ist lange Zeit im Kloster zu Regensburg aufbewahrt, und als ein Wunderwerk betrachtet worden. Nach ihrem Tode wurde die Herzogin Judith in einer Kirche zu Prag beigesetzt.

561.

Lies Herrel.

Ousorg Chron. Bav. ap. Oefele I., 367.

Um Jakobi des Jahres 1371 erschien zu Regensburg ein Geist, welcher nicht gesehen, aber deutlich gehört werden konnte. Als er unter andern von wegen der Pest, welche damals regierte, befragt worden, sagte er Nichts als diese Worte: Was fraget ihr, da Gott selbst seiner Mutter nicht alle Geheimnisse offenbaren wollte. Darauf wurde er von jenen, welche vertrauter mit ihm waren (qui ei familiares fuerunt), noch einmal befragt, und antwortete: Ho! seht ihr nicht die Eitelkeit und Habsucht dieser Welt, die Gott nicht ungestraft lassen will. Er sagte den Ausgang des Streites der bayerischen Herzoge mit Karl wegen Brandenburg, sowie viele andere Dinge voraus. Einmal goß er ungesehen die Milch aus einem Gefäße in Gegenwart vieler Leute. Jemanden, der gesagt hatte: man müsse keine Furcht vor ihm haben und dem Teufel keinen Glauben schenken, schlug er so heftig auf die Nase, daß reichliches Blut ausströmte. Er wollte nicht anders als Lies Herrel genannt sein. Einmal sagte ein frommer Priester zu ihm: Lies Herrel, gib mir deine Hand! worauf jener: ich will nicht. Als der Priester weiter fragte: warum willst du denn nicht? antwortete der Geist: es würde dir so erschrecklich sein, daß du es nicht aushalten könntest. Ein mit ihm sehr vertrautes Mägdlein fragte: warum er vor andern gerade in ihr Haus gekommen wäre? Jener gab zur Antwort: Ich that es deinetwillen, denn

wäre ich nicht gekommen und hätte dich gewarnt, so hätte dich ein Gewisser (den er mit Namen nannte) verführt, und du hättest das Kind nach der Geburt getödtet, woraus großes Uebel für dich entstanden wäre. Als er befragt wurde, ob er ein Engel oder ein Teufel sei, war die Antwort: keines von beiden, sondern der Bote eines Engels.

562.

Die dicke Agnes.

Erz. von Adalb. Muller (Braun u. Schneiders Hauschronik I., 9.).

Als man zählte nach des Herrn Geburt fünfzehnhundert Jahre und noch zehn darüber, lebte in der alten und weltberühmten Freistadt Regensburg die Tochter eines Blechschmiedes, welche man insgemein das „Liebfrauenbildlein" benamste, sintemal sie über die Maßen schön war von Antlitz und Gestalt. In der Taufe hatte man ihr den Namen Klara beigelegt, und als sie herangewachsen, pflog sie der Gottesfurcht und Ehrbarkeit, wie es einer feinen Jungfrau ziemt.

An einem Sonntage, als sie aus der Frühmesse heimkehrte, begab es sich, daß ihr ein stattlicher Junker in den Weg kam; der war in Sammt und kostbares Rauhwerk gekleidet und trug auf der Brust eine schwere goldene Kette und auf dem Haupte ein Barettlein mit wehendem Federschmucke. Und wie er des holdseligen Mägdleins ansichtig wurde, blieb er stehen und schaute ihr fast betroffen längs der Straße nach, bis sie um die Ecke ging.

Folgenden Montags war Klärchen nach ihrer Gewohnheit zu St. Kassian in der Messe, und wie sie aus der Kirche trat, stand der Junker da und nickte ihr einen Gruß zu. Und am Erchtage grüßte er wieder und schob ihr unversehens ein Brieflein in die Hand. Darüber erröthete die Jungfrau hoch und meinte eine glühende Kohle zwischen den Fingern zu halten. Doch wollte sie das Brieflein nicht fallen lassen, um des Geredes der Leute willen. Sie verbarg es daher sorglich im Busentuche, mit dem Vorhaben, es daheim dem Feuer zuzutragen. Und wenn sie also gethan hätte, wäre ihr großes Leid erspart gewesen. Im Kämmerlein aber wurde sie andern Sinnes; denn es gefiel ihr das zierlich gefaltete Pergament, absonderlich das goldgestickte Band, mit welchem es umwickelt war. Und

indem sie sann und das Brieflein hinum und herum drehte, ließ sich plötzlich ein Stimmchen vernehmen, wie das Zirpen einer Grille, und sprach: „Nun thörichte Dirne, was zögerst du lange? Frisch d'ran! Die todten Buchstaben beißen nicht.“ Wer aber so redete, das war ein winziges, kaum zollhohes Weiblein, welches in einer Ecke der Kemenat kauerte. Die Jungfrau entsetzte sich anfangs ob des Spukes; weil aber die Kleine sonder Arg schien und gar freundlich that, so ließ sie sich bereden und griff nach der Schere. Und in dem Augenblicke, da das Band losging, wuchs das Weiblein um eines Fingers Länge in die Höhe.

Am Mittwoche ging Klärchen nicht in die Messe, sondern riegelte sich in ihrer Kammer ein, als wäre sie unwohl. Mittlerweile aber suchte sie den Brief wieder vor und vernahm, wie der Junker von heftiger Liebe gegen sie entbrannt sei und nimmermehr von ihr lassen könne und um sie dienen wolle als ein ehrbarer, redlicher Freier. Solches stand mit gar schmucken Worten im Briefe geschrieben. Und während sie noch las, erschien das Weiblein abermals und rief: „Horch auf, mein Töchterchen! hörst du nicht Sporenklang auf der Gasse?“ Und Klärchen eilte an's Fenster und sah den Junker einhergehen. Der gewahrte sie, wie sie hinter dem Vorhange lauschte; denn die verliebten Fante haben Falkenaugen. Und er grüßte herauf, und sie grüßte hinunter. Das Weiblein aber kicherte in's Fäustchen und wurde unter dem Lachen einen Werkschuh hoch, da es eben nur fingerlang gewesen.

Donnerstag, während des Essens, zankte der Blechschmied mit seiner Tochter und sagte: „Du träumst bei lichtem Tage und wirfst mehr Salz in die Suppe, als meinem Gaumen lieb ist und die Katze stiehlt vor deinen Augen das Fleisch aus dem Topfe.“ Gegen Abend, im Zwielichte, kam das Weiblein wieder und trug ein Kästchen von Ebenholz unter dem Arme und sprach: „Nimm hin! es ist eine Gedenkgabe von deinem Freier.“ Klärchen aber trat zurück und entgegnete: „Hebe dich von dannen, Versucherin! Eine tugendsame Jungfrau soll nicht Geschenke nehmen.“ Da zog das Weiblein murrend ab; an der Thüre indeß wendete es sich nochmal und sagte: „Geschenkt ist wohlfeiler als gekauft! Besinne dich wohl und sieh, was du verschmähst.“ Mit diesen Worten öffnete es das Kästchen und, o Herrlichkeit! innen lag ein prachtvolles Halsgeschmeide, von eitel Gold und reich mit Perlen und Edelgestein besetzt. Das flimmerte und funkelte Klärchen gar verführerisch in die Augen, und sie nahm das Kästchen und trat vor den Spiegel und gefiel sich überaus in dem

gleißenden Putze. Das Weiblein klopfte dazu in die Hände und rief: „Jetzt magst du die Nase so hoch tragen, wie des Hausgrafen Monika."

Am Freitage war der Handel so weit gediehen, daß der Junker im Finstern über die Gartenmauer stieg und zu Klärchen in die Laube kam. Das Weiblein war heute schon eine Elle hoch. Der Junker koste gar traulich mit der Blechschmiedstochter und sagte ihr noch viel schönere Dinge, als er im Briefe geschrieben. Inzwischen hielt das Weiblein Wache am Eingange der Laube — und siehe da! bei jedem Liebesworte und bei jedem Händedrucke wuchs es um einen Zoll in die Höhe und einen Zoll in die Dicke.

Und als Sonnabends das Paar aus der Laube trat, stand ein übermenschlich großes Weibsbild da, vierschrötig wie ein Lanzknecht und an Umfang einer Biertonne gleich. Klärchen verhoffte und schrie: „Was schaffest du hier, du Ungestalt?" Die Riesin aber schlug eine helle Lache auf und entgegnete: „Wie, mein Töchterchen, kennst du deine alte Freundin nicht mehr? Ich bin die dicke Agnes, und du hast mich wohl gehalten und ernährt, daß ich, vorerst ein winziger Däumling, also hochgewachsen und feist geworden bin."

Es ist aber zu wissen, daß die dicke Agnes ein höllisches Gespenst war, welches um selbe Zeit in der Stadt sein Unwesen trieb. Das machte sich an die Leute, anfänglich in Gestalt eines daumenlangen Weibleins, und verlockte sie vom rechten Wege durch jene Redensarten und Gemeinplätze, womit das Laster sein Thun zu beschönigen pflegt. Und wo es nicht kräftig abgewiesen wurde durch Gebet und frommen Sinn, da blieb es hangen, gleich einem Vampyr, und saugte sich voll und gedieh und wuchs heran zum ungeschlachten Monstrum.

Klärchen, das arme Klärchen — nachdem der vornehme Junker eine Zeit lang seine Kurzweil mit ihr vollbracht, verließ er sie, unbeirrt von ihren Vorwürfen und Thränen, und ehelichte die Tochter eines reichen Geschlechtes. Aehnlich erging es andern Jungfrauen, die mit der Agnes sich eingelassen und manche von ihnen fielen so tief, daß man nach der Hand ihre Namen im Register des Reichstagsprofosen verzeichnet fand, welchem bekannter Massen die Obhut über die fahrenden Dirnen anvertraut war. Was das Mannsvolk belangt, so nahm das Gespenst sein Absehen insbesonders auf die Ladenbursche und sonst junge Leute, die ungezähltes Geld in dem Bereiche ihrer Finger hatten. Denen blies es ein: Ein paar Pfennige schaden deinem Herrn nicht — er spürt's nicht.

Ein Hellerchen ist noch lang kein Thälerchen!" oder: „Ein dummes Roß, das am Barn steht und nicht frißt!" — und wie die Sprüchlein alle lauten, womit angehende Gauner und Diebe ihr Gewissen zum Schweigen zu bringen suchen. Und etliche von diesen bethörten Gesellen huben an mit einem Griffe in den Ladentisch und endeten als Straßenräuber.

Solch einreißendes Verderbniß machte dem wohlweisen Rathe großes Bedenken und man dachte alles Ernstes darauf, wie man des Spukes Meister werde. Mit leiblichen Waffen aber konnte man ihm nichts anhaben, und so ging man denn die ehrwürdigen Väter Minoriten um Beihülfe an. Diese bannten, der Sage nach, das Gespenst nicht ohne Mühe, in den tiefen Keller eines verödeten Hauses an der Bäckenspreng, wo man es noch lange Jahre nachher in der Zeit zwischen Gebetläuten und Hahnenschrei wimmern und ächzen hörte zum Schrecken aller Vorübergehenden.

563.

Der Teufel als fahrende Hexe.

Nach der Elsberger'schen Chronik.

Auf dem Reichstage, so 1606 zu Regensburg gehalten ward, soll sich nachfolgender erschrecklicher Casus begeben haben. In der Wallerstraße bei Herrn Georg Freißlich, Vormundamts-Assessor, wohnte der Kanzler des Bambergischen Abgesandten. Derselbe sah eines Abends zum Fenster hinaus und gewahrte zwei fahrende Jungfrauen von ungemeiner Schönheit, die in der Gasse auf- und abwandelten. Alsbald ließ er sie durch seinen Diener zu sich invitiren, haben auch nit lange Widerrede gethan und sind gekommen. Nachdem er eine Zeit lang seine Kurzweil mit ihnen gehabt, offenbarte sich die Eine plötzlich als der Teufel selber und setzte mit gräulicher Erscheinung den Kanzler dergestalt in Furcht, daß er sich, um seinen Kragen zu salviren, mit Leib und Seele verschrieben. Ward später zu Bamberg in die Hexen-Inquisition mit hineingezogen, wo er dann auf der Tortur bekannt, daß zwei Burger von Regensburg, nämlich sein Hauswirth Herr Freißlich und Hans Lehner, Münzmeister, um den Fall gewußt und auch schon mit solchen Dingen umgegangen, wie sie ihn dann, als er einmal mit ihnen zur Donau spazieren ging, im Namen des Teufels getauft und also in die höllische Bruderschaft aufge-

nommen hätten. Der Bischof von Bamberg schrieb dieser zwei Burger wegen gen Regensburg und notifizirte einem ehrbaren Rathe die Sache. Waren aber beede schon todt und begraben, und hat man gegen ihre Leichname nichts vorgenommen. Doch ist dieses denkwürdig und gleichsam eine Anzeige der Strafe Gottes gewesen, daß alle beede vor ihrem Ende am Leibe den kalten Brand erlitten und ihnen von den Wundärzten etliche Glieder abgenommen werden mußten. Raselius schreibet, er habe solches mit eigenen Augen gesehen.

564.

Ursprung der St. Salvatorkirche bei Donaustauf.

Wening Top. Bav. IV., 124.

Zu Zeiten, als Pfalzgraf Ruprecht der Junge, Herzog Stephan mit seinem Sohn Ludwig, Herzog Hans mit seinem Sohn Herzog Ernst, und Herzog Albrecht zu Straßburg, die Stadt Regensburg und Stadt am Hof nach Kaiser Karls Tod belagerten, haben sie sich im Herbstmonat vor Stauff gelegt, das Schloß, Markt und die Kirchen eingenommen. Wein und Reben mußten herhalten, jener wurde abgeschnitten, diese ausgerissen und in's Lager gebracht; darbei hat sich eines Offiziers, Namens Georg Oberhauser, Diener Andreas sammt andern zweien Gesellen unterfangen, in dem unterhalb des Marktes liegenden St. Martini Gotteshaus zu Sulzbach einzubrechen, und daselbst aus dem Sakramenthäusel einige heilige Hostien, so in einem sammeten Beutel gelegen, zu entwenden, welche sie hernach unter einem Stein auf demjenigen Berg, allwo jetzt das Gotteshaus St. Salvators gebauet und der Stein in die Mitte desselbigen versetzt worden, vergraben, den Beutel haben sie einer Judenmagd im Lager für sieben Regensburger Pfenning verkauft. Solche gottlose That aber hat Gott bald mit verdienter Straf gerochen, massen der Rädlführer einen wütenden Tod genommen, der andere ward von seinem Gaul bei der Tränk im Wasser erschlagen, der dritte von einem seiner Kameraden erstochen. Diese Geschicht dann, wie auch viele empfangenen Wolthaten haben Anlaß gegeben, solchen Ort mit einem Kirchenbau zu beehren, wiewol von denen heiligen Hostien keine mehr vorhanden ist.

565.

Hunnenschlacht bei Alkofen.

J. R. Schuegraf (Verh. des hist. Ver. f. O. u. R. 1846. Bd. X., S. 242.)

An die Ueberreste einer alten Römerschanze knüpfen sich Volkssagen von einer hierum (vermuthlich zwischen den Hunnen und Bojoariern 910) vorgefallenen mörderischen Schlacht. Der Feldherr der einen Partei habe sich verlobt, im Falle des Sieges eine Kirche zu bauen, und die dermalige Kirche des heiligen Nikolaus in Alkofen soll wirklich damals in Folge dieses Gelübdes erbaut worden sein.

566.

Prüfenings Ursprung.

Ludewig script. Bamb. I., 423. Oefele I., 360; II., 502. Ertl relatt. II., 27. u. A. Hund metrop. III., 124. Schuegraf Umgebung Regensburg I., 5 u. v. A.

Eine Stunde westlich von Regensburg am Ufer der Donau liegt Prüfening, dessen Ursprung die Chronik also vermeldet.

Es war im Jahre 1107, als zu Regensburg von Kaiser Heinrich V. berufen ein großer Reichstag gehalten wurde. Es fanden sich aber die Stände des Reiches in so großer Anzahl ein, daß am Ende in der Stadt selbst kein Unterkommen mehr war. So mußte sich auch der heilige Bischof Otto von Bamberg, der Pommern Apostel, bequemen, mit seinen Leuten außerhalb der Stadt ein Nachtlager aufzusuchen. Bald war dieses gefunden auf einer anmuthigen Flur, welche zur villa Prufeninga gehörte. Man lagerte sich unter schattigen Bäumen und pflegte, müde von der Reise, des erquickenden Schlummers. Da träumte dem Bischof Otto, wie einst dem Patriarchen Jakob, als sähe er die heiligen Engelein auf einer Leiter vom Himmel zu ihm herniedersteigen, und mit ihm anmuthige Gespräche führen. Auch vernahm sein Ohr eine Musik von Glockentönen, wie wenn an Festtagen das Geläute vom hohen Dome erschallt. Als der Heilige erwachte, gelobte er Gott einen Altar zu Ehren des heiligen Ritters Georg zu erbauen, nahm ein Oelfläschchen herfür und goß es als

Zeichen der Weihe über den Ort aus. Zu dem Altar wurde nach etlichen Jahren auch ein Kloster gefügt, in welchem Ordensbrüder des heiligen Benedikt leben sollten.

567.

Maria Ort.

J. Sperl (Verhandl. des histor. Ver. fur Niederb. II., 30.). Gumppenbergs Marian. Atlas teutsch IV., 168. Unterhaltungsblatt (Munchner) 1851, Nr. 44.

Als Leo IV., Kaiser im Morgenland, die Verehrung der Heiligenbilder verbot, auch dieselben auf jede Weise zerstören ließ, da ward unter andern auf seinen Befehl ein schönes Bildniß unser lieben Frauen zu Konstantinopel in's Wasser geworfen. Dasselbige Bild gelangte auf einem Wachholderstrauche von Konstantinopel die Donau aufwärts bis zur Mündung der Nab. Wie nun die Bewohner der Gegend solches Wunder gesehen, beschloßen sie, dem Bilde zu Ehren ein Kirchlein jenseits der Nab bei ihrem Dorfe zu bauen; allein wunderbarer Weise wurde zur Nachtszeit Mauer und Balkenwerk über die Nab dahin getragen, wo heutzutage die Kirche steht, und so der Wille Gottes den frommen Bauleuten kund gethan.

Die Sage findet sich auf Fresko= und Oelgemälden in der Kirche Maria Ort dargestellt. Eine neben dem Thurme der Kirche in einem steinernen Kessel befindliche Wachholderstaude dient ihr als Wahrzeichen zu mehrer Beglaubigung.

568.

Das erst Kloster in Bayrn und ganzem Teutschland.

Aventin. orig. Ratisp. ap. Oefele II., 571.

Als man zalt nach Christi Geburt 575 Jar stiftet Herzog Tassel das erst Closter oberalb Regensburg drey Meil an der Thonaw, alda auch vor Zeiten ain grosse Römische Reichstatt gewesen ist mit Namen Artobriga, haist noch auf dem Artzberg, man sicht noch ain Thail der Mauren

und die Gräben, ist bis an die Altmül, und gar hinab gen Kelham gangen. Ein Wildschwein solt im da ein Sun erschlagen haben. Es war damals in Bayrn S. Columban mit seinen Jüngern, wolt den Haunen und Winden den Glauben gepredigt haben, der ist der erst Munch in unsern Landen.

569.

Zwerge oder Wichtlein in der Umgegend von Kelheim.

Mündlich.

Vieles wissen die Umwohner von Kelheim im Altmühlthale und an den Ufern der Donau von den Zwergen oder Wichtlein zu erzählen, welche den Menschen als wahrhaft gute Geister in allen Handthierungen gerne hilfreich und nützlich werden. So hat es schon mancher Knecht erfahren, der Abends müde von dem halb bestellten Acker nach Hause fuhr, daß er des Morgens das frische Feld gepflügt und wohlbestellt fand, weil die Wichtlein des Nachts mit Eggen, Pflügen und Säen für ihn gearbeitet hatten. Und so haben sie sich oft mit dem Mähen der Wiesen den Dank der Landleute verdient. Denn wenn die Mäher sich Abends zur Ruhe begaben, haben die Wichtlein frischweg ihre Sensen zur Hand genommen und am Morgen lag zur Freude der Schnitter das Heu auf den Wiesen. Gar gerne haben die Zwerglein auch in den Häusern die Geschäfte der Hausfrauen und Mägde übernommen. Ist einmal die Magd mit dem Aufräumen und Scheuern nicht fertig geworden, oder war das Abspülen der Geschirre vergessen, oder die Wäsche nicht ganz zum Aufhängen gekommen, gleich haben sich die Wichtelmännlein Abends eingefunden, und die Nacht mit Spülen und Schwenken, Wischen und Waschen, Fegen und Scheuern bis zum anbrechenden Morgen gar emsiglich zugebracht, also daß man Rahmen und Schränke wohlgereinigt und Schüsseln und Teller spiegelblank angetroffen. — Die Wichtlein müssen eine Freude daran haben, den Menschen etwas Gutes und Liebes zu erweisen. So wollen Landleute oftmals unter Bäumen im Felde gedeckte Tischlein mit Braten, Wein und Fischen angetroffen haben. Andere sind mit alten (römischen) Goldmünzen von ihnen beschenkt davongegangen. Besonders haben sie sich den Schiffern hold und freundlich erwiesen. Einmal hat

ein Schiffer in der Gegend von Weltenburg „Hol über" rufen hören. Als er hinübergefahren, ist Ein Zwerg in den Kahn gestiegen; und doch sind am jenseitigen Ufer viele hundert ausgestiegen und hat ein Jeder sein richtiges Fährgeld bezahlt. —

570.

Verschwundenes Schloß der Zwerge.

Mündlich.

Mitten in einer stürmischen und schauervollen Nacht zog ein Wanderer des Weges. Der spähte lange vergebens nach einem wirthlichen Obdache um. Auf einmal erblickte er ein stattliches Schloß auf der Höhe eines Felsens. Als er nun darauf zueilte, sah er eine große Schaar lustiger Zwerge, die sich die Zeit mit lärmendem Kegelspiel verkürzten. Da fallen plötzlich Feuerfunken auf das Schloß und Alles ist im Augenblicke vor den Blicken des Wanderers verschwunden. Nun ziehen die Leute heutigen Tags noch am Palmsonntage hinaus in den Wald und suchen emsig nach der Stelle, wo das Schloß der Zwerge gestanden haben soll, denn wer das Schloß findet, der findet auch den großen Schatz der Zwerge, welcher dortselbst begraben liegt.

571.

Sage vom Schulerloch bei Schellmerk.

Mündlich.

Von dem Schulerloch geht noch jetzt die Sage, daß es vor Zeiten der Aufenthalt eines bösen Geistes gewesen sei. Dieser soll einmal zwei unschuldige Kinder, welche aus der Schule nach Hause gingen, in seine Mörderhöhle gelockt haben, von wo sie dann nimmermehr an's Tageslicht gekommen.

572.

Kirchweihe zu Bruckdorf.

Adlzreiter P. I., l. 17., p. 430. Hochwart catal. episc. Ratisp. l. II., c. 18. Oefele script. I., 552. Rader. Bav. S. I., 119. Kaindl Gesch. von Prüfening (s. Verhandl. des hist. Ver. f. Niederb. II., 9.)

Als die Grafen von Schwarzburg das Gotteshaus zu Bruckdorf vollendet hatten, da begab es sich von ungefähr, daß der Papst Leo IX. die Reise von Ungarn nach Nürnberg machte. Kniefällig baten die Grafen den heiligen Vater, ihrer neuen Kirche die Weihe zu ertheilen. Allein der Papst trug Bedenken, den Abweg von seinem Reiseziele zu machen, jedoch wollte er die Bittenden nicht leer ausgehen lassen. Also ritt er einen Hügel hinan, von wo man das Kirchlein sehen konnte und segnete es aus der Ferne mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Solche Kirchweihe wollte den Rittern von Schwarzburg nicht ganz gerecht und kräftig bedünken. Das bemerkte der heilige Vater und sprach: „Gehet hin und überzeuget euch, ob die Spuren der heiligen Weihe auf den Wänden getroffen werden; wo nicht, so werd' ich euch zu Willen sein." Und siehe da, wie er gesagt, so fanden sie also, daß die Engel des Papstes Stelle vertreten zu haben schienen.

Der Ruf von diesem Wunder verbreitete sich bald und zog Schaaren andächtiger Pilger herbei. In der Basilika Sankt Petri zu Rom soll unter andern Päpsten auch Leo IX. abgemalt und zu seinem Wahrzeichen das Bruckdorfische Kirchlein neben ihm dargestellt sein.

573.

Der Nachtwächter von Sulzbürg.

Mündlich.

Hier war vor Zeiten ein Klösterlein der Kapuziner mit einer Kapelle. Als einst ein Abt des Klosters zu Heilsbronn, dem unter andern auch die Visitation des Frauenklosters zu Seligenporten oblag, auf einer solchen Reise sich in den damals sehr dichten Wäldern dieser Gegend bei finsterer Nacht verirrt hatte, rettete ihn aus Angst und Nöthen der volltönige Stundenruf des Sulzbürger Nachtwächters. Glücklich gelangte dadurch

der gute Abt an den ersehnten Ort, und in seiner frommen, dankbaren Seele reifte alsobald der hochherzige Entschluß, das Andenken an jene Rettung aus Nacht und Grauen durch eine wohlthätige Stiftung zu verewigen. Sie bestand darin, daß das genannte Kloster Heilsbronn die Obliegenheit auf sich nehmen mußte, dem jeweiligen Thor- und Nachtwächter in Sulzbürg alljährlich zwei paar Filzschuhe und vier Metzen Erbsen zu liefern.

574.

Das Buebenrecht in Berngau.

J. N. v. Lowenthal Gesch. des Schultheisenamtes und der Stadt Neumarkt S. 41.

Als einer hier einst in einen Wasser fast ertrunckhen were, wann ihn nicht ein Nachbar mit einem Mistgreil herausgezogen; der aber beklagt darnach den andern, er hett ihme mit dem Greil ein Aug verderbt durch das Herausziehen, da wusten die Vrtheiler daß nicht, was sie vor ein Vrtheil sprechen solten, spricht ainer aus der Vrtheiler umstehenden Söhnen, man soll ihm wieder in das Wasser fallen lassen, werde ihm der andere im Herausziehen mit dem Greil wieder ins Aug greiffen, soll ers ihm büssen, wo nicht so habe der Kläger nichts zu klagen; drauf ist der Kläger von der Klag abgestanden. Hierauf hat der Pfalzgraf dieß Recht also befreiet, daß auch die Bueben alda neben den Alten etliche Ding zu verthätigen haben, das wird also das Bueben-Recht genandt.

575.

Die Wallfahrtskirche bei Freistadt.

Zimmermanns geistl. Kal. V., 161.

In der Nähe von Freistadt war um das Jahr 1644 eine ziemlich unfruchtbare Haide, auf welcher die Knaben das Vieh zu weiden pflegten. Einmal bauten sie in kindlicher Einfalt und Frömmigkeit ein schlechtes Kirchlein aus Lehm und Erde, eben an der Stelle, wo die heutige Wallfahrtskirche steht. Dieses kindische Gebäu verzierten sie auch mit einem

kleinen Muttergottesbildlein; als aber das Bauwerk zusammenfiel, führten sie ein stärkeres von Stein auf, stellten voriges Bildlein hinein, setzten auch ein Thürmlein mit einem Glöcklein darauf und vor die Thüre ein Opferstöcklein, in welchem bald zu großer Verwunderung Geld gefunden wurde. Acht Jahre lang stund dieses Kindergebäu, als es auf Befehl geistlicher und weltlicher Obrigkeit abgerissen wurde. Weil aber die Inwohner von Freistadt darüber nachdenklich wurden, hat Herr Friederich Kreichwich, Drahtzieher und Burgermeister daselbst, ein ganz neu Kapellein aufbauen, auch nachmals vergrößern lassen. Endlich haben auf Antrieb der Frau Gräfin von Tilly 1681 etliche Väter Franziskaner neben dem Kirchlein Wohnung genommen. An dem Tag, da diese einzogen, begab sich folgende Wunderthat. Als nämlich der Guardian, P. Zacharias Ginthner, Vormittags um zehn Uhr an eben dem Ort, wo neben der jetzigen Kapelle ein Lindenbaum gestanden, in Gegenwart vielen Volks predigte und Maria, die Mutter des Herrn, einem Meerstern verglich, ist ohneracht der sehr hellen Sonnenstrahlen von allen Gegenwärtigen ein schöner Stern am Himmel gesehen worden, so lange, bis gemeldte Predigt vollendet war, Ursach dessen auf dem Dach der jetzigen Kapelle zum ewigen Denkzeichen auf jeden der vier Nebenthürmlein ein metallener Stern gesetzet worden, wie noch heutiges Tages zu sehen.

576.

Der Thorschmid von Neumarkt.

Von B. Strauch.

Was blitzen die Bajonette von der weißen Mauer so hell,
Was knattern die Rottenfeuer vom Deininger Berge so grell,
Was blasen die Tirailleure vom Weichselsteine herein,
Was zieht sich am Waldessaume hervor in langen Reih'n?

Das sind die Musketiere der kaiserlichen Armee,
Die Weißröck' leuchten vom Walde wie aus dunklen Wolken der Schnee! —
Was rasseln in Neumarkts Straßen die Geschütze mit tobender Wucht,
Was drängt sich zum unteren Thore hinaus in wilder Flucht? —

Was heulen im Sturme die Glocken, was schlagen die Trommeln Allarm? —
Fort zieht mit seinen Colonnen Jourdan im langen Schwarm;
Erzherzog Karl der Tapfre, drängt eiligen Schrittes herbei, —
Ha freut euch Bürger Neumarkts, er macht von den Franken euch frei! —

Doch Eisenstangen und Balken verrammen das obere Thor,
Vorm Rathhaus steht todesmuthig noch Jourdans Schützenkorps,
Sie decken den Rückzug des Heeres, bereit zum feurigen Gruß
Wenn durch die zertrümmerten Pforten hereindrängt der feindliche Fuß.

Jetzt pochen mit mächtigen Schlägen des Kaisers Sappeure an's Thor, —
Da schreitet mit seinen Gesellen der wackere Thorschmied hervor;
Sie schlagen mit kräftigen Hämmern die eisernen Banden entzwei,
Rings pfeifet um ihre Köpfe der Chasseure tödtendes Blei.

Sie schlagen mit Kolben und Aexten und nervigten Fäusten darein, —
„Laßt pfeifen Gesellen die Kugeln und sollten des Todes wir sein!" —
Schweißtriefend hämmert der Meister mit riesigen Armen drauf los, —
Da ächzen die Stangen und Angeln, es öffnen sich Riegel und Schloß.

Im hastigen Zuge nun stürmen des Kaisers Soldaten zur Stadt,
Es jubeln die Bürger und rennen, was Mund und Beine nur hat;
Die fränkischen Leichtfüß' sie machen sich eiligen Schritts auf die Flucht,
Nachdrängen des Erzherzogs Schaaren dem Feinde mit drückender Wucht.

Sie jagen die luftgen Franzosen vor sich über Kopf und Hals,
Rein ist in wenigen Tagen gefeget die obere Pfalz!
Doch wer war der wackere Thorschmied, ihn preise jegliche Zung',
Sein denke die späteste Nachwelt! — Er hieß Veit Joseph Jung.

577.

Die Wallfahrt zu Trautmannshofen.

Sulzbacher Kal. f. kath. Christen 1852, S. 95.

Die Wallfahrt zu Trautmannshofen in der Oberpfalz ist uralt, scheint aber erst im fünfzehnten Jahrhundert durch folgenden Anlaß größere Theilnahme gefunden zu haben. In diesem Jahrhundert kamen in damaligen Kriegszeiten einige Hussiten in das Kirchlein zu Trautmannshofen,

erblickten das hölzerne Bildniß der heiligen Jungfrau Maria, erzürnten sich und stießen wider sie die gräulichsten Lästerungen aus, rissen das Bild vom Altare, eilten damit einem Scheiterhaufen zu und warfen es mit Wuth in das Feuer. Allein, Wunder! das nämliche Bild stellte sich alsogleich ohne alle Verletzung wieder auf den Altar und zeigte das liebliche Angesicht, um diese verruchten Sünder zur Buße zu ermuntern. Allein die gottlosen Bilderstürmer, über dieses Wunder noch heftiger ergrimmt, griffen das zweite Mal nach dem Bilde und warfen es wiederholt in die Flammen. Aber auch das andere Mal erschien das Bild der heiligen Jungfrau auf dem nämlichen Altare, ohne vom Feuer verletzt worden zu sein. Ebenso fruchtlos blieb ein erneuter dritter Versuch, das Bild durch Feuer zu vernichten; auch das dritte Mal sah man es unversehrt auf dem nämlichen Altare stehen, worauf die boshaften Hussiten ermüdet und gedemüthigt von ihrem frevelhaften Unternehmen abließen.

578.

Kastels Ursprung.

Kasteler Reimchronik. J. Brunner das Merkwürdigste von Kastel. S. 7, woselbst die Scribenten S. 9 Anm. 7.

Um das Jahr 907 nach Christi Geburt kam ein gewisser Herzog Ernest, der früher dem deutschen Reiche wichtige Dienste geleistet hatte, von einer verheerenden Ueberschwemmung aus Seeland, genannt Meotide, vertrieben, an den Hof Kaiser Otto's II., der auch genannt ist der Rothe. Diesem klagte Ernest seine Noth, und wie er durch diese schreckliche Wasserfluth mit den Seinigen höchst unglücklich geworden. Der Kaiser, eingedenk der Verdienste, welche sich Ernestus vormals um das Reich erworben, wies dem Verunglückten einen großen Strich des Nordwaldes an. Ernest sammelte nun den Ueberrest seiner Leute aus Seeland, und machte den ihm von des Kaisers Großmuth überlassenen Strich Landes im Nordwalde urbar. Anfangs erbaute der Herzog auf einem Berge, an dessen Fuße das Dorf Brunn liegt, bei Lauterhofen eine Burg. Eines Tages ritt er dem Wilde nach und erblickte im Thale am Flüßchen Lauter,

einen Berg. Sogleich dachte er Brunn zu verlassen und auf diesem Berge für sich und seine Kinder eine Burg nebst einer Kapelle zu Ehren der Apostel zu bauen. So geschah es. Der Berg ward Kastelberg geheißen.

579.

Die Glocke zu Kastel.

Von Eduard v. Schenk. — Vgl. Eos 1825 Nr. 189, S. 766. Denkwürdigkeiten aus der Oberpfalz 1843 S. 27.

Nach blut'ger Kaiserschlacht verhalltem Toben,
Nach Friedrichs Fall vom Thron zum Kerkerthurme,
Hat Ludwig hier auf hohem Erkerthurme
Als Siegesdenkmal mich emporgehoben.

Ich klang, um Gott für diesen Sieg zu loben,
Zum erstenmal; doch Nachts, bewegt vom Sturme,
Gedacht ich Friedrichs, seufzend ob dem Wurme
Des Grams, der im Verließ sein Herz umwoben.

Bald aber mußt' ich trauernd ganz verstummen,
Als Ludwig ward umblitzt vom Kirchenbanne
Und für ihn mehr kein Glöcklein durfte summen.

Dann erst, als Beide waren hingeschieden,
Erwacht' ich, läutete dem großen Manne
Und seinem großen Gegner ew'gen Frieden.

580.

Das Kastler Recht.

J. Brunner das Merkwürdigste von Kastl. Sulzbach 1830, S. 27 u. 49.

Im Jahre 1323 am 8. Januar feierte der Kaiser Ludwig der Bayer, umgeben von vielen seiner Getreuen, darunter sein Feldhauptmann Schweppermann, in der Kirche zu Kastl ein Dankfest wegen des am 28. September 1322 bei Mühldorf erfochtenen Sieges über Friedrich den

Schönen. An demselben Tage erhob er den Ort Kastl zu einem Markt. Am ersten Markte des Jahres, am Mondtage nach dem Berchten= oder Obersten=Tage, d. i. heilig Dreikönigstage wurde bis zum Jahre 1808 seit Jahrhunderten das sogenannte Ehehaft= oder Kastler=Recht, wobei alle Unterthanen des Stiftes bei Strafe erscheinen mußten, gehalten. Bei dieser Ceremonie wurden die Streitigkeiten und Angelegenheiten der Klosterleute unter sich und mit den Behörden geschlichtet, die Obrigkeiten gewählt u. dergl. Die ganze Verhandlung endete mit Schmauß und Lustbarkeit. — Ludwig der Bayer schläft seit Jahrhunderten in der Frauenkirche zu München, die Gebeine der Chorherren und Maltheserritter von Kastl sind unter dem Kircheneſtrich daselbst vermodert, aber die Erinnerung an die alte Zeit ist noch lebendig unter dem Volke, und der Markt nach dem Oberstentage heißt noch heute das Kastler Recht.

581.

Die Teufelskanzel bei Illschwang.

Mündlich.

Vor alten Zeiten kam ein heiliger Mann nach Illschwang und predigte den Heiden die Lehre vom Kreuze. Es war etwas Wunderbares in seinem Wesen und die Gewalt seiner Rede verwandelte die Herzen derer, die ihn hörten, also daß die Zahl der Bekenner Christi von Tag zu Tag zunahm.

Dieses sah der Teufel mit großem Verdruße und er bedachte, wie er das gute Werk wieder zerstören sollte. Also schlug er auf einem Felsen im Walde seine Kanzel auf und predigte zur Nachtszeit dem herbeiströmenden Volke. Er hatte mehr Zuhörer als der heilige Mann, denn er ermahnte die Leute, fleißig zu essen und zu trinken, zu hetzen und zu raufen, und allen Wollüsten des Fleisches den Lauf zu lassen.

Bald lästerten des Teufels Zuhörer über den heiligen Mann, der bei Tage das Wort Gottes verkündigte, und beschlossen, ihn des Nachts in seiner Hütte zu erwürgen. Als sie aber dorthin kamen, fanden sie ihn nicht, denn er war hinausgegangen in den Wald, um zu beten.

Frühmorgens, da er heimkehrte, standen Heiden vor seiner Hütte. Da trat er mitten unter sie, hielt ihnen ihre bösen Gedanken und Mord=

gelüste vor und ermahnte sie, sich taufen zu lassen und sich zu bekehren, sonst würden sie eines schrecklichen Todes sterben.

Da stürzten die Heiden dem Gottesmanne zu Füßen, bekannten ihre Schuld und empfingen die Taufe. Darnach wurde eine christliche Kirche zu Illschwang erbaut gegenüber der „Teufelskanzel." Die steht noch heutiges Tages thurmhoch im Walde.

582.

Der Klapperer.

Von B. Strauch. — Oberpfälzer Sage.

Es saßen im Dorfe beim Pfänderspiel
Die Knechte, die Mägde zum Rocken,
Sie schwatzten und lärmten und schäckerten viel,
Noch Mädchen noch Jung kam ins Stocken.
„Was soll" — rief einer — „was soll dies Pfand
Das ich jetzt berge in meiner Hand?"

Da hub eine stämmige Dirne an:
„Da draußen im Beinhaus am Thurme
Da stehet grinsend ein knöcherner Mann,
Es klappern die Beinlein beim Sturme,
Wem das Pfand in deiner Hand mag sein,
Der bringe den grinsenden Klapp'rer herein."

Wohl manche Wange ward leichenbleich
Ob diesem verwegnen Verlangen; —
„Das Pfand ist dein eigen, nun lös' es sogleich,"
Rief der Sprecher, — und Schrecken und Bangen
Durchrieselte alle, und schweigend schritt
Zur Thüre die Dirne mit ernstem Tritt.

Der Scherz war entfloh'n aus dem lockeren Kreis,
Kaum gelang es die Angst zu verstecken.
„Ach es ist nur Schwank, nur kindische Weis',
Sie denket wohl nur uns zu schrecken?"
Da tritt sie herein und keuchet und schwitzt,
Auf dem Rücken der knöcherne Mann ihr sitzt.

„Ich habe die Lösung des Pfandes vollbracht,“
So spricht sie, „nach euren Geboten,
Wer Muth hat bring in der schwarzen Nacht
Zurück den klappernden Todten!
Ihn zu holen war mir das Ziel gestellt,
Zur Heimfahrt werde ein anderer bestellt.“

Und bittend und flehend gehn alle sie an:
O schaffe zurück die Gebeine! —
„Wohlan denn,“ rief sie, „so sei es gethan,
Doch beding ich mir vorher dies Eine:
Ihr reichet als eures Muthes Pfand
Ein jedes dem dürren Gesellen die Hand.“

Und schaudernd folgte das lose Gesind,
Es umfasset jeder die Bratze.
„He Mütterlein hinter dem Ofen geschwind!
Gebt doch auch eine Patschhand dem Schatze!“
So rufen die einen; und grau und gebeugt
Hervor vom Ofen ein Weiblein keucht.

Sie schaut ihm ins hohle Angesicht:
„O daß ich das Mägdlein geboren!
Ich kenne dich wohl, erbärmlicher Wicht,
Du hast es mir abgeschworen!
Nun muß dich mir bringen dein eigen Kind,
Daß dein falsches Herz Verzeihung find't!“

So sei's denn! da hast du die welke Hand, —
„Verzeihe der Oben uns allen.“
Sie sprachs und im Nu in ein Häuflein Sand
War das morsche Gerippe zerfallen.
Und das Mütterlein legte sich nieder zur Ruh
Und schloß auf ewig die Augen zu.

583.

Sulzbachs Ursprung.

Wiltmaister kurpf. Chronik von Amberg S. 3. Leinberger die Beherrscher der Stadt Sulzbach S. 11. Gack Gesch. des Herz. Sulzb. S. 24.

Gebhard Graf zu Kastel ritt eines Morgens in den benachbarten Forst auf die Eberjagd. Da traf er ein gewaltiges Thier mit seinem Pfeile; das Wild aber eilte verwundet durch den Wald davon. Gebhard verfolgte lange die Spur desselben, bis er sich selbst verirrte und mitten im finstern Walde allein fand. Auch befiel ihn brennender Durst, so daß er vor Mattigkeit seiner Glieder nicht fürbaß konnte. Da hörte er auf einmal das Rauschen eines Wassers: es war eine Quelle, dort lag das verfolgte Wild todt in der Lache, wo es seine Wunden gewaschen. Der Graf trank in vollen Zügen neues Leben aus dem erquickenden Born und gründete nachmals in dankbarer Gesinnung Sulzbach an derselbigen Stelle.

584.

Der Glockenbrunnen bei Kronstetten.

Mündlich von K. Ettinger. — Panzer S. 127.

Als die Hussiten Bayern und die Oberpfalz heimsuchten, raubte eine Rotte derselben die Thurmglocke von Pittersberg, um sie nach Böhmen zu schleppen. Da soll sich der Weg, auf welchem die Räuber dahinzogen, in Sumpf verwandelt haben, also daß Mann und Roß in den Boden zu sinken begannen. Todesschrecken befiel die Räuber, augenblicklich warfen sie die Glocke von sich, welche tief in den Boden versank. Noch liegt sie dort in tiefem Grunde und ward zu einem Brunnen, welcher den Namen Glockenbrunnen führt bis auf diesen Tag. Wenn man Steine hineinwirft, so schallt es herauf wie Glockenton.

585.

Das Wolfsbacher Geigerlein.

Frz. v. Schubert.

Es ging einmal ein Geigersmann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Weg und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald so weit zur Seite ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für den Geiger, da er so ohne weiteres von der Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, da er unten auf etwas Lebendiges auffiel, was wild aufsprang, und da er merkte, daß es ein Wolf sei, der ihn mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in der Hand, als seine Geige und in der Angst fängt er an, vor dem geöffneten Wolfsrachen, alle seine Stücklein aufzugeigen, die ihm aber diesmal selber gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolf mußte jedoch diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen, denn das dumme Vieh fing an überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unsern musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Die andern Wölfe draußen im Walde, da sie ihren Kameraden in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zwei, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein anderer, auch wohl noch ein dritter und vierter Gast zu seinem bischen Fleisch in die Grube herein. Unser Kapellmeister in der Wüste guckte indeß einmal über's andermal in die Höhe, ob's nicht Tag werden wollte, denn das Geigen war ihm sein Lebtag nicht so lang geworden und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen zwanzig Jahre lang, alle Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerissen und da es Tag wurde, riß die dritte, und der Geiger spielte nun blos noch auf der vierten und letzten und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen die ganze Nacht hindurch nur noch hungriger war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen. Da kam zum Glück der

alte Jobst, der Jäger, der den Wolf schon von weitem singen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Kapellmeister gerade noch zur rechten Zeit aus dem Rachen des hungrigen Wolfes heraus und erlegte dann diesen. Der Kapellmeister ging aber ganz still seines Weges und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirthshaus war ihm auch so ganz entleidet, daß er zu seinen Kameraden sagte, er wolle sich lieber mit der Nähnadel — denn er war ein Schneider — sein tägliches Brod ergeigen, und wenn er einmal ein's auf Saiten aufspielen wollte, so thäte er's lieber in der Kirche, als im Wirthshaus, denn von dort sei ein geraderer und sicherer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit dahin, als vom Wirthshaus.

586.

Die grasende Magd zu Haselbach.

F. Müller bei Fr. Panzer S. 128.

Spät Abends vor dem Festtage der heiligen Jungfrau, bei Mondschein, graste die Mühlmagd am grünen Bühl, und arbeitete auch während das Ave Maria geläutet wurde; ja statt zu beten, fluchte und rief sie: „Heul nur zu! mich kümmert es wenig, denn du Maria hast nie Futter gebraucht, wie eine Grasmagd.“ Es nahte ein Geisterzug dem Bühl, dessen Gebet zu den Ohren der Dirne drang, aber selbst jetzt noch trieb sie ihren Spott. Da trat ein kleines Männchen aus dem Zug und rief zur frevelnden Dirne empor: weil dein Herz hart wie Stein ist, so sollst du auch zu Stein werden. Noch sieht man die knieende, grasende Magd in Stein verwandelt.

587.

Das Zigeunergrab im Walde zu Raabeck.

Von Franz Müller.

Unter dunkeln Waldesbäumen
Wird es reg' um Mitternacht;
Feuer prasselt, Kessel schäumen,
Und ein fremdes Völklein wacht.

Braune Dirnen, all' Geschwister,
Schauen in des Kessels Schwall,
Und bereiten ernst und düster
Fleischesklöß' zum frühen Mahl.

Braune Buben, sieben Brüder,
Messen seitwärts mit dem Stab',
Schaufeln an und schaufeln nieder
Und die Grube wird zum Grab. —

Und an einer Hagenbuche
Schläft das Haupt der ganzen Schaar,
Zeito, der auf langem Zuge
Nun gesehn schon hundert Jahr.

Plötzlich sich die Augen reibend
Schilt er an die Töchter hin:
„Schaut ihr nur so zeitvertreibend
Müßig in das Kohlenglüh'n!"

Und die bösen Töchter hauchen
In die Gluten frische Luft,
Und die schlimmen Söhne tauchen
Tiefer sich in Grab und Gruft.

Und es wird des Vaters Labe
Klöß' und Fleisch bald gut und gar,
Und aus fert'gem tiefem Grabe
Steigt hervor der Söhne Schaar.

Und es tafelt rings im Kreise
Mit dem Vater Sohn an Sohn,
Und sie sprechen all' dem Greise
Freundlich zu mit süßem Ton:

„Iß doch, Vater, iß doch Klöße!
Sind ja reichlich, sattsam hier,
Schreckt dich etwa ihre Größe,
Sieh, ich theil' und brock' sie dir!"

Und er holt die besten Stücke
Aus der Schüssel rein und blank
Und wirft freudig frohe Blicke
Rings umher zum schönen Dank.

„Gebt mir öfter solche Bissen!"
Spricht er liebend dann zur Schaar,
„Werd' ich's öfter so genießen,
Leb' ich nochmal hundert Jahr."

Söhn' und Töchter aber heben
Jetzt sich zürnend von dem Mahl:
„Vater! willst du ewig leben,
Ewig uns zur Plag und Qual?" —

Und sie führen ihn zum Grabe
Seitwärts hinter'm Felsgestein,
Treiben ihn mit Stock und Stabe
Herzlos in die Gruft hinein.

„Gib dich, Alter," rufen Alle,
„Gib dich, Vater, ruhig drein,
Hast gesättigt dich am Mahle,
Wirst im Grab nicht hungrig sein!"

Und mit Sand und Eisensteinen
Decken sie ihn lachend zu,
Und verlassen von den Seinen
Schläft er dort die ew'ge Ruh!

Eine ruthenreiche Birke
Wuchs dann über'm stillen Ort,
Und nah'n Kinder dem Bezirke,
Rauschen wild die Zweige dort.

588.

Das Wappen von Schwandorf.

Mündlich.

Das Schwandorfer Stadtwappen hat im obern schwarzen Felde eines horizontal getheilten Schildes einen halben goldnen, gekrönten Löwen, im untern Felde aber sind die bayerischen Rauten, in deren Mitte ein schwarzer Stiefel mit Umschlag sich befindet. Dieser soll zum Andenken in's Wappen gekommen sein, weil dem Pfalzgrafen Friedrich von Neuburg, als er einst badenden Mädchen nachging, ein Stiefel im Moraste stecken blieb.

589.

Das Wappengeschenk.

Von Franz Muller. — Schwandorfer Sage.

Am Bergesabhang hingebaut
Ein Städtchen sich im Flusse schaut,
Gar traulich, lieb und fein;
Und wie's der Wand'rer gastlich sieht,
Durch seine Straßen freudig zieht,
Denk' ich auch gerne sein.

Einmal ein Sproß aus Fürstenstamm
Zum trauten stillen Städtchen kam
Im lieben warmen Mai;
Und stieg hinauf die Bergeshöh'n,
Des Thales Reiz sich zu beseh'n,
So weit das Auge frei.

Und wonnig schweift sein Blick dahin;
Der Blumen Schmelz, das Wiesengrün
Erfreu'n des Fürsten Herz:
Da steigen an das Naabgestad
Drei holde Dirnen aus dem Bad
Mit lautem, frohem Scherz.

Und ihm, der schönen Mädchen gut,
Wallt rascher gleich das junge Blut,
Er eilt zum Flusse her;
Allein der schwere Stiefel ließ
Ihn alsobald aus Sand und Kies
Nicht vor-, nicht rückwärts mehr.

Tief steckt er da im losen Grund',
Bis endlich doch zur guten Stund'
Ein Bürger helfend naht;
Und er, der immer gut und mild,
Schenkt freundlich als ein Wappenschild
Den Stiefel jener Stadt.

Frisch prangt im blauen Rautenfeld',
Seit jener Zeit noch wohl bestellt
Am Thor der Stiefel dort;
Und habt ihr jemals ihn geseh'n
So kennt ihr auch, euch's zu gesteh'n,
Des Sängers Vaterort.

590.

Das segnende Christkind vom Kreuzberge bei Schwandorf.

Von einem Ungenannten. Der schnelle Abzug der Franzosen nach der Niederlage bei Deining (1796) veranlaßte die Sage. Denkwürdigkeiten aus Bayern, Sulzb. Kal. 1844

Durch's weite Lager flammt und brennt
Rings Feuer in der Nacht;
Geschäftig ist jed' Regiment,
Denn Morgen geht's zur Schlacht.

Und roth im rothen Widerschein
Schaut in des Lagers Näh'
Zum Lager eine Kirch' herein
Von stiller Bergeshöh',

Marien ist die Kirch' geweiht
Seit lieber langer Zeit,
Und glaubensvoll sucht da im Leid'
Sich Trost die Christenheit.

Denn wundervoll und hülfereich
Wohnt Gottesmutter da,
Und ist mit Tröstung alsogleich
Stets frommen Menschen nah'.

Zum nahen lichten Kirchlein schau'n
Jetzt auch die Krieger hin,
Und wunderbares Gottvertrau'n
Erwärmt den kalten Sinn.

Bebend sieht man vor Einem Zelt
Ein Korps auf seinen Knie'n,
Und Mann an Mann schaut frommbeseelt
Zum heil'gen Berge hin.

„Du Schutz der Frommen," rufen sie, —
„Wir kennen Deine Macht!
Beschirm' uns gnädig morgen früh
In dem Gewühl der Schlacht!"

Und sieh! in hellem Schimmer naht
Maria sich dem Schwarm;
Schwebt licht herab den Bergespfad
Das Christkind in dem Arm'!

Und's Kindlein streckt die kleine Hand
Hold lächelnd über's Feld
Und segnet still das traute Land
Und jedes Kriegerzelt.

Und Morgens schlagen sie die Schlacht
Mit reger rascher Wehr,
Und all des Feindes Stolz und Macht
Ist Abends nimmermehr.

591.

Die Hammerknechte zu Fronberg.

F. Müller bei Fr. Panzer S. 128.

Bei Fronberg in Felsenhölen hauste ein schrecklicher Drache, welcher Menschen verschlang, und der Schrecken der ganzen Gegend war. Zwar versuchten viele Ritter ihn zu bekämpfen, aber das Unthier verschlang sie

alle. Da faßten die Hammerknechte von Fronberg den Muth, das Ungeheuer zu erlegen; sie machten eiserne Stangen glühend, zogen damit vor die Höle des Drachen, und stießen ihm die glühenden Eisen in die Kehle.

592.

Der Schloßgeist zu Fronberg.

Mündlich.

Ein Herr von Fronberg lag auf dem Sterbebette. Unter den Thränen seiner umstehenden Kinder verschied er. Als nun einige Zeit verstrichen war, erhob sich der todt Geglaubte plötzlich auf seinem Lager und erinnerte seine Söhne nochmals an treue Erfüllung des Versprechens, von zwölf zu zwölf Wochen nach seinem Tode Messen für ihn abhalten zu lassen. Das ist nun wohl etliche hundert Jahre her und manchmal mag die Erfüllung des Versprechens seit jener Zeit eine Störung erlitten haben. Dann läßt sich der Freiherr zu Nachts im Schlosse hören, mit unheimlichem Poltern über Stiegen und Gänge. Und dies dauert so lange, bis die Glocke zur Messe läutet.

593.

Das Hufeisen zu Naabburg.

Von K. Ettinger. Nach mündlicher Mitth.

Der Sonntag strahlt so licht und rein,
Der Meister hält noch Morgenruh',
Da sprengt zum Thor ein Reiter ein
Und klirrend auf die Schmiede zu.

„Heraus," so ruft der schwarze Mann,
„Mit Zang und Hammer hurtig her!
Heraus! ich muß heut' Eisen han,
Nicht vorwärts kann der Rappe mehr."

Und Meister Thormann kommt herfür:
„Was giebt's so eilig denn da drauß',
S' ist Sonntag heute bei uns hier,
Ruht ihr denn nicht vom Ritte aus?"

„Ei Sonntag hin und Sonntag her,
Ich und mein Rößlein schaun nicht um,
Wir traben fort die Kreuz und Quer
Und halten nichts auf Christenthum.

Drum macht in Teufels Namen gleich
Dem Rößlein frisch und fest die Schuh',
Doch sprechet mir, ich rath' es euch,
Kein frommes Christenwort dazu!

Ihr scheint ein Meister fromm und gut,
Drum nehmt euch vor dem Roß in Acht,
Denn Keiner, der sonst Gutes thut,
Hat bei dem Rappen Glück gemacht."

Da wird dem guten Meister schwül,
Er geht und facht die Esse an,
Und hämmert rasch und hämmert viel,
Hätt' gern vom Leibe Roß und Mann.

Und hurtig geht's ihm von der Hand,
Drei Eisen schlägt er auf im Nu,
Das Rößlein steht wie angebannt,
Verwundert schaut der Ritter zu.

Drei Eisen schlägt er auf im Nu,
Nun fehlt das vierte Eisen mehr,
Der Meister denkt und spricht dazu:
„In Gottes Nam' das letzte her!"

Und wüthend wirft der Rappe aus,
Der Meister stürzt, das Eisen flog,
Und höher als des Meisters Haus
Flog's durch die Lüfte sausend hoch

Zum Thurme, der genüber stand,
Gleich wie ein Pfeil vom Bogen hin,
Und wie ein Keil fest in der Wand,
So haftet's in der Mauer drin.

Noch schaut es bis zu dieser Frist
Dort von dem Thurme manches Jahr,
Und wer nicht guten Sinnes ist,
Der nimmt es wohl mit Grausen wahr.

594.

Das Hahnenkreuz bei Pfreimt.

Mündlich.

Naabburg und Pfreimt waren von Alters her treu und freundnachbarlich gesinnt. Nur einmal geriethen die beiden Städtlein in Zwistigkeit und konnte die Sache nicht mehr friedlich beigelegt werden. Also wurden Lanzen und Schilde aus den Wehrkammern geholt und die Schwerter geschliffen. Da begab es sich nun, als die Fehde erhoben war, daß die Wache der Pfreimter des Nachts eingeschlafen war. Es waren aber in ebenderselben Nacht die Naabburger ausgerückt, ihre Nachbarn im Schlafe zu überrumpeln. Schon standen sie in der Nähe von Pfreimt und hätten sicherlich das von schlafenden Wächtern behütete Städtlein mit leichter Mühe erobert, wenn nicht zu gutem Glück ein Hahn gekräht und durch sein Geschrei die Wache auf dem Vorposten aufgeweckt hätte. Nun wurden die Pfreimter noch rechtzeitig gewarnt und die heranrückenden Naabburger von ihren tapferen Nachbarn mannlich heimgeschickt. Die Mann-

schaft aber auf dem Posten, welche dem glücklichen Rufe des Hahnen ihre und ihrer Mitbürger Rettung zu danken hatte, ließ zur Erinnerung ein Kreuz und auf demselben den Hahn aufrichten, wie noch heutiges Tages zu sehen ist.

595.

Schloß Trausnitz im Thale.

Von Eduard v. Schenk.

Still geht die Pfreimt dort unten in den Thalen,
Als wollte sie noch Friedrichs Klagen lauschen;
Die Tannen, deren dunkle Wipfel rauschen,
Erzählen noch von seines Kerkers Qualen.

Ihr Thürme, leuchtend in des Abends Strahlen,
Die ihr ihn saht, nach kurzen Glücks Berauschen,
Den Purpur mit der Kette hier vertauschen,
Ihr scheint mit der Erinn'rung noch zu prahlen!

Da sitz' ich nun auf euren öden Mauern,
Die er benetzt mit Thränen; seiner Schöne
Und Schmach und Treu' denk ich mit tiefem Trauern,

Und weih' ihm still im Nachhall seiner Schmerzen,
Nach fünf Jahrhunderten des Mitleids Töne. —
Kronen gewinnt das Glück, das Unglück Herzen.

596.

Der unheimliche Gast.

Von Daniel Leßmann. — Bayr. Chronik eines Ungen. in Freybergs Samml. histor. Schriften u. Urk. I., 101. Ertl relatt. cur. Bav. p. 171. Denkwürdigkeiten aus der Oberpfalz S. 66.

Durch's schmale Fenster zitternd floß
Des Mondes bleicher Schein;
Die Wächter saßen stumm am Thor
Und nickten schlummernd ein.

Und schlummernd um die Feste schwieg
Das nachtbedeckte Thal,
Und schlummernd lag das müde Wild
Im dunklen Eichensaal.

Der einsam aber hoch im Schloß
Am Fenstergitter stand,
Dem deckt kein Aug' die Nacht hindurch
Des Schlummers sanfte Hand.

Der arme Herzog Friedrich war's,
Den man den Schönen hieß,
Den Jahre schon der Bayerfürst
Auf Trausnitz schmachten ließ.

Am Fenster stand der traur'ge Fürst
Und blickte stumm hinab,
Und rang die Hände bang verzagt,
Als blickt er in sein Grab.

Kein Fähnlein weht aus Oestreich her,
Kein Freundeshelm zu schau'n,
Und rings so weit das Auge trägt,
Des stolzen Siegers Gau'n.

Da öffnet sich des Kerkers Thür,
Als wär' kein Riegel d'ran,
Und zum erschrocknen Fürsten tritt
Ein freundlich sanfter Mann.

„Komm, Friedrich, komm, und laß den Gram!
Der Freiheit Stunde klingt,
Komm, Friedrich, komm und folg' getrost,
Wohin der Freund dich bringt!"

Doch Friedrich wird des Worts nicht froh,
Und ihn beschleicht ein Grau'n;
Nicht hoffend kann er, muthbeseelt
In's Aug' dem Retter schau'n.

Wie drangst du, Mann, so wundersam,
So stark durch Thor und Wehr?
Wen schickt der Himmel gnadenvoll
Dem armen Friedrich her?" —

„Der Himmel, Friedrich, schickt mich nicht,
Drum laßt das Fragen sein;
Doch grüßen läßt dich Leopold,
Und ängstlich harrt er dein."

„Nach Freiheit lechzt mein armes Herz,
Wie nach des Lebens Licht;
Doch bist du nicht des Himmels Bot',
Der Hölle folg' ich nicht!"

Da schwand's und zog mit Sturmgetös
Hinweg in eil'gem Lauf;
Das Schloßthor klang, die Brücke scholl,
Die Wächter schraken auf.

597.

Herkommen der Leuchtenberg.

J. B. Brenner die Landgrafen von Leuchtenberg S. 6 u. 7.

Es geht eine uralte Sage von Vater auf Sohn bei den Bewohnern der Gegend, daß Leuchtenberg von den Heiden erbaut worden sei. Das sollen auch die in Felsen gehauenen Kochkessel anzeigen und ein Gemälde in einem alten Gemach, wo eine Jungfrau auf einem Igel sitzt mit der Unterschrift: „Das macht mein Fürwitz, daß ich auf dem Igel sitz."

So berichtet uralte Volkssage weiter, daß Fahrenberg, Frauenberg und Leuchtenberg von einer entführten Kaiserstochter den Ursprung haben, und davon auch die Pfalzgrafen bei Rhein abstammen.

598.

Die Frauengestalt auf dem Igel zu Leuchtenberg.

Mündlich

In dem Schlosse der Leuchtenberg wird ein sonderbares Steinbild gezeigt, welches eine Jungfrau darstellt auf einem stachlichten Igel sitzend. Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Bildes geht eine Sage unter

dem Volke. Es wohnte einmal auf Leuchtenberg ein strenger Herr, der hatte ein schönes, aber bis zum Uebermaße fürwitziges Weib. Ihre Untugend hatte dem Ritter schon argen Verdruß bereitet, Worte und Strafen waren erfolglos geblieben. Eines Tages schwur ihr der harte Mann den Tod, falls sie sich wieder auf frevelhaftem Fürwitz ertappen lasse. Um sie nun auf die Probe zu stellen, verkleidete er sich als Bote und brachte ein Brieflein in's Schloß mit der Weisung, das Schreiben dürfe nur von dem Grafen, nimmermehr von der Gräfin geöffnet werden; für jenen enthalte es ein freundliches Wörtlein, für diese keinen Gewinn. Solches Wort fuhr wie ein Blitz in die Seele der Gräfin und steigerte ihre Neugierde noch durch die peinlichste Eifersucht. Rasch öffnete sie in Gegenwart des Boten Siegel und Brief, im selben Augenblicke aber stand der Bote entlarvt vor ihr, ihr strenger Herr und Gemahl, der nun seines Grimmes und Hohnes keine Grenzen kannte. Seines Schwures eingedenk verurtheilte er die Arme zur Strafe des Igelsitzes und ließ auch nach ihrem Ende das warnende Steinbild verfertigen mit der Unterschrift: „Das macht mein Fürwitz, daß ich auf dem Igel sitz."

599.

Ursprung der Leuchtenberg.

MS. des C. Bruschius, mitgeth. v. Heilmayr.

Welchs sey der wahrhafftig ursprung,
  Der war anfang vnd auffnemung
Deß loblichen Hauses Leuchtenberg —
  Davon, alls der alten Herberg
Seines alten stamens, noch heut pey tag
  Den namen hatt, vnd zu han vermag.
Der frumb vnd loblich Fürst vnd Herr,
  Der zu Pfreymbt wont vnd vmbherfert,
Zu herschen vnd zu gebietten hatt
  Wol an der Nab, vnd lüg mit statt,
So Jemandt solchs zu wissen begert
  Der soll Es hir werden gewertt.
Zur Zeyt, do Khayser Oth regiert,
  Der Erst biß namens wolgezirt,
Mit hoher tugentt vnd verstandt —
  Daher Er ward der groß genandt,
Ein gewaltiger Fürst Im Sachsen Landt
  Am Elbstrom vnd am Mehresstrandt.
Do war In Beham ein Herzog,
  Denn sye nicht König waren noch,
Derselb Herzog ward noch kein Crist,
  Sechs hundert Jhar es etzunt Ist,
Do sie Erlöst vom Haydenthumb,
  Sein komen zu den Cristenthumb
Durch Adelbrecht den Bischoff frum,
  Der willig sye hat aufgenum.
Der selb Herzog In Behmerland
  Ein tochter hatt Im Wittibstand,

Die selbig hielt sich nicht allein
Derham frumb, zuchtig, vnd rhein,
Sunder sye dienet gott mit Vleis,
Mitt achtbarkhaitt vnd steten preis;
War derhalben nicht nur von gstallt
Des leibs, als wers von gott gemalt,
Sundern der Innerlichen gstalt
Vil mehr begabt vnd manigfalt
Mit Ehrn vnd tugenden geziert,
Die meniglich an Ihr spürt.
Solch tugent hatt auch gott begnadt,
Das sie die Erst Im Beham hatt
Der Cristen glauben genumen an,
Dem warn gott solchs zu Ehrn gethan;
Hatt derhalben ganz williglich
In Cristo laßen tauffen sich,
Hatt auch aller abgotterey
Vnd Götzenwerk abgesagett frey,
Dem Einigen vnd Ewigen gott
Gedient, wie er beuolchen hatt.
Da solchs Ihr Vatter hatt Gemerkt,
Im Zoren was er fest gesterkt,
Wider sein tochter grimmigklich,
Drumb das sie Gott begeben sich
Von Ihres Vatters religion
Zur Cristen lehr vnd bekenntnis schon,
Zu Der Er gar kain Lust noch Hett;
Solchs In dermas bewegen thett,
Das er sie auch von land veriagt,
Verfolgett vnd zum Höchsten plagt.
Die Heldinn traut dem lieben gott,
Dem sie allein klagt Ihr nott,
Zog ins Elend willig vnd bhendt,
Dho sie weder Weg noch stege khendt,
Woll in den vngeheuren waldt,
Darin manch Wield thier vngestalt
Vnd noch khein mensch khein Wonung hatt.
Da ward kein Dorff, markt, kain statt
All ir Hoffnung vnd Zuversicht
Hatt sy In Ihren gott gericht,
Dem sie sich nun Ergeben Hatt
Ihme zu dienen frue vnd spatt.
Christus der Herr erhört Ihr pitt,
Wie allzeyt ist sein brauch vnd sytt
Die Ienigen nicht zu uerlan,
Die zu ihm all Ihr Hoffnung han.
Ehr sahe sie gnediglichen an,
Erweckt alsbald auch einen man,
Ein loblichen streitparn Herrn,
Der wonet da von dann nicht fern;
Ritt vleyßig vnd vhast alle tag
Hin vnd wider dem Wiltprett nach;
Derselb gleichwol zu dieser frist
Auch noch nicht gewesen ein Crist:
Doch seines thuns ein Edelman
Gar tugentreich vnd lobesan.
Vnd dho Er eben dießen tag
Ritt auch engser dem Wiltprett nach
Fand Ehr ein Wild nicht Vngeheuer
Das Freulein schön, der Ehren theur',
Das tugentreiche Freulin schon
Das war seines Jagens theuer lohn;
Die Kniett dort in Ihrer nott,
Klagt dieselb Ihrem lieben gott,
Beweint Ihre Iamer vnd Elendt,
Des wolt sye gott Erbarm bhend;
Vnd dho Er sach die schön gstalt,
So wol gezirt ßo manigfalt
Vnd hert das bitterlich geschrey,
Vnd wie sye sich Klaget dabey,
Erbarmt es ihm gar hertziglich,
Begundt sich auch begiriglich
Zu ir zu nahen, sprach sie an;
Begerett von dem Freulin schan
Khuntschafft mitt Ihr in Ehren zu han,
Vnd da sye solchs nicht würd' than,
Würd vnd sollt es sie gewislich reuen;
Dagegen wolt er, mit allen treuen
Ir als ein treuer man fürstan,
Sye für ein Ehegemachel Han.
Das werte Freulin tugentreich,
Antwortt mit solchen worten gleich:
Das du begerst, du Edler Herr,
Von dem sey alles Vnglück fer,
Will ich gar nicht versagen dier;
Doch zuvor ßo du auch wilt mir
Versagen nicht ein Einig bitt,
Die dich, wils Gott soll reuen nit.

Ich bin Ein Hertzogin Hochgeborn
Vnd nun ein Cristin Neugeborn;
Ich bin getaufft durch Jesum Christ,
Der vnnser gott vnd Heyland ist,
Den Bildern dien Ich nimmer mer,
Den götzen thu ich gar kein Ehr,
Den wahrhafftigen Ewigen gott
Anruff Ich in all meiner nott;
Vnd diß allein die Ursach ist,
Wie du wol in erfarung bist,
Das Ich von meinen Vatter pin
Veriagt ins Elend hin vnd hin;
So du nun auch wilt Neugeborn
Vnd nicht sein Ewiglich verlorn,
Wilt auch bekennen dießen gott,
Der helffen kann auß aller nott,
Den Ewigen Herrn aller Ding,
Der alles schuff vnd alles anfieng,
Der dreifach ist in der person,
Ainig am Wesen lobeson,
Gott Vatter, der die ganze wellt
Erschaffen hatt vnd noch Erhelt;
Gott Vatters eingebornen San,
Der für vns hatt ein opfer than,
Für vns das gantz gesetz erfült
Seins Himlischen Vatters Zoren gstilt;
Gott Heyligen geist deselben gleich,
Den tröster werd, an gaben reich,
Den Ich pitt, das er vns Regier
Vnd vnser sach mitt gnaden füer;
So du wilt (sag ich) diesen gott
Auch anbeten vnd ehren an spat,
So solstu sein mein khunigreich,
Mein freud vnd wun desselben gleich;
Vnd wil ich sein durchs leben mein
Dir trewe Fraw, vnd Freundin dein.
Alspald sie solchs Erbarlich hett
Mitt mundt vnd Hertzen aufgeredt
Sprach Jr widerumb der Edelman
Gar freundlich zu vnd gelobt Jr an,
Er wolt sie für sein Liebste han,
In treuwe sie nimmehr verlan;
Gar bald lies er sich tauffen auch
Nach aller rechten Cristen prauch;
Den ewigen gott ruffet er an
Er wolt Jm treulich Beyfal than.
Ein berg war in dem wilden wald,
Auff den sie bayde giengen bald
Vnd batten da den lieben gott
Er wolt in helffen in aller nott.
Ein neu Hauß Er aufrichten thett,
Vnd weyl In gott da gnedig hett
Erleucht mit seiner milden gnad
Nent er den ort, die ganze stadt,
Den Leuchtenberg, von dieser that,
Wie es noch solchen namen hat.
Bald nam er auff Haußgesindt,
Zeugt mit dem Freulin schene Kindt,
Die wurden weyt vnd preit bekandt
Vnd Erstlich Herrn deß Lands genandt,
Biß sie an Land vnd Leuten gemert
Von Keysern vnd Khönig verehrtt
Drumb das sye Inen offt gedientt
Vnd alzeyt waren wol verdient.
Sein entlich mehr Erhaben worn,
Landtgraffen genandt vnd Hochgeborn,
Deß Remischen reichs gelider fest
Die offt beim Vatterlandt das best
Im Schimpff vnd ernst haben gethan,
Wie man In schrifften Erfaren kan,
Davon ich auch mer schreiben wil
Ein andermal Jetz sey mein zill
Diß ist deß loblichen Haus anfang
Gott bhalts pey Ehrn vnd werden lang.

600.

Leuchtenbergs Name.

Mündlich.

Das Städtlein Pfreimt in der Oberpfalz ist vor Alters durch Heinrich den Vogler gegen die Einfälle der nachbarlichen Wenden, Slaven und Ungern wohl befestigt worden. Ebenderselbige deutsche König ergab sich zu Zeiten in dieser Gegend dem Waidvergnügen. So soll er eines Tages mit seinem Töchterlein Jutta in den Wald geritten sein, Hirsche zu jagen. Da verfolgte die Prinzessin ein flüchtiges Reh auf pfeilschnellem Rosse. Plötzlich war das Wild aus ihren Augen verschwunden, sie selbst aber mitten im tiefen Wald allein, weit entfernt von dem Vater und seinen Leuten. Sobald man die Königstochter vermißte, streiften Jäger und Ritter nach allen Richtungen mit lautem Rufen durch den Wald, aber vergebens: keine Spur der verlornen konnte aufgefunden werden. Betrübten Herzens zog Heinrich von dannen, Tage vergingen und Jahre: von dem verirrten Kinde wollte nichts verlauten. Wieder einmal durchstrich der König eines Tages den bekannten Forst. Unermüdlich zog er über Berg und Thal, durch Schluchten und Klüfte, oftmals mit lautem Rufe nach seinem Kinde die Stille des Waldes unterbrechend. Schon brach der Abend heran und noch immer schweifte der unglückliche Vater im dunkelnden Waldrevier. Da leuchtete ihm plötzlich ein freundlicher Strahl aus dem Fenster einer benachbarten Burg entgegen. Heinrich näherte sich rasch dem Schlosse und begehrte Einlaß. Welche Ueberraschung sollte ihm werden: auf der Burg wohnte sein verlornes Töchterlein, seit Jahren an Ritter Gebhard verheirathet. Zum Andenken an solch theuren Fund hat der König die Burg, von welcher ein Licht ihm Heil zuwinkte, Leuchtenberg genannt.

601.

Der kalte Baum.

Von Ed. v. Schenk. – Der Baum steht auf einer Anhöhe zwischen Wernberg und Waidhaus.

Schloß Leuchtenberg genüber
Da steht ein alter Baum
Auf einem hohen Berge,
Der heißt der kalte Baum.

Ich ging am Baum vorüber,
Ein Hirt im Schatten saß,
Indeß die Heerde suchte
Nach spärlich dürrem Gras,

Die Sonne glüht im Scheitel,
Die Luft war still und klar,
Doch weht es in den Zweigen
Und in des Hirten Haar.

Und als ich in den Schatten
Des alten Baumes trat,
Da packt's mich kalt und schaurig,
Wie wenn der Winter naht.

Es rauscht in seinen Aesten
Wie rauher Nordwinds Sturm,
Und unter ihm war's frostig
Dumpf, wie im Kerkerthurm.

Es heulet durch die Blätter
Wie wilder Wahnsinnslaut,
Und unten scheint die Erde
Von Thränen feucht bethaut.

„Warum" — frug ich den Hirten, —
„Tobt hier des Sturmes Wuth,
Da rings auf Wald und Hügeln
Die tiefste Stille ruht?" —

„Seht Ihr das Schloß, das drüben
Auf steilem Felsen hangt?
Jetzt steh'n nur öde Trümmer,
Wo Leben einst geprangt.

Es haben dort die Grafen
Von Leuchtenberg gehaust,
Von dort aus oft wie Adler
Die Gauen rings durchsaust.

Und eines Grafen Tochter
Liebt' einen Edelknecht,
Der Liebe folgte Sünde,
Die Sünde ward gerächt.

Der Vater riß den Knappen
Aus süßem Liebestraum,
Ließ tödten ihn, begraben
Hier unter diesem Baum.

Der Vater warf die Tochter
In jenen finstern Thurm
Allein mit ihrem Jammer,
Bei kalter Nacht und Sturm.

Und als der nächste Morgen
Roth angebrochen kaum,
Schwang sie sich auf zum Fenster
Und sah nach diesem Baum,

Und rief: Verflucht auf ewig
Sei, Baum, dein Blätterdach,
Weil unter dir mein Vater
Den Liebsten mir erstach;

Wenn all' die andern Bäume
In Sonnenwärme ruhn,
Kalt sollst du ewig bleiben,
Wie mein Geliebter nun!

In dir soll immer schauern
Das Grauen einer Gruft,
Kalt sollst du ewig bleiben,
Wie meines Kerkers Luft!

In dir soll's immer sausen
So stürmisch, wie mein Schmerz,
Kalt sollst du ewig bleiben,
Wie meines Vaters Herz!

So fluchte diesem Baume
Das Fräulein Tag für Tag,
Bis endlich sie des Kerkers,
Des Herzens Qual erlag.

Und seitdem weht's hier frostig,
Wenn heiß das ganze Land,
Und wird der Baum für immer
Der kalte Baum genannt." —

Als nun der Hirt geendet,
Rauscht's auf mit neuem Sturm,
Ich aber blickt hinüber
Zum Leuchtenberger Thurm.

Mir war's, als säh' am Fenster
Das Fräulein ich noch steh'n,
Als hört' ich ihre Flüche,
Als säh' ich sie vergeh'n.

Schnell trat ich weg vom Baume
In warmen Sonnenstrahl,
Und stieg, das Herz entlastet,
Hinab in's stille Thal.

602.

Des Teufels Butterfaß.

Von Adelmar Lindner. — Unweit Floß sieht man in schauerlicher Waldgegend ein steinernes Gebilde gleich einem Butterfasse nebst Schüssel, worauf eine Ruhre Butter liegt. Bayr. Volksblatt, Regensburg 1850. Nr. 168.

Auf Tannenwipfeln ödes Schweigen
Die Wasser rauschen am Felsgestein;
Der Rabe krächzt auf düstern Zweigen,
Die Wolken hüllen den Mondenschein.

Da huscht aus dem Dickicht ein Männlein hervor,
Mit Augen wie Blitz in der Nacht:
„Was ich der Finsterniß Göttern schwor,
Werd' jetzo im Dunkel vollbracht."

Er schüttet Milch in's Gefäß hinein:
„Ist sie zu Butter geronnen,
Und wollen die Götter mir günstig sein,
Dann hab ich das Spiel gewonnen."

Das Männlein ging so lustig an's Ziel
Und mischte die giftigen Sachen;
Der gräulichsten Flüche ertönen viel
Mit teuflisch höhnischem Lachen.

Als auf der Schüssel die Butter lag,
Da grinste der Satan dazu:
„Daran der Priester sich freuen mag
Und finden im Grabe die Ruh."

Laut schrie der Heide in widrigem Ton,
Die Schluchten es widerhallen:
„Dem Gotte der Christen sei Fluch und Hohn
Und seinen Dienern allen."

Da strahlt der Erlösung Zeichen
Durchs nächtliche Dunkel so hehr;
„Die Feinde des Kreuzes entweichen,
Die Götter hören dich nimmermehr."

Es zucken der Blitze Gluthen
Die Donner rollen darein, —
Er stürzt in die schäumenden Fluthen,
Sein Werk ist verwandelt zu Stein.

Noch heute rauschen die Wasser
Am mosigen Felsen hinab,
Erzählen vom Priesterhasser
Und seinem Wogengrab.

603.

Der Hirtenknabe bei Sankt Quirin.

Von A. Lindner. — Sankt Quirin, Wallfahrtskirche, unweit Neustadt an der Waldnaab.

Es steht auf grüner Bergeshalde
Ein Kirchlein, Sankt Quirin genannt,
Beschattet rings vom Fichtenwalde,
Dem gläub'gen Volke wohl bekannt.

Hier weidete um Abenddämmern
Ein Knab' mit innig frommem Sinn,
Erflehend sich bei seinen Lämmern
Des Himmels Gnade zum Gewinn.

In stiller Andacht hingesunken
Der Heerd' nicht denkend auf der Flur,
Voll Dankesgluth und liebetrunken,
Weiht er sich seinem Gotte nur.

Da öffnet sich des Himmels Pforte
Und Engelschaaren, glanzumsäumt,
Versammeln sich am heil'gen Orte,
Dem Knaben ist, als ob er träumt.

Bald tönt es laut wie Glockenklänge
Und feierlich wie Orgelton;
Inmitten schallen Lobgesänge
Zum Glorienlicht auf Wolkenthron.

Zur Kirche schien die Flur gekehret,
Dem Knaben ward so wunderbar,
Gott will, daß man ihn hier verehret,
Dieß stand vor seinem Geiste klar.

Nach Jahren glüht die Morgensonne,
Die Glocke ruft im hellen Klang
Das gläub'ge Volk strömt freud'ger Wonne,
Zum Tempel hin in süßem Drang.

„Herr! laß mich Deinen Weg bereiten,"
So fleht der Priester am Altar,
„Muß eine andere Heerde weiden;" —
Ob's nicht der Hirtenknabe war?

604.

Parksteins Name.

Mündlich.

Der Name dieses Marktes soll vor Alters Porkstein (porcus, Schwein) gewesen sein; daher auch ein Schwein demselben als Wappen gegeben. Das Bergschloß soll zu Anfang des eilften Jahrhunderts von einem Sprossen des Grafen von Castell und Sulzbach erbauet und deßhalb Porkstein genannt worden sein, weil der Erbauer ein wildes Schwein auf einem Steine mit seinem Geschoße erlegte.

605.

Der Ritter von Falkenberg.

Von A. Lindner. — Zwischen Falkenberg und dem Schlosse Neuhaus erblickt man Felsentrümmer in der Waldnaab.

„Ich bin der Graf von Falkenberg,
Reit' in das Land hinein,
Wo ich ein' schöne Maid erblick',
Darf sie nicht spröde sein."

Dort an der Mühle kühlem Grund
Im grünen Naabgefild
Ein lieblich Mägdlein Linnen bleicht
Mit Augen wundermild.

Sein Roß lenkt von dem Wege ab
Zur Wiese Kuno hin,
„Ist's nicht der Herr von Falkenberg?
Er führt nicht Gut's im Sinn."

Die Maid entflieht, ein flüchtig Reh,
Bis an des Ufers Rand;
Entehrung dort und hier der Tod, —
Doch rasch sie sich ermannt.

Und mit dem Ruf: „Daß Gott genad!"
Stürzt sie die Fluth hinein;
Nicht wie der Mensch erbarmungslos
Wird ihr die Welle sein.

Doch Kuno folgt am Fuß ihr nach,
Erreicht ist fast das Ziel:
„Du süße Maid entkommst mir nicht," —
Doch plötzlich ist es still.

Verwundert blickt die Jungfrau um
Sieht nirgends eine Spur
Von Ritter und von Knappen nichts,
Als rohe Felsen nur.

Wenn zum Gebet die Glocke ruft,
Da wimmert's im Gestein;
Der Wandrer lauscht dem Klageton,
Es soll der Ritter sein.

606.

Marienbild zu Tirschenreuth.

J. C. Brenner Gesch. des Klosters und Stiftes Waldsassen. S. 212 ff.

Zu Tirschenreuth lebte ein lediger Schuhmacher, Johann Zottenmeyer mit Namen. Der wurde im Jahre 1632 sammt Mutter, Bruder und Schwester von einem bösartigen Fieber befallen. Da hatte derselbe bei sich im Hause ein Bildlein der Muttergottes gehabt und zu ihr seine Zuflucht genommen, worauf er bald mit Mutter und Schwester wieder gesund geworden. Voll Dankes hing er das Bild an eine Linde bei einem Brunnen außerhalb der Stadt auf dem Wege nach Waldsassen. Nun geschah es, daß im Jahre 1714 ein Brillenmacher, Namens Johann Georg Sondinger von Dornstein bei Rötz, diesen Weg zur Herbstzeit machte, nach Leipzig zu reisen. Weil aber damals in der Oberpfalz eine Seuche herrschte, so wurde der Brillenmacher an der sächsischen Grenze angehalten und nach Eger zurückgeschafft. Daselbst brauchte er das Bad und wurde krank. Seine Krankheit nahm zu, die Arzneien halfen nichts. Nicht mehr im Stande, die Kosten zu bestreiten, entschloß er sich, wieder nach Hause zu gehen. Er kam bis nach Waldsassen, wo er so schwach wurde, daß er dableiben und sich niederlegen mußte. Ein Fuhrmann von Waldsassen fuhr gerade nach Tirschenreuth, und so fuhr er denn mit diesem, wurde aber so krank, daß er glaubte, sterben zu müssen. So gelangte er, von brennendem Durste gequält, bis in die Nähe von Tirschenreuth, zu dem Brunnen bei der Linde. Er ließ sich vom Wagen heben, setzte sich zu dem Brunnen hin, trank und sah das an der Linde aufgehängte Marienbild. Da empfand er große Freude und lebendiges

Vertrauen und trank, mit dem Herzen zur Mutter des Herrn gewendet, in kräftigen Zügen von dem lebendigen Wasser. Und siehe! er fühlte sich wundersam gestärkt, verweilte die Nacht in Tirschenreuth, und setzte des andern Tages gesund und froh seine Reise nach Schönficht fort. Dort gab er der Wirthin einen Siebzehner mit dem Bedeuten, daß damit das Bildniß der Muttergottes bei Tirschenreuth ein Dächlein erhalte, um gegen die Witterung geschützt zu sein. Diesem Ereignisse folgte die Kunde von andern geschehenen Heilungen. Weit und breit kamen Pilger mit frommen Spenden herbei. Nun wurde das Bild von dem Lindenbaum hinweg in die nahe Johanniskapelle im Freithof außer der Stadt versetzt. Als der Zulauf des Volkes sich mehrte, so daß die Johanniskapelle die Menge nicht fassen konnte, kam das Bild in die Pfarrkirche, wo eine eigene Kapelle dafür erbaut worden war, am 30. November 1721.

607.

Waldsassens Ursprung.

Otto chron. Waldsass. ap. Oefele I., 54. Brusch chron. mon. Germ. p. 242. Ein Gedicht, mitgeth. v. Schmeller in Verh. d. hist. V. v. O. u. R. X., 76. J. Sendtner Bavaria II. Eos I., 157. Bat. Mag. I., 330. Zimmermann Churb. geistl. Kal. V., 292. Brenner Gesch. Waldsassens S. 4 ff.

Es war einmal ein junger Rittersmann aus Westphalen, Gerwich von Wolmundstein, der kam auf seinen Zügen nach Vohburg und verweilte dort im Schlosse des Markgrafen Theobald. Dieser fand nun ein großes Wohlgefallen an den Tugenden des Jünglings, also daß er mit ihm Freundschaft schloß und gemeinschaftlich auf die Turniere zog, um sich in der Kunst des Waffenspiels zu zeigen. Nun geschah es von ungefähr, daß Gerwich bei einem Lanzenstechen seinen Freund also sehr verwundete, daß man des Markgrafen Leben für verloren gab. Dieser Vorfall machte dem jungen Ritter solchen Kummer, daß er sich entschloß, die Welt zu verlassen und in ein Kloster zu ziehen. Er soll anfänglich zu Sigiburg am Rhein lange Zeit als Mönch gelebt, endlich mit mehreren Brüdern sich an einen einsamen Ort zwischen Eger und Waldsassen, genannt Kelergrün, begeben haben. Eines Tages, als er gerade beschäftigt war, Bäume fällen zu lassen, um Bethütten im Walde aufzurichten, sprengte ein Ritter mit zorniger Miene des Weges daher und stellte ihn

zur Rede, wer ihm gestattet habe, allhier im Walde so frei mit den Bäumen zu schalten? Da schaute Gerwich den Zürnenden an, er wußte nicht, wie ihm geschah, denn sein Freund Theobald stand vor ihm. Der Markgraf hatte von Eger aus, wo er sich zu Zeiten aufhielt, eine Jagd unternommen. Wie staunte er nun, in dem Mönche seinen verlornen Freund Gerwich wiederzufinden. Beide überließen sich der Freude des Wiedersehens und Theobald schenkte Gerwich so viel Wald zur Erbauung eines Klosters, als er an einem Tage zu umreiten vermochte. Darauf wählten die Mönche das Ufer der nahen fischreichen Wondra zur Gründung des Klosters.

608.

Kirchweihe zu Waldsassen.

Die vor. Schriften.

Wunderbar lautet Geschichte und Sage von der Weihe des Gotteshauses zu Waldsassen.

Als die Mönche mit Wigand und Gerwich wie gewöhnlich in der Nacht zum Gebet aufstanden, umgab sie vom Himmel herab eine röthliche Helle, in welcher sie eine große Prozession von Priestern sahen; hinter den Priestern einen mit oberhirtlichem Ornate angethan, und dieser weihte den Altar der Kirche, wobei ihm die übrigen dienten. Wigand, der sich aus Furcht vor dieser Erscheinung in das Geheck der Brombeerstauden verborgen hatte, ward nun von den Einweihenden mit überaus sanfter Stimme herbeigerufen und folgender Weise angeredet: Fürchte dich nicht! Ich bin der Evangelist Johannes, gesendet vom Herrn, diesen Ort mir und seiner jungfräulichen Mutter einzuweihen. Der Dienst Gottes daselbst wird so lang nicht aufhören, als er Gott wohlgefällig ist, aber Vieles müssen die Knechte Gottes leiden, daß sie geprüft durch Leiden eingehen in die Herrlichkeit. Also sprach er, und verschwand mit seiner Begleitung in die Lüfte. Und es erschien eine ungeheure Menge Wölfe, die ihre Zähne gegen den Himmel fletschten und fürchterlich heulten; dann verschwanden die scheußlichen Gestalten, welche die künftigen Widersacher des

Klosters andeuten mochten. Schnell verbreitete sich der Ruf von dieser wundervollen Erscheinung, welche noch heute in der Kirche Waldsassens auf einem Gemälde zu sehen ist.

609.

Der Herrgottstein bei Selb.

Von Philipp Zapf.

Es zog der liebe Gott einmal
In menschlicher Gestalt
Auf manchen Berg, durch manches Thal
In uns'rem Fichtelwald;
Und als er müde ward gar sehr,
Da schaute er wohl ringsumher,
Wohin sein Haupt zu legen.

Auf sein allmächtig Werde stand
Ein Fels vor'm Auge sein,
Der lud, bequem an Sitz und Wand,
Zu süßer Ruhe ein:
Da setzte sich der liebe Gott,
Vergaß die Müdigkeit, die Noth,
Aus Lust an seinen Werken.

Es ragt von grünem Wald bekränzt
Manch riesenhaft Gestein!
Der Quell, in dem der Himmel glänzt,
Perlt durch das Moos so rein!
Da hat er so bei sich gedacht:
Sieh', gut ist Alles, was gemacht!
Und zog erquickt dann weiter.

Noch heute steht am Weg der Stein,
Ein seltsames Gebild,
Es kehrt der müde Wandrer ein
Zur Ruhe süß und mild:
Er betet in dem Stuhl des Herrn
Sein heilig Vaterunser gern,
Und zieht gestärkt dann weiter.

610.

Das steinern Kreuz bei Selb.

Von Philipp Zapf.

In dem nächtlich finstern Walde steht ein einsam steinern Mal
Kaiserliche liegen dort und Schweden sammt dem General.

Stille ist es hier am Tage, nur im Wind die Fichte ächzt,
Nur der Hirsch streift durch die Büsche, und der scheue Rabe krächzt.

Aber Nachts flieht Hirsch und Rabe angstvoll oft den finstern Wald,
Wenn da tobt ein wilder Lärm und schauerlich die Trommel schallt!

Denn die tapfern Schweden steigen aus dem kühlen Grab hervor,
Mit den Schwertern, mit den Büchsen, und die Fahne fliegt empor.

Und die Kaiserlichen eilen schrecklich auf zum wilden Kampf,
Krieger stürzen, Pferde schnauben, Schwerter klirren durch den Dampf!

Sieh', da sinkt der General, der tapf're, von dem hohen Roß!
Rache schnauben alle Schweden, Feinde jubeln dem Geschoß!

Doch, wie eitle Nebelbilder, scheucht sie all' die Morgenluft,
Wieder wird es einsam still, die Helden sinken in die Gruft.

Wie unheimlich wird dem Wandrer bei dem wildumkränzten Mal,
Wo die Schweden nimmer ruh'n, zu rächen ihren General!

611.

Der alte Weidenbaum bei Münchberg.

Von Ludwig Zapf.

Grau ragt die alte Weide — es ist ein einz'ger Baum,
Und doch, wer sie beschauet, der will es glauben kaum.

Zwei hohle Stämme heben sich altersmüd empor,
Noch schallt aus ihren Zweigen der lust'gen Vögel Chor.

Der eine hat gen Norden das kahle Haupt geneigt,
Der andre, nicht viel weiter, gebeugt nach Süden zeigt.

Lockt auch noch grüne Blätter der junge Lenz heraus,
Dürr schaut durchs frische Leben des Alters Noth und Graus.

Und trügt uns nicht die Sage, und war's ein einz'ger Baum —
Wer trieb ihn auseinander, wer schuf den Zwischenraum

Nicht durfte es versuchen des Menschen schwache Hand,
Es thats ein Keil vom Himmel, durch Gottes Macht gesandt,

Es schied vor langen Jahren den Baum ein Wetterstreich,
Vom Haupte bis zur Wurzel war er zerspällt zugleich.

Die beiden Hälften sanken, getrennt auf immerdar,
Doch hielten sie im Wanken die Wurzeln wunderbar.

Und sieh' — von neuem lebten und strebten sie empor,
Zwei Brüder nun geworden, die eins noch kurz zuvor!

Die argen Wunden heilten, die schlug der Feuerstrahl
Doch heut, als tiefe Furchen, erkennt man noch das Mal.

Noch grünen ihre Häupter, noch leben beide fort,
Wenn auch schon halb verwittert, wenn auch schon halb verdorrt.

Grau ragt die alte Weide — es ist ein einz'ger Baum,
Und doch, wer sie beschauet, der will es glauben kaum.

612.

Wie eine Geis einen Wolf fing.

Mündlich.

Vor alten Tagen war die Bamberger Straße auf dem Fichtelgebirg von einem langen, langen Wald umgeben. Wo jetzt das Dörfchen Kaltenhausen steht, war damals nur ein Wirthshaus und daneben stand eine Kapelle, damit man mitten auf dem langen Wege Leib und Seele stärken konnte. Kam nun einmal ein Metzger mit einer Geis daher, und da er nicht Lust hatte zu beten, sondern Durst zum Trinken, band er seine Begleiterin an die offenstehende Thüre der Kapelle, die herauswärts aufging, und ging sorglos in das Wirthshaus. Aber während er seinen Durst löschte, wollte ein Wolf seinen Hunger stillen. Die Geis machte in ihrer Angst einen Sprung in die Kapelle, der Wolf flugs hinterdrein; da jene aber, weil sie angebunden war, die Thüre hinter sich zuzog, waren beide gefangen. Dem Wolf war es in der Kapelle wohl nicht recht erbaulich zu Muthe, vielleicht ebenso der Geis, aber in der Kirche thun ja auch die erbittertsten Feinde unter den Menschen einander nichts. Der Wolf heulte und wurde gehört, die Geis mäkerte und wurde erhört, denn ihr Widersacher wurde bald gefangen. — Von dieser Kapelle sind nur noch unbedeutende Ruinen vorhanden.

613.

Sankt Gangolfsthurm in Hollfeld.

Von Ph. Zapf. — Noch wird daselbst um 10 Uhr Abends geläutet.

Drei alte Schwestern gingen
Hinaus in den weiten Wald,
Da freut sie der Vögelein Singen
Im lustigen Aufenthalt;

Da freut sie der Blümlein Schimmer,
Des Himmels klares Blau;
Die Lüfte wehten nimmer,
Wie heute, so süß, so lau!

Die Bächlein rieseln so heiter
Durch Moos und wildes Gestein:
Die Fräulein wandern weiter
Und immer tiefer hinein.

Sie reden von Tagen so golden,
Von seeliger Rosenzeit,
Eh' sie Maria, der Holden,
Ihr ganzes Leben geweiht.

Eh' ihnen noch nicht enthüllet,
Daß Liebe ein nichtiger Wahn —
Nacht hat schon Alles erfüllet,
Da finden sie nimmermehr Bahn!

Es schweigen der Vögelein Lieder,
Es schwand die Sonne dahin,
Dicht sinkt der Nebel hernieder:
Sie rufen angstvoll: wohin?

Sie fallen in ihrem Leide
Selbander auf die Knie:
„Gelobt seist, Gebenedeite,
Gelobt seist Du, Marie!

Du hörst die Flehenden gerne,
Verlaß auch Du uns nicht!" —
Da klinget ein Glöcklein ferne,
Da wird es wundervoll licht.

Was soll es anders bedeuten?
Maria erhörte sie:
Es führte das helle Läuten
Sie heim, sie wissen nicht, wie! —

Des Nachts noch heute erschallet
Ein Glöcklein, von ihnen erhöht,
Daß, wenn ein Wandrer noch wallet,
Auf sicherer Spur er geht.

614.

Ahnherr der Groß von Trockau.

M. Hoffmann annal. Bamberg p. 61.

Es war zur Zeit Konrads des Saliers, als die Wenden in Sachsen einfielen. Da schickte der Kaiser den Grafen Günther von Schlüsselberg mit einem Heere gegen sie. Als nun eines Tages beide Heere nur durch einen Fluß geschieden gegenüber stunden, trat ein großer und gewaltiger Mann

aus dem Lager der Wenden hervor und forderte den Grafen Günther von Schlüsselberg zum Zweikampfe heraus. Da setzte sich der Graf zu Rosse und ritt dem Wenden entgegen. Wie es nun zum Streit gekommen, hat der Riese dem Grafen mit List eines anzubringen und mit geschwenktem Ritt ihn zu fällen gesucht; der Graf, dieses merkend, nahm seiner Schantz wol wahr, fand auch bald Gelegenheit, seinen Gegner mit der Lanze aus dem Sattel zu heben und vom Pferde herab zu werfen; und als dieses geschehen, stieg er von seinem Rosse und fing den Zweikampf mit ihm zu Fuße an. Als nun der Wende bald darauf in den Unterleib verwundet worden, also daß er zu Boden sank, rief er dem Grafen zu, inne zu halten, denn er erkenne den Christengott und wolle sich taufen lassen. Auf dieses hielt nun der Graf inne, ging zu dem Wenden, hob ihn auf und ließ ihn in sein Zelt bringen. Als er dann wieder genesen, wurde er in die Kirche geführt, um getauft zu werden, da er dann den Namen Günther erhielt. Auch wurde er von den anwesenden Herren reichlich beschenkt. Graf Günther von Schlüsselberg nahm ihn mit sich nach Franken und gab ihm jährlich hundert Goldgulden zum Unterhalte, und König Heinrich III., Konrads Nachfolger, verlieh ihm ein adeliges Wappen, auf folgende Art. Wie er gegen den Grafen Günther zum Streit ging, trug er auf seinem Kopf einen Helm mit Reigerfedern geziert, und an dem Arm einen blauen Schild. Also gab ihm der König einen Wappenschild, der mit Weiß und Blau in die Länge getheilt war, darauf setzte er ihm einen offenen Helm und darauf weiter zwei Büffelshörner, deren das eine weiß, das andere blau war, jedes Horn von außen mit vier Reigerfedern besteckt. Die weiße Farbe sollte das neu angenommene Christenthum, die blaue das vorige Heidenthum und die Hörner und Federn seine Tapferkeit bedeuten.

Derselbige Ritter hat sich nachmals im Kampfe gegen die Sarazenen männiglich hervorgethan, ja sogar dem Herzog Gottfried von Bouillon in einem Treffen das Leben gerettet, daher ihm dieser noch einen rothen Querbalken oder rothe Binde in das Wappen verliehen.

615.

Die Kirche zu Gösweinstein.

Variante der vor. Sage. — Das Königr. Bayern in s. Schönheiten, München 1840 I, 133.

Das Schloß Gösweinstein, von dem Grafen von Schlüsselberg vertheidigt, wurde von den wilden Horden, den Sachsen, angegriffen. Während der langen Belagerung entstund auf dem Schlosse Hungersnoth und die Cisternen waren ausgetrocknet. Groß — so hieß der Anführer der Sachsen — berühmt durch seine Heldenthaten, wurde von dem Schlüsselberg zum Zweikampf gefordert. Schlüsselberg, durch ausgestandenen Hunger krank und schwach, gelobte dem Allmächtigen eine Kirche zu Ehren St. Trinitatis zu bauen, falls es ihm gelingen sollte, den Sachsen zu besiegen. Der Kampf begann — und der Sachse unterlag. Da warf sich der Heide auf die Knie und rief: „Groß ist der Christen Gott!" und ließ sich taufen. Die heilige Dreifaltigkeitskirche ward hierauf erbaut und das Wappen der Schlüsselberger — ein rother Schlüssel in weißem Felde — über die Kirchenthüre gesetzt.

616.

Kirche zu Sankt Johannis bei Baireuth.

Mündlich.

Unweit Baireuth, nächst der Eremitage, liegt das Dorf Sankt-Johannis, welches in uralten Zeiten von Slaven gegründet worden. Von der Kirche dieses Ortes geht die Sage, daß sie ursprünglich auf einer andern Stelle, als wo sie jetzt steht, zu bauen begonnen worden. Allein was man des Tags gebaut hatte, wurde des Nachts wieder abgebrochen und von unsichtbarer Hand dahin geführt, wo die jetzige Kirche ihre Stätte hat.

617.

Der Ochsenkopf.

J. G. Köppel maler. Reise durch die Furstenthumer Baireuth und Ansbach S. 82.

Noch heutiges Tages erzählen die Leute, daß die Heiden in dem grauesten Alterthume auf der höchsten Spitze dieses Berges einen Gott verehrt hätten, der die Gestalt eines Ochsenkopfes gehabt habe und in den Felsen gehauen gewesen wäre. Von diesem Bilde findet man freilich keine Spur mehr, wenn man nicht allenfalls die schlechten Umrisse eines Ochsenkopfes dafür halten wollte, die gegen Mittag in ein unerhebliches Felsenstück eingegraben sind und die vermuthlich ein Hirt aus langer Weile zur Erhaltung jener Sage eingemeißelt haben mochte.

618.

Der Silberbrunnen zu St. Conradsberg.

Von B. Gorwitz. — S. Ausf. Beschr. des Fichtelbergs, S. 66 u 273.

Was klingt so melodisch im Felsenbereich,
Was klagt drin so lieblich und sanft und weich,
Gleich zitternden Aeolssaiten?
Nur Tropfen sind es, wie Demant rein,
Sie träufeln hernieder vom grauen Gestein
Noch wußte sie Niemand zu deuten.

Einst sah man, wie jetzt noch, auf duftigem Grün
Maiblümchen im kühlenden Schatten hier blüh'n,
Den Töchtern des Landes zur Freude.
Und neben den Blumen die sittige Maid,
Die oft in des Felsens Verschwiegenheit
Sie zierlich zum Kranze sich reih'te.

Schon mancher der Frühlinge ging vorbei,
Ihr huldigte still nur der blühende Mai,
O wär' es fortan so geblieben;
Doch himmlischer winkte das neue Glück,
Es traf sie ein einziger Feuerblick,
Entflammt ihr die Seele zum Lieben.

Wie glänzt ihr das Auge voll Wonn' und Lust,
Wie bebt es so heiß in der zarten Brust,
Wie zittert es süß durch die Glieder,
Wenn rasch von dem Roß sich der Ritter schwingt
Ihr schimmernde Perlen und Küsse bringt,
Der Ritter so traut und so bieder!

Nun schmückte sich lachender ihr die Natur,
Nun kleidete köstlicher sich die Flur,
Und heimlicher wurden die Stunden,
Doch bald, als der Sommer am heißesten glüht,
Maiblümchen schon längst in der Stille verblüht,
Hat die Ros' auch ihr Grab gefunden.

„Was weinst du, mein Liebchen, sei wohlgemuth!"
Sprach schmeichelnd, als er am Herzen ihr ruht,
Der Ritter, „bald will ich dich freien;
Erst hol' ich im Kampfe den Lorbeerkranz,
Dann führ' ich das Bräutlein zum Hochzeitstanz,
Süß Liebchen, d'rum laß dich's nicht reuen!"

Und heiß von dem Auge, so mild und blau,
Küßt ab er den glänzenden Schmerzensthau,
D'rauf trägt ihn sein Roß in die Weite;
Lang' späht ihm das einsame Mägdlein nach,
Kämpft tief in die Brust das schmerzvolle „Ach,"
Denn Hoffnung stand ihr zur Seite.

Wohl kehrte der Ritter vom blutigen Strauß
Geschmückt mit dem Kranze in's festliche Haus,
D'rin Hochzeitslieder erklangen;
Sein Liebchen aber steht unten und schaut
Mit Todeslächeln hinauf, wo die Braut
Der treulose Ritter umfangen. —

Die Lieder verstummen, die Festlust schweigt,
Der sternenbesäete Himmel erbleicht,
Die nächtlichen Schatten zerrannen;
Und als schon im Osten Aurora blickt,
Die Wälder mit glühenden Rosen schmückt,
Wankt fröstelnd das Mägdlein von dannen.

Schon hat sie erseufzend den Felsen erreicht,
Da wird's ihr im sterbenden Herzen leicht,
Denn Thränen kann sie vergießen;
Und immer reichlicher fließt der Quell
Benetzet die Blümchen, so rein und hell,
Die dürstenden, bunt ihr zu Füßen.

So findet der Tod sie im Thränenschmerz,
Und schließt sie erbarmend an's kalte Herz,
Das jeglichen Kummer versöhnet;
Ihr Auge aber, das hier geweint,
Es weint noch im Grabe, schon längst versteint,
Das ist's, was im Tropfen ertönet!

619.

Der Wolfstein.

G. v. Falkenstein Buch der Kaisersagen S. 99.

In einem Thale des Fichtelgebirges hütete ein Schäfer auf grüner Au. Mehrmals, wenn er die Heerde heimtrieb, fehlte eines seiner Thiere, er suchte es vergebens, es war und blieb verloren. Er hält nun genauer Wache und sieht einen großen Wolf aus dem Waldesdickicht schleichen und ein Lamm ergreifen. Wüthend stürzt er ihm nach, doch der Feind ist zu flink; ehe er sich's versieht, sind Wolf und Lamm verschwunden. Nunmehr nimmt er einen geübten Schützen mit sich; der Wolf naht, doch die Kugeln des Schützen prallen an ihm ab. Da fällt dem Jäger ein, seine Waffe mit dürrem Hollundermark zu laden; nächsten Tages schießt er und heulend läuft der Räuber waldeinwärts davon. Am andern Morgen begegnet dem Schäfer seine alte Nachbarin, mit der er nicht im besten Einverständniß lebte; er fragt sie, da sie vorüberhinkt: Ei Frau Nachbarin was habt ihr an dem Bein, das nicht mit euch will? Was geht's euch an, antwortet sie, und macht, daß sie wegkommt. Der Schäfer wurde aufmerksam. Diese Frau war längst verdächtig wegen böser Zauberei. Man wollte sie auf dem Heuberg in Schwaben, auf dem Köterberg, und wieder auf dem Hui bei Halberstadt gesehen haben. Er gab sie an, sie wurde eingezogen, befragt und mit einem Stab von

Erlenholz gestrichen, mit welchem der Zauberei verdächtige Personen, wenn sie läugneten, gezüchtigt wurden, und dann in Banden geschlossen. Plötzlich verschwand das Weib aus dem Gefängnisse, und Niemand wußte, wohin sie gekommen. Einige Zeit darauf sah der arme Hirt unvermuthet den verhaßten Wolf wieder aus dem Walde hervorbrechen, doch dießmal kam er nicht, um seine Heerde, sondern ihn selbst anzufallen. Der Kampf war wüthend. Der Hirt nahm alle seine Kräfte zusammen gegen Zahn und Kralle des reißenden Unthiers, und er wäre des Todes gewesen, wenn nicht zur rechten Zeit noch ein Jäger vorübergekommen wäre, und nach vergeblichem Kugelschuß den Wolf mit einem Messer niedergestochen hätte. In dem Augenblick, als das Blut aus seiner Seite sprang, lag das alte Dorfweib vor ihm auf dem Felde und wälzte und krümmte sich fürchterlich. Sie wurde nun vollends getödtet und zwanzig Fuß tief unter die Erde verschüttet. Da, wo man das Weib vergrub, legte man einen großen Kreuzstein, und nannte ihn, zum Andenken an diese Begebenheit, den Wolfstein. Es war aber nie ruhig und richtig in der Nähe des Steines, und der „Tückebote" oder der „brennende Mann" treiben, wie das Volk sagt, noch jetzt hier ihr gefährliches Spiel.

620.

Der Teufelstisch auf Waldstein.

Von Ludwig Zapf.

Es jagt in schneller Reise
Das wilde Heer vorbei,
Die Fichten schauern leise:
O wär' es Hahnenschrei!
Von ferne aus dem Grunde
Hallt dumpf die zwölfte Stunde —
Still schaut der Vollmond durch den Wald.

Auch dort am Burggemäuer
Ein dumpfer Lärm erschallt —
Da ist es nicht geheuer,
Da regt sich's mannigfalt!
„Jetzt knechtet uns kein Meister,
Jetzt ist es Zeit, ihr Geister,
Still schaut der Vollmond durch den Wald!"

Und luftige Gestalten
Erstehen überall,
Aus allen Mauerspalten,
Im Hofe und vom Wall;
Es schließt sich bald die Runde,
Jetzt ist die rechte Stunde —
Still schaut der Vollmond durch den Wald.

Am Felsentisch, dem harten,
Sind sie geschaart im Nu;
Hervor nun mit den Karten!
Gespielt wird ohne Ruh.
Es klingt in grellen Weisen,
Die Karten sind — von Eisen!
Still schaut der Vollmond durch den Wald.

Hei, das ist ein Vergnügen!
Das geht um Haufen Gold!
Sie zieh'n in vollen Zügen,
Der gelbe Plunder rollt!
Sie karten, karten, karten,
Der Tisch wird voller Scharten —
Still schaut der Vollmond durch den Wald.

Doch fängt es an zu dämmern,
Husch, husch! — verstummt der Schall!
Der Fäuste lust'ges Hämmern,
Der frohe Wiederhall.
Die Löcher in der Runde
Im Tisch nur geben Kunde —
Still schaut das Frühroth durch den Wald.

621.

Das verlorne Ohr.

Mündlich.

Nicht weit von Gefrees an der Landstraße nach Münchberg ist ein Holz, da hat sich einst ein Student erschossen. Das Geld war ihm ausgegangen — so ging er voll Verzweiflung in den Wald und legte Hand an sich. Der Schuß hatte ihm das Haupt zerrissen. Als man ihn nun fand und auf den Wagen lud, da fehlte ihm das eine Ohr und konnte trotz alles Suchens doch nicht gefunden werden. So mußte man ihn ohne Ohr weiter schaffen. Seit dieser Zeit geht der Geist des Studenten im Holze herum und gar Mancher, der spät vorüberging, hörte es drinnen jämmerlich klagen: „Mein Ohr! — mein Ohr!"

622.

Kroatenwäldchen bei Wunsiedel.

Von Philipp Zapf.

Im dreißigjähr'gen Kriege,
Nach manchem blut'gen Siege,
Da gab es für Kroaten
Ein wildes, wüstes Kämpfen:
Den schlimmsten Feind zu dämpfen:
Den Hunger der Soldaten!

Die Häuser leer und Felder!
Sie stürzten in die Wälder
Mit hastigem Verlangen:
Die Schaar, hyänengleiche,
Fand für die leeren Bäuche
Viel Schwämme aufgegangen!

Da ward geflucht, gerungen,
Mit süßem Schwamm *) bezwungen
Der Hunger bald, der heiße;
Und wie sie also fraßen,
Sie sanken auf den Rasen,
Getödtet von der Speise.

Ihr langes, wüstes Morden
Bezahlten nun die Horden:
Die Leichen mußten leiden,
Daß Wölfe, Geier, Raben
Sich sattgefressen haben
An ihren Eingeweiden!

623.

Der Berggeist am rauhen Kulm.

Mündlich.

Ein Holzhacker ging zur Winterszeit auf den rauhen Kulm. Hoch oben, wo die schönsten Fichtenstämme stehen, suchte er sich den mächtigsten Baum zum Schlagen aus. Als nun derselbe von kräftigen Hieben getroffen schon zu wanken und zu krachen anfing, wurde dem Holzhacker fast unheimlich zu Muthe, als ob er ein schlimmes Werk vollbracht. In demselben Augenblick aber, da die herrliche Fichte mit donnerndem Hall auf den Boden schlug, spürte der Mann ein Ziehen und Zerren an seiner Axt, als wenn ihm ein starker Mann dieselbe entreißen wollte. Umsonst strengte er sich an, die Axt zu erhalten: auf einmal war sie verschwunden. Es war der Berggeist, der ihm zur Strafe für das Fällen des schönsten Baumes die Axt entrissen hatte. Das begegnete aber diesem Holzhacker nicht allein, es soll schon vielen widerfahren sein.

624.

Die Frühmette zu Speinshart.

Mündlich.

Der Nachtwächter zu Speinshart ging, die Mitternachtsstunde zu rufen. Als er nun bei dem ehemaligen Kloster vorbeiging, sah er auf einmal die Kirche von unzähligen Lichtern erleuchtet. Schon fünfzig Jahre lang hatte er zu Mitternacht diesen Weg gemacht, aber niemals

*) Der scharlachrothe Fliegenschwamm.

solche Erscheinung wahrgenommen. Neugierig wollte er sich von der Ursache derselben überzeugen und kletterte an einem Fenster der Kirche hinauf. Da sah er zu seiner höchsten Verwunderung mehr als hundert Mönche mit brennenden Kerzen im Schiffe und im Chore der Kirche. Auf einmal huben sie an die Psalmen und Hymnen der Mette zu singen, also daß die Fenster der Kirche von dem Klange der Orgel und des Chorgesanges erdröhnten. Die Mönche waren todtenbleiche, schreckbare Grabesgestalten, bei deren Anblick es den Nachtwächter eiskalt überlief. Mit dem Glockenschlage Eins verschwand die Erscheinung, und der Nachtwächter stieg halb ohnmächtig und betäubt vom Kirchenfenster herunter.

625.

Der Heinselberg.

Münklich.

Weit einwärts im Gebirg, das jetzt die fränkische Höhe heißt, liegt einsam ein Marktflecken, Namens Plech. Es mag wohl schon lange, lange Zeit her sein, da waren in Plech zwar grunzende Schweine, mäkernde Geisen, blökende Schafe, auch etwa hie und da ein muhendes Rind zu sehen, doch ein wieherndes Pferd war dortselbst noch ein fabelhaftes Thier. Da saßen einmal im Wirthshaus die fürnehmsten Einwohner des Fleckens beisammen hinter'm Bierkrug. Wie sie so saßen, kam lustig und wohlgemuth ein fahrender Handwerksbursche daher, der hatte auf dem Rücken einen Ranzen und unter dem Arme einen großen Kürbis. Als er sich grüßend zu den Gästen gesetzt, fragte einer der Plecher, auf den Kürbis deutend: „Was habt Ihr denn da für ein wundersam Ding?" „Ein Roßei!" entgegnete schelmisch der Fremdling. „Ein Roßei?" rief mit großen Augen der Frager, und „Ein Roßei?" riefen Alle verwundert ihm nach. „Für gute Worte, ein paar Schluck Bier und einen kleinen Imbiß obendrein sollt Ihr es haben," sagte schmunzelnd der Bursche: „doch Eines müßt Ihr wissen, nur Menschenwärme kann es ausbrüten und wohlgemerkt! in freier Bergesluft." Gesagt, gethan! Man ward handelseinig, und bald schlenderte der Fremdling, reichlich gestärkt, wieder zum Marktflecken hinaus; das vermeintliche Roßei aber blieb zu allgemeinem Ergötzen zurück bei den Plechern.

Schon am nächsten Morgen in aller Frühe zog man hinauf zum nächstgelegenen Berg und warf das Loos, wer reihum das kostbare Ei ausbrüten sollte hoch oben auf sonniger Kuppe. Da saß der Erste und brütete sorgsam, dann der Zweite, Dritte und so weiter. Endlich traf die Runde auch den Herrn Bürgermeister, der, wie wohl alle seine Amtsgenossen, ein überaus dicker und wohlbeleibter Mann war. Auch er saß und brütete sorgsam. Plötzlich hört er unter sich ein Krachen. Voll Erwartung der Dinge, die da kommen werden, springt er empor; doch der geplatzte Kürbis, durch den Aufsprung in Bewegung gesetzt, rollt den Berg hinunter, rollt hinunter bis zu einem Wachholderbusch, und o Wunder! ein Hase, der dort sein Lager haben mochte, stürzt aufgeschreckt daraus hervor und jagt in gestrecktem Laufe fernab von Plech wüsta linkshin. „Hott, hott, Heinsel *), nach Plech 'nein, nach Plech 'nein!" schreit voller Freude der Bürgermeister ihm nach, in der Meinung, das Rößlein sei nun zur Welt geboren; er mochte aber schreien, so viel er wollte, das Häschen war auf und davon.

Bald wurden die Plecher ihres Irrthums gewahr; doch der Berg, wo sich Solches begab, heißt noch heute der „Heinselberg."

626.

Hersbrucks Name.

Waldau Diplom. Gesch. v. Hersbruck S. 3.

In dem Wappen von Hersbruck ist ein springendes Thier mit Hörnern auf einer Brücke zwischen zwei Thürmen gemalt. Das soll, so geht die Sage, den Ursprung des Namens der Stadt bezeichnen. Als diese fertig erbauet war, aber noch keinen Namen hatte, sollen sich die Erbauer entschlossen haben, ihre Stadt von dem ersten lebendigen Geschöpf zu benennen, welches über die Brücke gehen würde. Nun soll ein Hirsch aus dem damals noch ganz nahen Gehölz auf die Zugbrücke am Thor gelaufen sein und so den Namen Hirschbruck veranlaßt haben.

*) Fohlen.

627.

Die Hubirg.

Mitgetheilt von K. Ulmer.

Im herrlichen Pegnizthale, eine halbe Stunde südöstlich von der Stadt Hersbruck, erhebt sich zu einer Höhe von 1700 bis 1800 Fuß die mächtige Hubirg. Südlich und nördlich, zwischen ihr und den gegenüberliegenden steilen Berggruppen, winden sich, von forellenreichen Gebirgsbächen durchrauscht, enge romantische Seitenthäler, während sie mit der Vorderseite stufenweise in's Hauptthal vortritt. Steigt man von dem am südlichen Fuß gelegenen Dorfe Happurg bergan, sei es an der schauerlichtiefen Schlucht vorüber, oder weiter hinten, dem sogenannten hohlen Felsen zu, einer Grotte, die inmitten einer schroff aufstrebenden ungeheuern Felsenmasse sich wölbt, und gelangt man so allmälig empor auf den Grat des Berges: da schweift das Auge mit Entzücken weithin über die wiesengrünen Niederungen, die hopfenberankten Felder, die waldbelaubten Thalwände und Berghöhen, die hie und da mit Burgtrümmern oder Kapellen geschmückt sind. Da zeigt sich vor Allem hoch in den Wolken der Hohenstein, mahnend an eine große Vorwelt, an die Zeit der Hohenstaufen, welche, so sagt man, nicht selten dort weilten; da gewahrt man, rechts von den gleichfalls sichtbaren Thürmen der Stadt und Veste Nürnberg, die Kapelle der heiligen Kunigunde, die nebst ihrem frommen Gemahle noch immer beim Volke dahier in gesegnetem Andenken steht.

Was bedeutet aber die Schanze, die rings um den Kulm des Berges ungefähr anderthalb Stunden lang, oft noch in ziemlicher Höhe, hinläuft? Ist's ein Werk von Römern, Germanen oder einem andern Volke? Diente die Bergkuppe zum Heerlager oder war da vor Zeiten ein wallumfriedigter Götter- und Opferhain? Die Gelehrten streiten darüber. Das Volk aber trägt sich mit einer althergebrachten Sage. Ein Theil des Walles führt annoch den Namen „Hunnengraben." Die Hunnen, so heißt es, hatten sich dort auf schwerzugänglichem Gipfel gelagert und haben dort ihren König Etzel, die Geisel Gottes, begraben. Ein silberner Sarg, von Berggeistern bewacht und geschirmt, umschließt das modernde Gebein des Weltbedrängers. Da schleicht mit Schaufel und Hacke nächtlicher Weile wohl der und jener aus dem Volke hinauf und gräbt und sucht nach dem kostbaren Todtenmale. Davon hat sich freilich bis zur Stunde noch nichts

gezeigt; jedoch Münzen aus der letzten Römerzeit und irdene Aschenkrüge wurden bei derartigem Nachforschen oftmals zu Tage gefördert.

Wohl berichten die Geschichtsbücher Anderes von Ort und Stelle, wo Attila gestorben und wo er bestattet wurde. Eigenthümlich aber ist's, daß in der Nähe der Hubirg etliche Namen von Ortschaften an die Hunnen erinnern, wie Etzelwang, Hunnas, Haunritz.

628.

Lichtenstein und Lichteneck.

Mundlich.

Der Hubirg gegenüber auf einem schroffen Berge lag vor Zeiten die Burg Lichtenstein und weiter oben im Thale das Schloß Lichteneck. Man erzählt, die Eigenthümer beider Burgen hätten sich ein Zeichen gegeben, wenn unten im Thal auf der Straße, die von Nürnberg nach Böhmen führt, Kaufleute mit ihren Gütern gezogen kamen, und hätten sodann dieselben beraubt. Endlich seien beide Burgen von den Nürnbergern gebrochen worden; der letzte Lichtensteiner aber sei nach Böhmen entronnen und dort der Stammherr des Hauses Lichtenstein geworden. (?)

629.

Der Hansgörgle bei Hersbruck.

Mündlich.

Unweit Hersbruck liegt ein bedeutend hoher Berg, Hansgörgle geheißen. Dort oben soll ehedem ein Schloß gestanden haben, der Stammsitz derer von Gugel, von welchem Hause ein Fräulein, wie der Grabstein ausweist, in der nahen Dorfkirche zu Oberkrumbach begraben liegt. Man sagt, der Berg habe früher Hansgugel geheißen und habe erst später seinen jetzigen Namen erhalten.

630.

Die Hölle.

Mündlich.

Zwischen Hersbruck und Altdorf, unweit des ehemaligen Nonnenklosters Engelthal, liegt das Dörflein Egensbach. In einem düstern Gehölz, hinten im Thal, ist eine Stelle, da soll ehedem ein Schloß gestanden haben. Gottvergessene Ritterleute hausten daselbst, Allen weit und breit zu Trutz und Verderben. Auf einmal war die Burg verschwunden; das Gericht Gottes war über sie und ihre Bewohner hereingebrochen in finstrer Sturmnacht. Sie versank in den Abgrund der Erde; der Ort aber, wo sie gestanden, heißt noch die Hölle.

631.

Entstehung der Kirche und des Pfarrhauses zu Osternohe.

Mündlich.

Etwa dreiviertel Stunden nördlich der vormaligen Veste Rothenberg liegt das kleine Dorf Osternohe in einem ziemlich engen, aber fruchtbaren Thale. Das Dörfchen erweiterte sich allmählig aus dem engen Thal den Schloßberg hinan, an welchem aus dichten Obstbaumpflanzungen hie und da ein Haus herniederschaut. Auf dem Gipfel des Berges stand vor etwa dreihundert Jahren eine stattliche Burg, welche von den Eigenthümern des Dorfes, dem edlen Geschlechte deren von Egloffstein, bewohnt wurde. Jetzt schmücken nur noch Ruinen den Schloßberg. Das Dorf selbst gehörte in die benachbarte Pfarrei Bühl und hatte weder eigene Kirche noch Pfarrer. Ein hochbetagter Ritter von Egloffstein saß auf dem Schlosse, geehrt wie ein Vater von seinen Unterthanen; denn er war eines gar edlen, milden und frommen Sinnes. Wie es Greisen zu gehen pflegt, wurde sein Schlaf oft unterbrochen und ihm die Nachtruhe geraubt. Er stand alsdann auf, ging im Zimmer hin und wieder und schaute wohl hie und da zum Fenster in die stille Nacht hinaus. Da sah er einmal zu seiner großen Verwunderung auf dem Gänsewasen, der unten im Thale nahe bei dem Dorfe auf einer Anhöhe lag, ein kleines Feuer brennen.

Er konnte sich nicht erklären, woher das Feuer komme, und ging in Gedanken darüber wieder zu Bette. In der folgenden Nacht that er wieder nach seiner Gewohnheit und das Feuerlein brannte auch wieder. Da rief er seinen Burgwärtel vom Thurm und schickte ihn hinunter, zu sehen, was es doch mit dem Feuer für eine Bewandniß hätte. „Edelgestrenger Herr," sagte der Diener bei seiner Rückkehr kopfschüttelnd, „das ist ein Feuer, das brennt und hat doch kein Holz!" Auch in der dritten Nacht sah der Ritter das wunderbare Feuer und schickte wiederum seinen Knecht hinunter; aber es blieb bei der ersten Nachricht, „es sei ein Feuerlein, das brenne, und habe doch kein Holz!" Da ward der alte Herr nachdenklich ob dieser sonderbaren Erscheinung und kam endlich auf den Gedanken, das Feuer sei ein Fingerzeig von Oben und bezeichne den Platz zur Erbauung einer Kirche, und er selbst solle der Bauherr sein. Sein Entschluß war bald gefaßt, rasch ging er zur Ausführung. Er rief seine Unterthanen zusammen und gab ihnen sein Vorhaben kund, auf dem von dem Feuer bezeichneten Platze eine Kirche zu bauen und eine Pfarrei im Orte zu gründen. Die Kirche versprach er auf seine Kosten zu bauen, und zur Pfarrbesoldung bestimmte er den Zehend, welcher ihm auf der Ortsflur zustand. Dankbar und freudig vernahmen die Leute solch frommen Entschluß aus dem Munde ihres Herrn. „Ich will aber," setzte er hinzu, „das gute Werk nicht für mich allein haben; auch Ihr sollt daran Theil haben und euch eine Stufe dabei in den Himmel bauen; ihr sollt für die Wohnung des Pfarrherrn sorgen, und jedes Haus im Orte soll dem Pfarrer alljährlich einen Rauchhahn liefern. Von Herzen gern willigten die Leute in diesen Vorschlag. Man wollte nun gleich über den Bau des Pfarrhauses berathen; da trat ein hochbejahrter Bäckermeister hervor und erbat sich von dem Ritter die Erlaubniß, reden zu dürfen. „Mein grauer Scheitel," hub er an, „mahnt mich täglich, daß ich bald ein anderes, besseres Haus bewohnen werde, als mein dermaliges. Ich sterbe ohne Kinder und setze den künftigen Pfarrer zum Erben meines Hauses ein!" Solches Anerbieten ward dankbar angenommen. So hatte gemeinsame fromme Liebe Kirche und Pfarrei begründet!

Der Bau des Kirchleins wurde bald vollendet. Noch steht es in seiner ursprünglichen Gestalt, sehnt sich aber in hohem Alter nach Hülfe, weil es sehr baufällig ist. Nur die „vierzehn Nothhelfer," welche den Altar schmücken, schauen noch treuherzig auf die Versammlung, und finden von Kunstkennern als Schnitzwerk alter Kunst (etwa von Veit Stoß)

Anerkennung. Des frommen Bäckers Haus haben die Pfarrer bis heute bewohnt, aber freilich nur ein nothdürftiges Obdach darin gefunden; denn es schauet fast wie eine Ruine hinauf zu der Ruine des Schlosses, das einst der edle Ritter von Egloffstein bewohnte. Seit 1836 entbehrt es das Wahrzeichen seines Ursprungs, den aus einem mächtigen Baumstamm gehauenen Backtrog. In Folge einer Reparatur des untern Gelasses wurde derselbe weggeschafft. Schreiber dieses sah ihn noch in der niedern und finstern Stube des Erdgeschosses.

632.

Hans Wildensteiner.

Von Karl Schramm. — Wildenfels, auch Wildenstein, Ruine im Ldg. Gräfenberg. S. J. Heller Muggendorf S. 224. Fr. Gottschalk die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands III., 64.

1.

Hans Wildensteiner spellt wie Holz
Der Gegner Schild und Schädel,
Zwar ist der Herr ein Hagestolz,
Doch abhold keinem Mädel.

Er mag die Blümlein dort im Thal
So mir nichts dir nichts brechen,
Doch will ihn eine zum Gemahl,
So ist er nicht zu sprechen.

So wob er argen Zeitvertreib,
Bis sich sein Schiff verwirrte
Und ihn ein wohlgewitzigt Weib
Zum Eh'versprechen kirrte.

Sidonia, das Töchterlein
Des Kastellans im Schlosse
Zieht unsern tollen Wildenstein
Von seinem hohen Rosse.

Auch Simson fiel durch Weiberlist,
Doch Hans spricht: „Ich bedinge,
Wofern das Erst' ein Mädel ist,
Daß aus der Burg man's bringe."

„Erziehen laß ich's, nur nicht hier
Und nicht auf meinen Namen,
Ein Bube nur kann passen mir
In meines Stammbaums Rahmen."

Was meint dazu Sidonia? —
Sie läßt den Pakt geschehen,
Und denkt: Ist erst das Kindlein da,
Wird man ja weiter sehen.

2.

Im Jahre vierzehnhundert sechs
Begab sich diese Mähre,
Neun Monat drauf bedroht ein Kler
Des Wildensteiners Ehre.

Denn weh'! es hat Sidonia
Ein Mägdlein ihm gegeben,
Und fleht den eisernen Papa:
„Laß in der Burg es leben!"

Der Ritter knirscht: „O weh mir Thor!
Ist's immer doch gelungen
Als Junggesellen mir zuvor,
Daß ich erzielte Jungen.

Das schafft die Ehekrüppelei!
Zu spät nun kommt die Lehre —
Durch einen Streich ist's nun vorbei
Mit Manns- und Ritterehre!"

Allein durch Schmeicheln treibt alsbald
Das Weib ihn in die Enge,
Sie rühmt des Mägdleins Kraftgestalt
Und mildert Hansens Strenge.

Und als die Schlaue Tag für Tag
Ihn mürber macht durch Kosen,
Da spricht er: „Nun, so geb' ich nach,
Steckt nur die Dirn' in Hosen!"

Drob fühlt des Weibes Herz sich frei,
Halb ist ihr Plan gelungen, —
Denn wißt, sie hat der Kinder zwei,
Die Maid und einen Jungen.

Den Jungen schickt der Köhlersfrau
Sie hin, als seiner Ammen,
„Dort wachs' er auf, — so denkt sie schlau —
So wahr' ich sie zusammen.

Bis Hans die Maid erst liebgewann,
Bleib' ihm der Bub verborgen,
Dann ist, daß er sie missen kann,
Wohl ferner nicht zu sorgen.

Mein Hänsel tapp' im Finstern fort,
Bis beide aufgeschossen,
Dann grüßt ihn „Vater" hier am Ort
Die Maid sammt dem Genossen." —

Der Wildensteiner ist besiegt,
Doch läßt er vor den Leuten,
Ein Knäblein werd' im Schloß gewiegt,
Auf's Sorglichste verbreiten.

Und „Guido" wird die Maid genannt,
Zu Hansens Augenweide
Sieht er sie schon am Gängelband
Im derben Junkerkleide.

Die Dirne scheint, je mehr sie schreit,
So mehr ihm zu gefallen
Nur möcht' er Sporen ihr schon heut
An ihre Fersen schnallen.

Sie wächst heran gar frisch und frei,
Von keckem Muth besessen;
Daß Guido doch kein Junge sei,
Hat Hans schier ganz vergessen.

Er nimmt sie mit in's Jagdrevier
Und schickt sie mit Geleite
Im Waffenschmucke zum Turnier
Gar häufig in die Weite.

Ihr Bruder auch wuchs ungekannt
Zum Burschen auf im Walde;
Von ihm, der Guido auch genannt,
Erzähl' ich Euch nun balde.

3.

Des Pottensteiners Hüfthorn schallt
Und seine Rüden bellen,
Der Bolzen von der Sehne prallt,
Die wilde Sau zu fällen.

Er selber stürzt dem Troß vorauf
Mit eingelegtem Speere,
Da jählings stutzt im mitten Lauf
Die schweißbedeckte Mähre.

Zur Rechten bricht die Sau sich Bahn
In unbewachtem Sprunge
Und von der Linken tritt heran
Ein engelgleicher Junge.

Verwundert steht er vor dem Roß,
Erstaunt vor ihm der Reiter,
Wie eingewurzelt steht der Troß
Und kam bestürzt nicht weiter.

„Hat sich das schwarze Borstenthier
Des Zaubers schnell entledigt,
Daß nun der schöne Bursche hier
Hervortritt unbeschädigt?“

Doch Guido löst den Zweifel bald
Und grüßt sie sonder Bangen:
„Helft mir zurecht, ich bin im Wald
Schon lange fehl gegangen!“

Herr Kuno steigt von seinem Pferd
Und spricht zum Knaben milde:
„Du scheinst mir bessern Schicksals werth,
Wie kommst du hier in's Wilde?

Willst mit mir zieh'n als Jagdgesell
Und meinen Speer mir tragen?“ —
Der Guido spricht: „Ich thät's zur Stell'
Müßt meine Mutter fragen!“ —

„Sag an, ist deine Mutter weit?
Sag an, in welchem Schlosse?
Denn trägst du gleich ein Köhlerkleid,
Bist doch kein Köhlersprosse!

Komm, Junge, auf mein Roß hieher
Und schone deiner Sohlen,
Du scheinst vom Weg ermüdet sehr,
Die Mutter laß ich holen.“

Dem grauen Barte traut der Knab'
Und beid' auf einem Rosse
Erscheinen bald in munt'rem Trab
Auf Kuno's hohem Schlosse.

Die Amme wird sogleich besandt,
Um auf die Burg zu kommen,
Sie sagt, daß sie das Kind einst fand
Im Forst, sonst nichts vernommen.

Mit einem Handgeld schwer und rund
Schickt Kuno sie zurücke,
Sidonia hört aus ihrem Mund
Erfreut des Sohnes Glücke.

Der wächst in Pottenstein's Bereich
Heran zum kühnen Recken,
Wird täglich mehr der Schwester gleich: —
Nun hört wie sie sich necken!

4.

Der Apfel fällt nicht weit vom Ast,
Das ist ein altes Sätzchen,
So findet auch Herrn Kuno's Gast
Im Schlosse bald ein Schätzchen.

Des Alten Bäschen, Agnes, steckt
Dem Burschen recht im Sinne,
Wiewohl sie ihn nur kindisch neckt
Und er sie zwickt am Kinne.

Doch flieh'n sie nicht das Tageslicht,
Den alten Herrn noch minder,
Drum stört er auch ihr Glücke nicht
Und spricht: „Es sind ja Kinder!"

„Die arme Waise Agnes kann
Der Guido immer minnen,
Wird er dereinst ein Rittersmann,
So führ' er sie von hinnen."

Der Bursche ist zwar frisch und frei
Und darum wohl zu loben,
Doch ob er auch beständig sei,
Das will ich nun erproben.

„He, Guido, komm einmal herein!
Du mußt nach Fulda reiten,
Bald werd' ich selbst zur Stelle sein,
Und dich zurückgeleiten.

Du bringst dem Abte meinen Gruß
Und meldest mein Erscheinen; —
Nun gebt euch nur den Abschiedskuß,
Und, Bäschen, laß das Weinen!" —

Schon steckt der Bursch im Reisekleid,
Schon schwingt er sich zu Rosse,
Vom Söller winkt ihm nach die Maid,
Trüb lenkt er aus dem Schlosse.

Er reitet seiner Straßen nach,
Doch Kuno, an der Seite
Sein Bäschen, fährt am andern Tag
Zum Vetter in die Weite.

Der Vetter Ulrich nämlich hält
Sein golden Hochzeitfeste,
Er hat ein Stechen angestellt
Und Alles auf das Beste,

Das Bäschen Agnes soll den Preis
Den jungen Kämpen spenden,
Da wird ihr plötzlich kalt und heiß, —
Der Kranz entfällt den Händen —

Denn — Guido blickt zu ihr hinauf!
So kam er auch zum Stechen?
Man sieht ihn in gestrecktem Lauf
Die Lanzen alle brechen.

Dann denkt sie wieder, in dem Mann
Doch nicht den Freund zu finden; —
Da äugelt er so traut ihr zu,
Daß alle Zweifel schwinden.

Herr Kuno runzelt das Gesicht
Und murrt: Dich wähnt' ich weiter,
Doch da er Lanz' auf Lanze bricht,
Wird auch der Alte heiter.

Er spricht zu Agnes: „Nun das Fest
Das will ich ihm nicht stören,
Wenn er daheim sich blicken läßt,
Soll er sein Sätzchen hören."

Der Abend kommt, die Sieger fleh'n,
Die Preise zu empfangen
Da hört man ein Gerede geh'n:
„Die Dam' ist durchgegangen;"

Es hat der fremde Rittersmann
Reißaus mit ihr genommen,
Als bestem Preis, den er gewann,
Und soll noch wieder kommen!"

Man sieht den alten Pottenstein
Erglühen und erblassen,
Er flucht: „Hätt' ich im Forst das Schwein
Statt deiner nicht gelassen!

Doch Ehrenschänder, denk' an mich!
Du zahlst es mit dem Leben —
Sitz' auf, mein Troß, und tummle dich,
Den Räuber aufzuheben.

Auch zieh' ein Trupp auf Fulda zu
Ob er schon dort gewesen —
Ha, treuer Bote, warte du,
Will dir's Kapitel lesen!" —

5.

Entführung ist ein Risico,
Nur selten gut gegangen,
Auch unserm Pärchen geht es so:
Schon sind sie eingefangen.

Das Fräulein kommt auf Kuno's Schloß,
Um dort sich zu erquicken,
Den Guido bringt der stärk're Troß,
Auf Ulrich's Burg in Stricken.

Schon tritt er zum Verhöre vor,
Geknebelt und gebunden,
Herr Kuno rüttelt ihn am Ohr,
Und spricht: „Heran den Kunden!

Man hat ihn, Bursch, auf frischer That
Als Weiberdieb gefangen!" —
Der Guido spricht: „Ich gab nur Rath,
Da ist sie mit gegangen."

Herr Kuno brummt: „Wer wies die Spur
Dir unerfahr'nen Jungen?"
Der Guido spricht: „Wir zwitschern nur
So wie die Alten sungen!"

„Ha, kecker Bursche, sachte, sacht!
Ich will den Weg ihm weisen —
Legt ihn, beraubt der Rittertracht,
Im Burgverließ in Eisen!"

Da fleht der Bursch: „Befreit zuvor
Vom Harnisch meine Glieder" —
Gestattet wird's, da taucht empor
Im seidnen Frauenmieder

Dem Guido zwar an Antlitz gleich
Doch auch vom Kopf zur Zehe
Nicht völlig Guido, anmuthreich
Ein Weib, gleich einer Fee.

Die Knappen weichen scheu zur Seit',
Herr Kuno reibt die Wimper
Und knirscht: „Seit meiner Jugendzeit
War ich nicht solch ein Stümper!

Da hätt' ich durch sechs Panzer doch
Solch Jüngferlein entdecket,
Und nun im Alter werd' ich noch
Vom schönsten Weib genecket.

„Ei, tritt doch näher, Weiblein süß,
Das Blatt hat sich gewendet,
Nicht kommst du jetzt in's Burgverließ
Wer hat dich hergesendet?

Ich witt're einen Unterschleif,
Du scheinst mir nur verleitet,
Der Guido, glaub' ich fest und steif,
Hat mir den Spuk bereitet." —

Indeß der Alte so scharmirt,
Bringt man im Reisekoller
Den andern Guido eskortirt —
Nun wird das Ding noch toller!

Der Alte traut den Augen nicht:
„In Fulda doch gewesen?"
Indeß er einen Brief erbricht,
Des Abtes Gruß zu lesen.

Er liest: „Herr Ritter, Gruß und Glück!
Hier send ich Euren Knaben,
Der hier die Sporn erwarb, zurück,
Möcht' ihn wohl länger haben." —

„Wie? alle Wetter und du wärst
In Fulda doch gewesen,
Daß du erst jetzt zurückgekehrst? — —
Ich muß noch einmal lesen!"

„„Den Knaben — Sporn erwarb"" — ei du
Wärst Ritter? Wunderdinge!
So schnür mir doch den Hals nicht zu,
Befrei mich aus der Schlinge!"

„Herr Kuno!" — spricht der junge Mann —
„Wie sehr ich mich auch stemme,
Mich ficht der Spuk wohl ärger an,
Ich sitz erst in der Klemme.

Von Fulda holt mich Euer Troß,
Gern weilt' ich dort noch länger,
Statt hier in dem — verwünschten Schloß
Der Fee'n und Doppelgänger!"

Da tritt Hans Wildensteiner ein
Und grüßt mit hellem Lachen
Sein halbumschientes Töchterlein
Und ruft: „Laßt mich nur machen!

Mein Weiblein hat so manches Jahr
Mir nun den Spuk getrieben,
Erst heute machte sie mir's klar,
Was mir versteckt geblieben.

Zwar war ich anfangs bärenwild,
Doch bald der Zorn gelinder,
Die Liebe macht selbst Löwen mild —
Kommt näher, meine Kinder!"

„Zwei Guido's nenn' ich heute mein,
Zwei auserwählte Recken" — ' —
Da tritt auch Frau Sidonia ein,
Hans bleibt im Reden stecken.

Sie geht dem Alten um den Bart:
„Nun hast du ja den Jungen!
Nicht länger sei das Mägdlein zart
In Eisenblech gezwungen!" —

Da schwillt ihm noch einmal der Kamm,
Kaum geht's ihm von der Zungen:
„Wie? denkt ihr nun, ich ward zum Lamm?
Sie bleiben beide Jungen!"

Da heben beide Guido's an:
„Ach, Vater! nicht mehr necken." —
Drob läßt der weich gewordne Mann
Die Maid in Röcke stecken.

Und Sibdi wird sie umgenannt,
Auch Agnes tritt zum Orte
Zurückgekehrt an Sibdi's Hand
Herein zur Saalespforte.

Nun wird der Wirrwar ganz entdeckt,
Zum Guido spricht die Schwester:
„Du hast mich oft genug geneckt,
Hier neckt' ich dich, mein Bester!

Die Mutter konnte nur erst heut
Gelegenheit erspähen,
Daß beid' uns zu derselben Zeit
Des Vaters Augen sähen." —

Hans spricht zur Gattin: „Nun, fürwahr!
Du hast es fein gewoben,
So wahrte List das Zwillingspaar,
Jetzt muß ich selbst dich loben!"

Ein Tusch erschallt zum Dankeskuß
Und alle Saiten schwirren,
Zum Tanze hebt sich jeder Fuß
Und Liebesblicke irren.

Der Vetter Ulrich schleift voran,
Die alte Hälft' im Arme,
Auch Hans thut Alles, was er kann,
Und Kuno hinkt im Schwarme.

Nicht lange sagt das Drehen zu,
Es zieht sie hin zum Humpen,
Doch läßt sich bei der Alten Ruh'
Das junge Volk nicht lumpen.

Daß Guido, husch! das Bäschen dreht,
Das brauch' ich nicht zu sagen,
Und ob sein Glück bald vorwärts geht,
Wird Keiner zweifelnd fragen.

„Da ward der Großvater ein Bräutigam" —
Hört man am Schenktisch singen
Und sieht um manchen jungen Stamm
Sich zarte Reben schlingen.

Der Wildensteiner gibt entzückt
Dem Pärchen seinen Segen
Und sieht auf seiner Burg beglückt
Noch Kindeskind entgegen.

633.

Geist im Schlosse zu Gräfenberg.

G. K. Adler Gesch. u. Beschr. des Städtchens Grafenberg, Nürnberg 1850. S. 175.

Vor alten Zeiten führte ein bedeckter Gang aus dem östlichen Ecke des Schlosses zu Gräfenberg zum herrschaftlichen Stande in die Kirche. Dieser Stand konnte geheizt werden. Die Heizerin, Mißbacher, stand einmal in der Christnacht bei hellem Mondscheine auf, um zu heizen, weil sie meinte, es breche der Tag an. Nachdem sie geheizt hatte, las sie ein Weihnachtslied im Herrenstande, weil sie auf den vermeintlich nahen Glockenschlag sechs Uhr warten und dann zur Kirche das Erste läuten wollte. Plötzlich hörte sie Tritte. Die Thüre öffnete sich, eine Figur in buntem Kleide trat herein, wendete sich ein paarmal um, entfernte sich, worauf die Thüre sich wieder schloß. In demselben Augenblicke schlug die Glocke zwölf Uhr. — Der Gang ist längst abgebrochen, geheizt wird im Herrenstande auch nicht mehr, daher sich die Erscheinung auch nicht mehr zeigen mag.

634.

Der Nußkaspar.

Mündlich.

Wenn man von dem Standpunkte aus, wo der Ritter Eppelein von Geilingen auf der Burg zu Nürnberg seinen Ritt gewagt haben soll, nach Norden luegt, so stellt sich dem Auge das berühmte Knoblauchsland dar, welches mehrere anmuthige Dörfchen in sich begreift, die von den Nürnbergern recht fleißig besucht werden.

In einer dieser Ortschaften lebte vor vielen, vielen Jahren ein Bäuerlein, Nußkaspar genannt, weil er die schönsten Nüsse auf seinen Nußbäumen hatte. Er trieb, wie seine Nachbarn, Gärtnerei und legte sich vorzüglich auf den Anbau jener Wurzel, welche der Gegend den Namen gab. Allein der gute Mann war kein Schooßkind des Glücks, und was er auch anfing, alles mißglückte ihm. Bald hatte er bedeutende Verluste durch böse Schulden, bald wurde er von Menschen heimgesucht, die es bequemer finden, auf Anderer Kosten aus dem Stegreif zu leben, bald zerstörte Wind und Wetter seine schönsten Garten- und Feldfrüchte, oder wurden ihm von neidischer Bosheit seine Nüsse abgeschlagen.

Dieses andauernde Mißgeschick mußte Kaspar'n endlich verdrießen und ihm die Lust nehmen, sich ferner zu plagen, zumal wenn er bemerkte, wie bei seinen Ortsnachbarn Alles auf's Beste gedieh und ihr Wohlstand täglich mehr emporblühte. Daher wurde er nach und nach in der Ausübung seines Gewerbes lässiger, fluchte und schwor mehr, als er betete, und ergab sich zuletzt dem Trunke so, daß er meistens, wenn er mit Knoblauch und anderen Gemüsearten zur Stadt gefahren war, leicht an Geld und mit schwerem Kopfe nach Hause kehrte. Durch diesen Lebenswandel wurde nicht nur sein Körper, sondern auch sein Vermögen so zerrüttet, daß er ein Kapitälchen nach dem anderen aufnehmen mußte, dann von seinen Gläubigern hart bedrängt wurde und zu ihrer Befriedigung bald ein Grundstück oder das Werthvollste seines ohnehin kärglichen Hausraths zu veräußern sich genöthiget sah.

Nach längerer Zeit war er am Tage vor dem neuen Jahre, wie gar oft, bis zum späten Abend in der Stadt geblieben, hatte sich einen tüchtigen Rausch angetrunken und taumelte den Burgberg herauf, um durch

das Vestnerthor heimzugehen. Unweit der Stelle, wo Christus am Oelberge abgebildet ist, setzte er sich rechts auf einen beschneiten Steinblock des Oelberges, um auszuruhen, und schlief ein. Die Zerrbilder getäuschter Hoffnungen umgaukelten ihn in lebhaften Träumen, so daß er öfters auffuhr und gräßliche Flüche ausstieß. Eben zeigte die Glocke vom nahen Sebaldusthurme den Eintritt der Geisterstunde, als er abermals auffuhr und in einem Zustande zwischen Schlaf und Wachen zähneklappernd vor sich hin murmelte: „Will mich Gott nicht retten, so muß mir der Teufel helfen.“ Mit diesen Worten entwand er sich dem Schlafe, rieb sich die Augen und wollte aufstehen, allein ein gewaltiger Schrecken donnerte ihn auf seinen kalten Sitz zurück, denn vor ihm stand ein Mann in Jägertracht, der ihn anredete: „Ei, Alterchen, was treibst Du hier in frostiger Winternacht?“ Kaspar gähnte und fragte: „Wo bin ich, Herr, und was begehrt Ihr von mir?“ Darauf der Jäger: „Ich hörte im Vorübergehen, daß Du Hülfe bedarfst, und will sie leisten, wenn es in meinen Kräften steht, aber — ich will von Dir darum gebeten sein.“ Kaspar schilderte unter beständigen Verwünschungen seine traurige Lage, fiel auf die Kniee und rief in unbegreiflicher Herzensangst: „Ich flehe Euch fußfällig an, helft mir, helft mir, und wäret Ihr der Böse selbst: mir gleich, wenn nur geholfen wird; denn Gott hat mich ohnedieß verlassen!“ —

„Nun wohl,“ entgegnete Jener, „wenn Du mir versprichst, weder Deinem Weibe noch einem anderen Menschen auch nur eine Sylbe davon zu sagen, so will ich Dein Beschützer sein und Dir helfen. So kehre denn getrost heim, pflücke von dem großen Nußbaume, der in der linken Ecke Deines Gartens steht, so viele Nüsse, als Dir beliebt, die werden sich in Gold verwandeln und Dich in den Stand setzen, nicht nur Deine Schulden zu bezahlen, sondern auch Dir ohne Mühe und Arbeit gut zu thun. Doch wisse, geht nur ein Wort von dieser Geschichte über Deine Lippen, so sinkst Du in Deine frühere Armuth zurück, wirst ein Raub der Verzweiflung und sollst auch im Grabe keine Ruhe finden. Du wirst dann aus demselben in jeder Sylvesternacht hervorgehen und an dieser Stelle hier ewig goldne Nüsse feil halten, ja auch Andere noch mit hinabziehen in den Abgrund des Verderbens und Deine Seele ist mir verfallen!“

Mit diesen Worten verschwand er. Daß der freundliche Helfer der leibhaftige Gott sei bei uns war, ist leicht zu errathen.

Kaspar war demnach in sehr schlimme Hände gefallen. Er ging noch halbtrunken mit schlotternden Knieen nach Hause. Sein Weib, das

ohnehin zu denjenigen gehörte, welchen Zanken und Murren zur anderen Natur geworden ist, empfing ihn vom Bette heraus mit Zank- und Schimpfreden. Er aber war stumm, wie ein Fisch, und dachte „Schreie, Du Zankteufel, so viel Du willst, habe ich nur einmal die goldenen Nüsse, dann wirst du schon anders singen!“ Somit nahm er eine Laterne, zündete das Licht an und begab sich in das Gärtchen, stellte sich vor den bezeichneten Baum und schielte hinauf, um zu sehen, ob die Nüsse wirklich Gold seien. Endlich bestieg er zagend den Baum, als hing ihm eine Zentnerlast an den Füßen, griff zitternd nach einer der Früchte, füllte dann so schnell als möglich alle Taschen damit, und siehe, die Nüsse waren reines, funkelndes Gold. Hierauf versteckte er seinen Schatz in die Scheune und ging zu Bette.

Mit Tagesanbruch schlich der steinreiche Ehemann, dessen Gewissen nun schon eingeschläfert war, still von der Seite seiner Xantippe zum Geschenke des höllischen Jägers, um es theilweise in der nahen Stadt versilbern zu lassen, zahlte dann unter falschen Vorspiegelungen seine Schulden und lebte herrlich und in Freuden. Aber dieses Glück sollte von nicht sehr langer Dauer sein; denn der gute Nußkaspar vergaß im Taumel der Ausschweifungen nur zu bald, was er dem Meister Urian versprochen hatte. In einem traulichen Stündchen beichtete er seiner Gattin, welche indeß der unvermuthete Wohlstand ganz kirr gemacht und vollkommen versöhnt hatte, den ganzen Hergang der Sache. Als er nun nächsten Morgens sein Geld herbeiholen wollte, siehe, da war der Beutel federleicht, und statt harter Thaler nur Kohlenstaub und statt der goldenen nur natürliche und größtentheils wurmstichige Nüsse im Schranke. So von der Höhe des Glücks in das bitterste Elend herabgeschleudert, war ihm das Leben eine unerträgliche Last und er ermordete sich selbst. Der Teufel aber hielt besser Wort, als Kaspar; denn es ging Alles in Erfüllung, was er ihm für den Fall des Treubruchs vorausgesagt hatte. Als der Sylvesterabend wieder herbeikam, stand wirklich zur Mitternachtsstunde ein kleines Bäuerlein in der Tracht der Knoblauchländler, mit einer Kätze am Oelberge und ächzte leise unter verzweifeltem Händeringen: „Kauft Nüsse, kauft Nüsse!“ —

Viele Jahre nach diesem Ereignisse saßen am Sylvesterabende mehrere Bürger nicht weit vom Oelberge in dem Gasthause zum Burggrafen bei einem Krüglein Waizenbiers und sprachen von diesem und jenem. Unter denselben befand sich auch ein redseliger Zinngießermeister, der wegen

seines Charakters und seiner Klugheit in Ansehen stand. Der Faden der Unterhaltung drehte sich um die alte Sage vom Nußkaspar am Oelberg. „Aberglauben, heidnische Finsterniß!“ eiferte Meister Zinngießer, der Wortführer. „Wer wird so albern sein, an Teufel und Geister zu glauben?“

„Was, Nachbar?“ fuhr ihm ein belesener Zirkelschmied in die Rede, „habt Ihr denn nicht gelesen, daß Doktor Martin Luther dem Teufel das Tintenfaß nachgeworfen hat? Ist Euch nicht bekannt, daß der Satan Jesum in Versuchung führte?“ „Das ist etwas Anderes,“ unterbrach ihn der Zinngießer weiter, und indem er weiter reden wollte, erscholl von der Wanduhr die zwölfte Stunde. Da schlug er unwillig in den Tisch hinein und schrie: „Damit Ihr aber seht, daß an der Sache nichts ist, und ich Jeden für einen Narren halte, der solche unsinnige Dinge glaubt, so wollen wir uns an Ort und Stelle begeben, um uns zu überzeugen. Mein Hab und Gut setz' ich daran, daß ich Euch auslachen werde!“ —

Hierauf nahm er seine Pelzmütze und eilte der Thüre zu; aber von den übrigen Gästen machte Keiner Miene, ihn zu begleiten. Stockfinster war's und nur der schimmernde Schnee erleuchtete die Gegend, da dünkte ihm wirklich, als ob er in der Nähe des Oelbergs die Gestalt eines Menschen gewahre und er blieb stehen. Es fröstelte ihn allerdings nun etwas, aber die Vorstellung, von den Freunden weidlich verspottet zu werden, wenn er unverrichteter Sache zurückkäme, flößte ihm Muth ein, der Sache auf den Grund zu sehen. Also ging er langsam näher und rief mit lauter Stimme: „Wer da?“ — Keine Antwort! Plötzlich stand ein kleines unheimliches Wesen ganz nahe vor ihm, stierte ihn mit Grabesaugen an und deutete mit dem Zeigefinger der rechten Hand in die vor ihm stehende Kätze. Unser Held war wie an den Boden geheftet und kreischte mit kaum verständlichen Lauten: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Fast besinnungslos griff er alsdann in die Kätze, nahm aus derselben, was er mit seinen zehn Fingern fassen konnte, und stürzte ohnmächtig zusammen.

Als er wieder zur Besinnung gekommen war, blickte er um sich, und als er weder vor noch hinter sich etwas mehr sah, bekam er wieder Muth und schämte sich seines Schreckens. Welches Erstaunen aber nahm die Stelle der Furcht ein, als er auf den beschneiten Boden blickte, und glänzendes Gold ihm entgegenfunkelte. Schnell raffte er dasselbe zusammen, und ging langsamen Schritts dem Burggrafen zu. Die ganze Gesellschaft

begrüßte ihn wie einen dem Leben Wiedergegebenen und war sehr auf die Erzählung seines Abenteuers gespannt, die er auch sogleich begann, indem er einige goldene Nüsse aus der Tasche nahm und auf den Tisch hinrollte. Da war auf einmal alle Großsprecherei verstummt, denn nicht ohne heimliches Grauen sah man die glänzenden Beweise vor Augen. Der Zinngießer aber entfernte sich bald und suchte schwindelnd vor Freude sein Nachtlager. Allein der Schlaf floh ihn diese und noch manche Nacht, denn ihn quälten die Pläne, die er für die Zukunft schmiedete, die Sorge um die Erhaltung und Vermehrung des unheilvollen Mammons. Mit seinem Glücke war zugleich das Unglück in seine vier Pfähle eingezogen, und aus dem zufriedenen Meister, dem die Arbeit sonst unter lustigem Gesange munter von der Hand ging, war jetzt ein grießgrämiger Sauertopf geworden, den sein Geschäft anekelte und die Mücke an der Wand ärgerte. Durch unkluge Unternehmungen verlor er manches schöne Kapitälchen und nach einigen Jahren bewahrheitete sich an ihm das Sprichwort: Wie gewonnen, so zerronnen! — Als er aber kaum mehr hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, zog er es vor, seinem jammervollen Leben zwischen Himmel und Erde mit Hülfe eines Stricks ein Ende zu machen.

So ging die Geschichte lange Zeit im Munde des Volks und so haben wir sie getreulich nach dem Berichte hochbetagter Leute aufgezeichnet.

635.

Die zerbrochene Säule zu Nürnberg.

Von Jakob Schnerr. — G. Lochner (das Königr. Bayern. München 1846. II., 274.) Die Kapelle vermuthlich aus Barbarossa's Zeit.

Zu Nürnberg, auf der Kaiserburg,
Ist eine Kapelle zu schauen,
Gar wohl erhalten aus grauer Zeit,
Dran half der Gott sei bei uns bauen.

Zwar hat der dort nicht Steine behau'n,
Und auch nicht den Mörtel getragen,
Doch ließ er sich mit dem Pfaffen ein,
Und thät eine Wett' mit ihm wagen.

Vier schlanke Säulen von Marmorstein,
Im Ganzen war jede gehauen,
— Wer zweifelt, der kann noch heut zu Tag
Sie dort in dem Kirchlein schauen, —

Die lagen, für's Kirchlein, in Rom bereit;
Drum sann man vor allen Dingen,
Wie etwa von dorten um billiges Geld
Sie wären gen Nürnberg zu bringen.

Wie damals nun der höllische Fürst
Auf Seelenraub oft ausgegangen,
So trug denn nach einer Pfaffenseel'
Er doppelt und dreifach Verlangen.

Ihm däucht's ein winziges Werk zu sein
Von Rom her die Säulen zu bringen;
Drum trat er gar keck vor den Pfaffen hin,
Und ließ von diesem sich dingen.

Der Priester wollte sein eigen sein,
Mit Seel' und mit leiblichem Wesen,
Wofern er die Säulen gen Nürnberg brächt',
Bevor er die Messe gelesen.

Und topp! Im Hui nun brauset er fort;
Im Nu war eine zur Stelle.
So bringt er die Zweite, die Dritte her,
Schier gar mit Gedankenschnelle.

Der Pfaff indessen las auch nicht faul,
Aus Furcht vor den höllischen Flammen
Und listiglich, weil es ihm ernstlich droht,
Nimmt Anfang und End' er zusammen.

Wie nun der schwarze die Vierte bringt
Heran auf den luftigen Wegen,
So tönet ihm aus der Ferne schon
Das: „Missa est“ gellend entgegen.

Da warf die Bürde der Höllengott
Zu Boden mit bitterem Grollen.
Da lag die herrliche Säule nun
Vom Fall in Stücke zerschollen. —

Wohl hat der Priester nicht redlich gethan
Das, was er dem Teufel versprochen,
Doch hat auch der Satan gar übereilt
So Säule als Wette gebrochen. —

Und weil der Arme durch Pfaffenlist
Sich so übertölpelt gefunden
Ist er beschämt zur selbigen Frist,
Will's Gott, auf ewig, verschwunden.

Noch ist die Säule im Kirchlein dort
Zusammengestückelt zu schauen
Desgleichen des Pfaffen Angesicht,
Hohnlachend, in Stein gehauen.

636.

Die Kunigundenlinde im Burghof.

Mündlich. — Variante der von uns I., 133 mitgetheilten Sage.

Kaiser Henricus pflag eines Tages der Jagd in den Nürnbergischen Wäldern. Sehnsüchtig harrete sein treues Gemahl Kunigundis des Heimkehrenden. Als es aber schon Abend wurde und der Kaiser noch immer nicht kommen wollte, da ward die edle Frau bekümmert in ihrem Herzen und schaute ein um das andere Mal sorgenvoll von dem Söller der Burg in die Weite. Endlich verkündete das Gebell der Hunde und der Hufschlag der Rosse die Ankunft des theuern Herrn. Voll Freude ging ihm die Kaiserin entgegen und fragte ihn, warum er doch heute viel später

als sonst von der Jagd zurückkehrte? Darauf ihr Heinrich entgegnete, wie er vor Allem Gott danken müsse für wunderbare Erhaltung seines Lebens. Denn als er in pfeilschnellem Ritte einer Hindin nachgesetzt, habe sich nur wenige Schritte vor ihm ein Abgrund aufgethan, in welchen er mit seinem Rappen unaufhaltsam hinabgestürzt wäre, wenn nicht ein uralter, schwarzer, vom Blitzstrahl halb verkohlter Lindenstamm am Rande der Schlucht das Roß zurückgeschreckt hätte. Zum Andenken habe er sich von den wenigen grünen Zweiglein der Linde eines mitgenommen, dasselbe seinem treuen Gemahl zu verehren. Mit Dankesthränen in den Augen soll die Kaiserin das Zweiglein empfangen und alsogleich in dem Hofe der Burg in frischen Boden gepflanzt haben, wo es dann zu einem herrlichen Baume emporwuchs.

637.

Des Burggrafen Söhne.

Mündlich. — Vgl. dazu Falkenstein (Joh. ab Indagine) Gesch. von Nürnberg S. 366. Oetter wöchentliche historische Nachrichten, Bayreuth 1766. I. Jahrg. S. 1 u. 221. (v. Gundling) histor. Nachricht von Nürnberg S. 71. C. G. v. Murr Beschr. der Merkw. von Nürnberg S. 423 u. A.

In dem Gasthause zum Mondschein in Nürnberg befindet sich ein altes Wandgemälde, das stellt eine Geschichte vor Augen, von welcher das Volk noch heutiges Tages zu erzählen weiß.

Zu Zeiten des Burggrafen Friederich, da noch dichte Wälder die Markung der Stadt Nürnberg umgrenzten, sollen sich zahlreiche Wölfe in der Gegend gefunden haben. Nun war der Nürnbergische Wald dazumal von vielen Zeidlern (Bienenzüchtern) in zerstreuten Hütten bewohnt. Diese wurden von den raubgierigen Thieren gar sehr beunruhigt und schwebten sowohl in ihren ärmlichen Wohnungen als auf dem Gange zur Stadt in beständiger Lebensgefahr. Als nun eines Jahres die Zahl der Wölfe so sehr überhand nahm, daß viele Menschen von ihnen zerrissen wurden, und die Kunde davon zu den Ohren des Burggrafen gedrungen war, beschloß derselbe, große Jagden zur Vertilgung der Raubthiere abhalten zu lassen. Alsogleich erklärten sich die Söhne des Burggrafen, zwei muthige Jünglinge, bereit, in den Kampf mit den Wölfen ausziehen zu wollen. Eine große Anzahl Jäger ward aufgeboten, auch ein gewaltiger

Troß starker Wolfshunde zusammengebracht. So zogen die Söhne des Burggrafen eines Morgens mit zahlreichem Gefolge durch die Thore Nürnbergs zum Wolfsjagen aus. Als sie nun an den Hütten der Sensenschmiede vorüber kamen, spielte zufällig ein Knabe, in Wolfspelz gekleidet, vor der Thüre eines Hauses. Kaum ersahen die Rüden das Kind, als sie wüthend darauf losfuhren und es im Nu in Stücke zerrissen. Auf das herzzerreißende Jammergeschrei der Mutter stürzte der Vater aus seiner Hütte. Sprachlos vor Schmerz und Wuth starrte er auf den am Boden liegenden zerfleischten Knaben. In demselben Augenblicke waren alle Sensenschmiede der Nachbarschaft zusammengelaufen und entsetzten sich ob dem grausenhaften Anblicke. Ein Schrei der Rache ging durch die Haufen des versammelten Volks. In wenigen Minuten hatten die Männer Sensen und Beile zur Hand und wandten sich nun ergrimmt gegen die Prinzen und ihr Gefolge. Es kam zu einem wüthenden Gemetzel: bald lagen des Burggrafen Söhne ermordet zu Boden. Als die Kunde davon zu den Ohren des Burggrafen drang, soll er nichts geredet, sondern in stillem Schmerze sich aufgezehrt haben. Die Sensenschmiede aber wurden von den Mannen Friederichs geschlagen, auch sollen ihrer viele damals Nürnberg verlassen und sich in Dinkelsbühl und Donauwörth angesiedelt haben.

638.

Die drei Häuser Adolfs von Nassau.

Von Franz Schmidt. — Will Nürnberger Munzbelustigungen IV., 51.

Ihr lieben Bürger Nürnbergs,
Ihr Männer schlicht und traut,
Wer hat die schönsten Häuser
Euch in die Stadt gebaut.
Herr Adolf Graf von Nassau,
Der Deutschlands Krone trug,
War eurer Maurer Meister,
Sagt recht mein altes Buch.
Bevor er And'res baute,
Schuf er ein Gotteshaus,
Wo fromme Beter labte
Des Himmelsbrodes Schmaus.

Zunächst dem Gotteshause
Baut' er ein Bürgerhaus,
Da traute Gäste giengen
Zum frohen Tafelschmaus.
Doch fern dem Stadtgeräusche
Baut er der Liebe Haus,
Da fand nur Amalgunde
Der stillen Liebe Schmaus.
Zu Adolfseck in Nassau
Wohnt seines Herzens Lust,
Die öden Klostermauern
Zu rauben er gewußt.

Wär' ich wie Adolf Kaiser,
Ich baute gleich wie er
Für Gott und Freunde lustig
Und für des Herzens Ehr.

639.

Die drei Baumeister von St. Lorenz.

Erz. von Fr. Trautmann (Hauschronik von Braun u. Schneider I., 69.)

Zu St. Lorenzen heißt ein Thurm: der alte. Wie derselbe alte Thurm im Bau begriffen war, hatten ihrer zwo Meister dran zu schaffen und vorerst schon einem anderen Meister die Arbeit abgejagt. Nachdem nun der beseitigt, loderte in ihnen Beiden grimmiger Haß und Zorn empor, und beschlossen, sich einander zu verderben. Damit es aber Niemand ahne, thaten Beide deßgleichen, als wären sie sich überaus geneigt. Drüber verlief etliche Zeit, bis sie eines Tages hinaufsteigen mußten, so weit der Thurm gebaut war. Da nun der Eine an's Fenster trat und hinaussah, packte ihn der Andere und wollte ihn hinabschleudern. Der Erste aber, so ein Gleiches vorgehabt hatte, hielt sich fest an ihn und riß ihn mit sich hinaus. Also stürzten sie Beide hinab und zerschmetterten sich alle Knochen. Dabei stand der Dritte unten, nicht eine Hand breit entfernt, denn er hatte schier hart am Thurm hinaufgeschaut. Als das der Rath erfuhr und der Baumeister, so am Leben geblieben war, erzählte, wie sie ihm mitgespielt hatten, da er ihnen doch nie was Leibs gethan, war des Rathes Bescheid: des Werkes weiterer Bau gebühre ihm, denn gleich wundersam habe Gott die zwo Bösen vernichtet und ihn aus Todesgefahr errettet — stehe ihm auch frei, ein Wahrzeichen zu setzen. Drauf sagte der Baumeister: „Das sei ferne von mir! Eher will ich der argen That Spur ganz verwischen!" D'rauf war sein Erstes, daß er das Fenster zumauerte. Die Sage aber konnt' er nicht vertilgen.

640.

Der Teufel und der Chorschüler.

Die vor. Schrift I, 69.

Mit dem Teufel ist kein Scherz zu treiben, und wenn sich einer gar auf ihn beruft, ist er gleich so frei und kommt. Das war vor Zeiten zu Nürnberg der Fall. Da war just die Predigt zu St. Lorenz aus und hatte der Pfarrer gegen das Fluchen gesprochen. D'rauf spielten zwo Chorschüler unfern der Kirche mit Schussern, geriethen in Streit über weniger oder mehr, der Eine aber, so die Schusser in der Hand hielt, stritt zumeist und rief: „Hol' mich der Teufel, ich hab' recht!" Er hatte aber den Andern betrogen. Kaum war das Wort aus seinem Munde, kam der Teufel, drehte dem Gesellen den Hals um und fuhr durch die Luft mit ihm davon. Nun sieht man den Hut des Schülers noch auf der Stange über dem Dach des Chores, den verkehrten Kopf zum ewigen Andenken am Tragstein St. Lorenzens; die Würfel waren früher auch zu sehen, es soll sie aber vor fünfzig Jahren der Teufel geholt haben. Und vom Mantel des Chorschülers, so hinter dem Altare bewahrt wurde, ist auch nichts mehr zu finden. Wer weiß, was da geschehen ist.

641.

Die Ratte.

Mündlich.

In der Ecke neben der eisernen Thüre, welche zur ersten Emporkirche bei St. Lorenzen führt, findet sich eine Ratte mit einer Wurst abgebildet. Davon erzählen die Leute noch heutiges Tags: Es war einmal ein böser Pfarrer bei St. Lorenzen, der viel Arges gethan und sich schwerer Strafe schuldig gemacht hatte. Endlich kam die Stunde des Gerichtes über ihn und wurde er verurtheilt, in der Kirche vermauert des Hungertodes zu sterben. Als dieses Urtel vollzogen war, hat seine Magd insgeheim ein Loch in die Mauer der Kirche gebrochen, dem armen Sünder alltäglich Speise gereicht und dergestalt eine Zeit lang das Leben ihres Herrn gefristet. Nun wurde aber einmal eine Ratte mit einer Wurst in der Kirche laufen

gesehen. Darüber verwundert, spürte man nach und entdeckte ein Loch in der Mauer, vor welchem sich ein Teller mit dem Bratwurstgeruche fand. So wurde die List der getreuen Magd verrathen. Als man darauf die Mauer geöffnet, war der unglückliche Mann noch am Leben, obwohl eher einem Gespenste als einem Menschen gleich. Er wurde frei gelassen.

642.

Eppelin von Geilingen.

Von R. E. Prutz. — Vgl. Sagenbuch I., 150.

Nun sitzst du fest! nun sitzst du gut,
Nun hat man dich, o Eppelin!
In Nürnbergs Bann, in sichrer Hut,
Nun sollst du nimmer uns entfliehn!
Der unsere Felder oft verbrannt,
Der Mönche Graus, der Krämer Schrecken,
Nun mußt du, Ketten an der Hand,
Auf ein verfaultes Stroh dich strecken!

Was? Murrst du noch? Von Krämerpack,
Das dich im Dunkeln überfiel?
Von Tütendrehern, Pfeffersack,
Von Mönchshabit und Gänsekiel?
Nimm dich in Acht! die Kutte siegt,
Du hast auf's Jus dich schlecht verstanden:
Der Schreiber schreibt — und wieder liegt
Simson in der Philister Banden! —

Hast du das Pochen nicht gehört
Die Nacht hindurch, dicht hier am Platz?
Du meinst, dich hätt' es nicht gestört,
Geschlafen hättst du „wie ein Ratz“ —
Nun hüt' dich Gott, verlorner Mann!
Der Morgen tagt, die Hämmer schweigen,
Der Galgen steht! — Nun schick' dich an,
Die schwanke Leiter zu besteigen! —

Die Rathsherrn standen — nicht zu nah,
Auch keine Waffe trug er mehr:
Und doch, da man ihn kommen sah,
Ein Frösteln gab es rings umher.
Er aber sah sich trotzig um,
Den Galgen maß er mit den Blicken:
„Gott's Kreuz und Stern! 's ist doch zu dumm
Mich an ein solches Holz zu schicken.“

Drauf, weil den armen Sündern gern
Ein letzter Imbiß wird bescheert,
So auch von Nürnbergs weisen Herrn
Ward ihm ein letzter Trunk verehrt.
Der Bürgermeister in Person
Kredenzte selbst den goldnen Becher,
Er dachte: Einmal thu' ich's schon,
Dann aber ist's vorbei, Herr Zecher.

Der aber rief: „Was soll das Ding?
Ich trank fürwahr des Weins genug,
Da ich noch reiche Krämer fing
Und Klosterkeller noch zerschlug.
Der Teufel lohn' Euch Euren Schmaus!
Doch wollt Ihr Gutes mir erzeigen,
Wohlan! so führt mein Roß heraus
Und laßt's noch einmal mich besteigen!

Was einem Ritter solch ein Thier,
Euch freilich ist es unbekannt,
Auf Holz und Leder reitet Ihr,
Statt Schwerts die Feder in der Hand;
Mich aber trug, Jahr aus Jahr ein,
Es treu durch tausend Fährlichkeiten;
Drum — muß es denn gehangen seyn,
So laßt zum Galgen noch mich reiten!"

Die Rathsherrn wurden blaß und roth,
Sie steckten ängstlich Kopf an Kopf,
Bis Einer sprach: „Es hat nicht Noth,
Vergönnen wir's dem armen Tropf!
Ich schob die Riegel selber zu,
Auch sind die Angeln neu beschlagen,
Die Mauer mißt bei zwanzig Schuh:
Herr Bruder, topp, es läßt sich wagen."

Schon kommt das Roß: das stand im Stall,
Gefüttert schlecht und schlecht getränkt,
Rauh war's und zottig überall,
Sein Auge matt, sein Haupt gesenkt:
Doch wie es seinen Herren sah
Und seine Stimme hört' es rufen,
Laut wiehert' es vor Freude da
Und schlug den Grund mit starken Hufen!

Es spitzt das Ohr, es beißt den Zaum,
Die Mähne steigt, das Auge blitzt,
Indeß die Nüster Dampf und Schaum
Wie weiße Blüthenflocken spritzt:
Los reißt es sich, bricht aus in Hast,
Sprengt in Galopp in weitem Kreise:
Dann vor dem Herrn hält es gefaßt
Und schmeichelt ihm nach Hündchen Weise.

Deß freut Herr Eppelin sich baß,
Nicht Tonnen Goldes nähm' er da,
Ja fast das Auge ward im naß,
Als er sein Rößlein wieder sah.
Rasch in den Sattel schwang er sich —
Die Rathsherrn selber mußten sagen,
Daß edlern Ritter sicherlich
Niemals ein edler' Roß getragen.

Und wie er saß auf hohem Roß,
Blickt in die Lande weit hinein —
Dort, dicht am Wald, das ist sein Schloß,
Es blinkt und winkt im Sonnenschein!
Und wie gemach das Thal entlang
Die langentwöhnten Blicke schweifen,
Fühlt er des Lebens süßen Drang
Noch einmal seine Brust ergreifen.

Im Sattel hebt er sich empor,
Er mißt die Mauer ungesehn,
Er flüstert in des Rößleins Ohr,
Das scheint ihn wiehernd zu verstehn —
Die Rathsherrn sahn sich schmunzelnd an,
Die strengen Mienen wurden heiter:
Das nenn ich reiten, Herr Kumpan!
'S ist Schad' beinah um solchen Reiter!

Und wie das Volk noch lauschend stand,
Bewunderung jedes Angesicht —
Der Henker selbst den Strick zur Hand,
Erwehrte sich des Beifalls nicht — —
Ein Satz, Ein Sprung! — und hoch im Nu,
Als hätten Flügel ihn gehoben — !!
Die Mauer maß bei zwanzig Schuh,
Auch war der Riegel vorgeschoben.

Das war ein Lärm, der war nicht schlecht!
Die Einen blieben sprachlos stehn,
Die Andern kamen eben recht,
Den Ritter frisch und wohl zu sehn:
Und sehn noch just im Morgenlicht
Nach seinem Schloß ihn friedlich traben —
Die Nürnberger henken Keinen nicht,
Es wäre denn, daß sie ihn haben.

643.

König Wenzel zu Nürnberg.

Oefele Script. rer. Boic. I., 353. Waldau verm. Beitr. zur Gesch. der Stadt Nürnberg I., 421. M. M. Mayer kleine Chronik von Nürnberg I., 85.

Niklaus Muffel, Schultheis zu Nürnberg, erfreute sich der vorzüglichen Gunst des Königs Wenzel so, daß er sich öfters in seinem Hause auf St. Egydienhof aufhielt. Als er einst um Ostern des Jahres 1370 bei ihm zur Herberg gelegen, begehrte er an Frau Barbara Kolerin, des Muffels eheliche Hausfrau, daß sie ihm das Haupt zwage (wasche), darzu sie willig war. Darnach sagte der König: Liebe Wirthin, jeder Arbeiter ist seines Lohns würdig, und was begehrt ihr, daß wir euch zu Lohn geben? Sagt sie mit ehrsamen Worten, sie begehret nichts. Da wollt der König je, daß sie fordere, und was sie fordere, das woll er ihr geben. Also sagt sie, daß er ihr ein Bedenken gebe, mit ihrem Hauswirth Niklas Muffel zu unterreden, und also nach dem Bedenken bat sie den König um einen bewährten Spahn von dem heiligen Kreuz, da hätt sie groß Liebe dazu. Also sagt der König, er wollt ihr viel mehr geben; denn das heilig Kreuz, das er an seinem Hals trage, das hätt ihm sein Vater, Kaiser Karl, geben, und wär gar lang von seinen Eltern, den Königen zu Böhmen und dem Haus Luxenburg, herkommen, doch so schickt er nach einem Priester und einem Goldschmied, und ließ da Kerzen anzünden und knieten nieder und thäten das Kreuzlein, das da golden war, darin der Spahn dann lag, von seinem Hals, und brachen das auf, und thäten den Spahn heraus, und schickten nach glühenden Kohlen in die Kuchen, und die bracht man in eim silbern Wasserbeck und also legt der Priester den Spahn in die glühenden Kohlen, also sprang der Spahn des heiligen Kreuzes, das viel Leut sahen, kräftiglich heraus aus dem Feuer, eim Ritter auf sein Mantel, als sie dann um das Kreuz knieten. Der Ritter hieß Herr Christian von Blumeratz, war gar ein mächtiger, frummer, gottforchtiger Mann und des Königs Hofmeister. Und nachdem sagt der König dem Priester in Böhmischer Sprach, er sollt ihm ein Wenig von dem Spahn geben, und der Spahn lag auf einem neuen, weißen leinen Tuch, und da nahm der Priester ein Messer, und sah den heiligen Spahn an und gedacht ein Wenig nach des Königs Gebot davon zu nehmen, und indem er das Messer noch einen Spann hoch ob dem

heiligen Spahn hätt, da spaltete sich der heilige Spahn ganz gleich von einander. Da erschrack der Priester und sah den König an. Da sagt der König: Liebe Wirthin, wir wollen euch recht beichten, wir haben dem Priester in geheim in Böhmisch gesagt, er soll euch ein klein Theil davon geben. Also seht ihr das groß Wunder Gottes, der Spahn ist aus dem Feuer gesprungen, und nun also ohn alle menschliche Hülf sogar gleich auseinander gesprungen, daß kein Mensch sehen kann, welches Theil größer sei. Also will recht Gott der Herr, daß das heilig Kreuz von euch geehrt soll werden, mehr dann von uns, darum so nehmet, welches Theil ihr wollt. Also wendet der Priester die zwei Stück um, und kunnt Niemand anders gesehen, denn, daß sie gleich von einander getheilt wären. Und also nahm sie und ihr Hauswirth das ein Stück gar mit großen Freuden, und also gab ihr der König dazu dreißig Schock Böhmische Groschen, daraus machten sie ein silbern Kreuz, darin dasselbig Stück des heiligen Kreuzes verschlossen wurd.

644.

Der faule Wenzel in Rotenburg.

H. W. Bensen Alterthümer, Inschriften und Volkssagen Rotenburgs S. 84.

Einmal kam der König Wenzel mit seinem Gefolge nach Rotenburg an der Tauber. Damals hatte ein reicher Mann, Namens Toppler im Tauberthal, das Rosenthal angelegt. Da gefiel es dem Wenzel gar wohl und er nahm hier seinen Sitz. Von dieser Hofhaltung hat sich im Volke eine dunkle Erinnerung erhalten. Denn wenn der Knecht oder die Magd aus dem Dienste geht und sie ein paar Tage daheim auf der faulen Haut liegen, bevor sie den neuen Dienst antreten, so heißen das die Landleute: „wenzeln.“

645.

Von dem Schittensamen und seinem falschen Knechte.

Von Hans Kugler. — Nach der Bearbeitung im Wunderhorn II., 180. Original bei Uhland I., 345.

Was wollen wir aber singen?
Von einem Edelmann,
Wollt die von Nürnberg zwingen,
Doch ihm sein Kunst zerrann,
Schittensamen war er genannt,
Er hat die von Nürnberg oft griffen an,
Beraubt und auch gebrannt.

Zwar es war sein Ungewinn,
Er bekriegt sie wider Recht,
Was hatten die von Nürnberg im Sinn,
Sie dachten es wird ihm schlecht,
Sechs hundert Gulden boten sie feil,
Wer ihnen den Schittensamen brächt,
Daß er ihnen würde zu Theil.

Der Schittensamen hätt einen Knecht,
Dem thats der Gulden Noth,
Er diente seinem Herrn nit recht,
Er gab ihn in den Tod,
Daven ward ihm sein Seckel schwer,
Sein Herz war aller Untreu voll,
Und aller Frommheit leer.

Er nahm sich vor im falschen Sinn,
Wie er den Dingen thät,
Er ging zu seinem Herren hin,
Hätt' mit ihm heimlich Red:
Ich weiß ein reichen Nürnberger Bauren,
So ihr dazu nun helfen wollt,
So wollen wir ihn erlauren.

Der Schittensamen hinwieder sprach:
Wo sitzt der Bauer im Land? —
Er sitzt nit fern vom Nürnberger Wald.
Da spricht der Knecht zur Hand:
All sein Gelegenheit weiß ich wohl,
Sechs hundert Gulden muß er uns geben,
Wenn ich ihn bringen soll.

Der Schittensamen hinwieder spricht:
Nun sind doch euer wohl drei,
Bringt ihr den Bauren in meine Gewalt,
Euer Theil ist auch dabei,
Ich reit nit gern so fern hinzu,
Wollt ihrs zu Fuße wagen,
Mein Urlaub habt dazu.

Der untreu Knecht, der konnt sich regen,
Mit seiner Schalkheit groß,
Er sprach: Herr so reit uns entgegen,
Und gebt uns auch ein Los',
Nur ein halb Meil hinzu.
Der Schittensamen wieder sprach:
Das will ich gerne thun.

Der ein Knecht nahm der Red sich an,
Er sprach ich weiß ein Rath,
Wir lassen ein Fräulein mit uns gahn,
Das bringt uns Wein und Brod,
Wenn uns der Bauer nicht käm bald,
Und wir die Nacht verziehen,
Und bleiben im Nürnberger Wald.

Sie nahmen ihr Spieß und auch ihr Wehr,
Und zogen über Feld,
Der Schittensamen gab ihnen Weis und Lehr,
Er meint, es brächt ihm Geld.
Er wünscht ihnen allen Glück und Heil,
Er sprach sie solltens frischlich wagen
Auf einen gleichen Theil.

Das Fräulein liessen sie mit gehn,
Bis daß sie Nürnberg sahen,
Sie setzten sich nieder und ruhten,
Die Glocken hörten sie schlagen,
Da war es in der neunten Stund,
Der Pfundstein zum Fräulein sprach
Aus seinem falschen Mund.

Geh hin und bring uns Wein und Brod,
Daß wir uns des Hungers erwehren,
Würden uns des Bauren Gulden roth,
Wir wollten lang darvon zehren,
Ich hofft der Bauer wird uns schier,
Ist dir der Frankenwein zu sauer,
So bring uns ein Malvasier.

Das Fräulein hob sich aus dem Wald,
Wohl über Stock und Stauden,
Das Thor zu Nürnberg fand sie bald,
Mit Laufen und mit Schnaufen:
Auf das Rathhaus war ihr Gang,
Da sie den Burgermeister fand,
Die Stadtknecht giengen ihr nach.

Sie sagt ihnen all Gelegenheit,
Sie führt sie auf ein Ort,
Der Burgermeister war doch gescheidt,
Er merkt auf ihre Wort,
Hält sich dennoch nicht ganz daran,
Denn Frauen List und Worte
Betriegen manchen Mann.

Doch macht er bald, daß es geschah,
In einer halben Stund,
Daß man wohl manchen Reiter sah,
Freudig von Herzensgrund,
Mit ihren Harnischen bekleidt,
Und was zum Dienst gehöret,
Das war bald gar bereit.

Sie ritten vor den grünen Wald
Hinaus die unverzagten Mann,
Drei Gesellen auf der Lauer bald,
Die griffen sie frischlichen an,
Zwei führten sie gen Nürnberg ein,
Ins Rathhaus unter die Erden,
Da mußt ihr Herberg sein.

Den dritten sezt man auf ein Pferd,
Um ihn manch Reiter gut,
Er sollt ihnen zeigen Weg und Fähr,
Ihm folgt ein Hinterhut,
Ihr Harnisch war lauter und erklang,
Sie ritten durch manchen grünen Wald,
Da mancher Vogel in sang.

Sie ritten bis zum dritten Tag,
Eh daß sie kamen dar,
Sie hielten bei einander im Hag,
Niemand wahr ihrer gewahr,
Bis daß sie sahen das Räuberschloß,
Sie zogen doch nit gar daran,
Sie stellten auf ihre Geschoß.

Der Knecht sich aus dem Sattel schwang,
Er ging des Wegs ein Theil;
Es gelang ihm auch, darnach er rang,
Er entbot seinen Herrn in Eil,
Er sollt zu ihm reiten in den Wald,
Sie hätten ein Wildbret gefangen,
Die Müh würd ihm bald bezahlt.

Der Schittensamen nit anderst dacht,
Als er die Red vernahm,
Er meint, sie hätten den Bauren gebracht,
Er wollte ihn machen zahm,
Drum ritt er ihnen entgegen bald,
Da fingen ihn die Nürnberger Reiter,
Die hielten auf ihn im Wald.

Da führten sie ihn gen Nürnberg ein,
Da schaute ihn mancher Mann,
Weiß nicht weß sich die Herrn besannen,
Sah einer den andern wohl an,
Schlechten Empfang hätt da Schittensam,
Von einem Bürger, der hieß Löffelholze,
Der sprach: Willkomm ins Teufelsnam.

Man führt ihn zu der Herberg sein,
Da mancher gefangen drin liegt,
Darin steht ein Kapelle fein,
Da man die Räuber in wiegt,
Darin da dehnet man ihn sein Haut,
Was er den von Nürnberg hätt gethan,
Das sagt er überlaut.

Darnach führt man ihn vor Gericht,
Und seiner Knecht wohl zween,
Es war ein böse Zuversicht,
Sie hörten die Urtheil gehn,
Der Herr ward urtheilt in das Feuer,
Die Knecht sollt man köpfen,
Das Lachen war ihnen theuer.

Das Leben ward ihnen abgesagt,
Es mocht nicht anders gesein,
Die Knecht traten dem Herrn voraus,
Bis zu dem Rabenstein,
Ueber ein Schwerdt vergossen sie ihr Blut,
Deß auch der Schittensamen begehrte,
Es mochte ihm nicht werden zu gut.

Er ward in einen Feuer verbrannt,
Daß weiß noch mancher Mann,
Darin da nahm sein Leben ein End,
Gott sehe seine Marter an,
Gott geb der Seel die ew'ge Ruh,
Darum ist das mein treuer Rath,
Daß niemand Unrecht thu.

Der uns das Liedlein neues sang,
Von Neuem gesungen hat
Er hats geschickt einem weisen Rath,
Zu Nürnberg in der Stadt,
Hans Kugler ist er genannt,
Er war ihr steter Diener,
Und dienet ihnen all zu Hand.

646.

Das Urban-Reiten zu Nürnberg.

G. E. Waldau Verm. Beitr. zur Gesch. der Stadt Nürnberg II., 365.

Das Urban = Reiten in Nürnberg geschahe sonst also. Ein Wein= Ab = und Einleger auf einem schlechten Pferd sitzend, einen bunten, mit kleinen runden Spiegelein und Waldgläslein behangenen Rock anhabend, ritt durch die Stadt zu allen Weinschenken und Wirthen. Einer trug ihm einen Tannenbaum vor, der gleichfalls mit Gläslein und Spiegelein behangen; und nach ihm folgeten die Ablader und Einleger mit großen Flaschen über den Achseln, und sammleten bei den Wirthen nicht allein Wein in die Flaschen, sondern bezechten sich auch bei ihnen weidlich. Der Reitende ward Urban genannt. Dem liefen eine Menge Buben nach und schrieen: „Der Orba muß in den Trog! der Orba muß in den Trog!" Er warf bisweilen Spiegelein unter sie; wie denn auch den Wirthskindern Spiegelein und Gläslein gegeben worden. Nach diesem Einsammeln warf man den Urban in einen Trog mit Wasser und zog ihn wieder heraus. Das geschah jährlich am Urbani Tag, ist aber längst abgekommen.

647.

Der Wöhrder Barthel.

Will Nürnberger Münzbelustigungen III., 380. Chr. G. v. Murr Beschr. der vornehmsten Merkwürdigkeiten in Nürnberg S. 335.

Ludwig Schnöd, Richter zu Wöhrd, verehrte der Kirche daselbst ein schönes silbernes Bild des heiligen Bartholomäus, ihres Schutzpatrons. Wegen dieses Bildes wurden die Wöhrder von Alters her beschuldigt, als ob sie dasselbe alljährlich auf einige Zeit versetzten und am Kirchweihfeste wieder einlöseten. Die Veranlassung zu dieser Sage war die Entwendung des silbernen Barthels durch den Meßner zu Wöhrd im Jahre 1540.

648.

Ursprung von Fürth.

J. F. Eger Taschenb. von Fürth S. 112.

Seinen Ursprung hat der Ort dem Kaiser Karl dem Großen zu danken, welcher einstmals in selber Gegend sein Nachtlager gehalten, und weil er nebst des heiligen Dionysii Reliquien auch St. Martins Chor-Kappe mit sich geführt, zum Andenken des letztgedachten Heiligen allda eine Kapelle erbauet, nach welcher hernach das ganze Land Wallfahrten angestellet, zumal da von dem päpstlichen Hof Indulgenz verwilligt worden, daher man zur Pfleg der Pilgrime Herbergen angelegt, dadurch der Ort sich merklich vergrößert hat.

649.

Martinskapelle zu Altenfurt.

Sagittarii dissert. de Norib. c. III. §. 5. Histor. Nachricht von Nürnberg 1707. S. 4. Waldau Verm. Beiträge I., 293.

Es hat auch Kaiser Karl der Groß sein Kurzweil mit der Jagd in den Nürnbergischen Wäldern, in welchen er oft über Nacht bliebe und nur unter seinem Gezelt lag und weil er stetigs St. Dionysii Heilthum

und St. Martins Chor = Kappelein mit sich führete, und der Ort, da etwa sein Gezelt gestanden, damit geheiliget sein vermeinte, ließ er an gemelts Ort in Form seines Gezelts ein Kapell in St. Catherinen Ehr bauen um das Jahr Christi 800 und befahl dieselbe den Schottenmünchen zu gewissen Jahreszeiten zu besingen. Diese Kapell ist noch heutigs Tags vor Augen, wird zum Altenfurt genannt und stehet am Weg der Feuchterstraß im Nürnberger Wald, dabei hat ein Einsiedler pflegen zu wohnen.

650.

Martinstag zu Erlangen.

Fick Beschr. von Erlangen S. 8.

Am Martinstage brachten die Bauern vor Zeiten allerhand Opfer. Der heilige Martin war auf einem hölzernen Esel reitend bildlich aufgestellt. Das uralte Bild soll auf dem Boden der Kirche des Altstädter Gottesackers liegen. Es wurde erzählt, der heilige Martinus sei auf seinen Bekehrungsreisen hieher gekommen und habe auf dem Hügel gepredigt. Zwei vornehme Frauen, die in der Nähe wohnten, seien durch sein Wort zum Baue der Kirche bewogen worden.

651.

Todtentragen zu Erlangen.

F. Lammers Gesch. der Stadt Erlangen, 2 Ausg. S. 8.

Zu Erlangen war bis auf spätere Zeiten ein Brauch im Schwang, welcher aus uralter Heidenzeit entstammt ist. Die Bauernmädchen der benachbarten Orte zogen nämlich am Sonntage nach Lätare festlich geschmückt und mit Kränzen in den Haaren zur Stadt und trugen Puppen in den Armen, welche mit Laubwerk eingefaßt und mit einem weißen Tuche bedeckt waren. Paarweise traten sie alsdann vor die Häuser und sangen:

Heut ist Mitfasten, wohl is das!
Werfen mir'n Taud ins Wassa, wohl is das!

Hiezu fügten sie noch allerlei gute Wünsche in ähnlichem Versmaaß für den Hausbesitzer und erhielten dann eine kleine Gabe.

Die Puppe, welche sie trugen, stellte den Götzen Thor vor und wurde aus dem Grunde in die Stadt und durch die Flur getragen, um die Fruchtbarkeit der Felder zu bewirken. Sobald der Umgang beendiget und die Gaben empfangen waren, wurde die Puppe über die Brücke in die Rednitz gestürzt. Dieses Fest hieß daher anfänglich Thoraustragen und wurde dann in Todtentragen umgewandelt, wovon der Sonntag nach Lätare alsbald der Todtensonntag genannt worden ist.

652.

Felsenverwandeltes Schloß.

Von A. Schöppner. — Sage von Falkendorf unweit Herzogenaurach. C. v. Falkenstein Kaiserfagen rc. S. 199.

Es war einmal im Frankenland
Ein Ritter Feigherz wohlbekannt,
Bei Weibern gar ein großer Held,
Bei Männern gab er Fersengeld.

Der schwelgte flott auf seiner Burg
Beraubter Pilger Habe durch,
Doch nur die Schwachen raubt' er aus,
Die Starken schickten ihn nach Haus.

Ein Töchterlein, so schön als jung
Ermahnt' ihn oft zur Besserung,
Doch wie die gute warnt und fleht,
Der alte Sünder widersteht.

Einst zog er Nachts mit seinem Troß
Zu rauben auf ein nahes Schloß;
Dem Tapfern drohte kein Gefahr,
Weil Niemand dort zu Hause war.

Da ward geplündert schlecht und recht,
Der ganze Keller ausgezecht;
Es dämmerte der Morgen schon,
Da schlich die Ritterschaft davon!

Und als der Burgherr kam nach Haus,
Wie sah's in seinem Schlößchen aus!
Die Speisekammern ausgeleert
Und Küch' und Keller ausgekehrt.

„Ha Nachbar Schuft! Das sieht dir gleich,
Doch sei's dein letzter Schurkenstreich,
Du sollst mir baß mit deinem Blut
Bezahlen mein gestohlen Gut!"

Zur Stunde brach mit starkem Hauf
Der zornentbrannte Ritter auf
Und stellte rings um Feiglings Schloß
Zur Schlacht geordnet Mann und Roß.

Das sah mit Grusen und mit Graus
Der Held von seinem Fenster aus;
Verzweifelt rannt' er hin und her,
Ob nirgend ein Entkommen wär'.

„O weh mir Armen, Schmach und Tod!
Wer rettet mich aus solcher Noth!
Mein Hab und Eigen werde sein
Und meine Tochter obendrein!"

Er ruft's. Da kracht des Hofes Raum
Und aus der Erde wie ein Baum
Erhebt ein ungeheurer Mohr
Mit Feueraugen sich empor.

„Ich bin zu helfen dir bereit!
Noch eh' der Hahn des Morgens schreit,
Soll eine Mauer hoch und fest
Sich thürmen um dein Felsennest.

Doch Hab und Gut und Alles hier,
Was du versprachest, laß ich dir,
Nur deine Tochter, schön und jung
Sei meines Lohnes Forderung."

„Es sei!" versetzt der Rittersmann,
„Doch die Bedingung stell' ich dann,
Daß mit des Hahnen erstem Schrei
Die Mauer rundum fertig sei."

Darauf verschwand der Goliath,
Und als die Dämmerung genah't,
Begann ein unsichtbares Bau'n,
Ein Pochen, Hämmern, Steinehau'n.

Der Ritter hört's mit schlechtem Mut,
Es gilt sein allerbestes Gut:
Sein Kind, sein Schatz und Edelstein,
Es soll des Teufels eigen sein.

Und wie der Arme seufzt und zagt
Und seine Noth dem Himmel klagt,
Da tritt ein alter Knecht herein
Und heißt ihn frohen Mutes sein.

„Dem Himmel Dank! ich weiß euch Rath:
Es führt ein unbekannter Pfad'
Aus dieser Burg; — nun folgt geschwind,
So rett' ich euch und euer Kind."

Da ging es fort in wilder Hast,
Bis man im Freien machte Rast;
Die Nacht entwich, des Morgens Grau
Enthüllte bald den Wunderbau.

Vollendet stand die Riesenwehr,
Nur wenig Steinchen fehlten mehr;
Das sah des Ritters Knecht und schrie
Aus vollem Hals: Kikeriki!

Kikeriki — da dröhnt ein Schlag —
Von allen Bergen dröhnt es nach, —
Zusammen stürzt in jähem Fall
Der ungeheure Mauerwall.

Und bleich vor Schrecken sehn die drei
Sich bald von Feind und Teufel frei
Und preisen Gott zu Dank gerührt,
Der sie des Bösen Macht entführt'.

Und kommst du einst an jenen Ort,
Noch ragen Riesenfelsen dort
Empor und künden deinem Blick
Der Höllenmauer Mißgeschick.

653.

Seckendorfs Linde.

J. Fr. v. Hormayr, Taschenb. 1837 S. 167.

Bei Langenzenn (wo nachmals der Seckendorfe Erbgruft), stand eine ungeheure Linde, welche die Landleute oft zu Festmahlen und Tänzen

unter ihrer schattenreichen Krone versammelte. Als 950 der große Otto seine Heerfahrt gen Wälschland begann, hielt sein Banner hier an und er sah gerne den Ausbrüchen der ländlichen Fröhlichkeit zu. — Von einem Fliegenschwarm belästigt ließ er zum Abwehren einen Zweig von der Linde brechen. Ein freudiger Jüngling reichte ihm denselben und trank ihm zugleich mit lautem Spruche zu. — Bist du so keck, erwiederte der Kaiser, so magst du deine Keckheit auch in andern Dingen zeigen. Tritt her, hier hast du Schwert und Helm und Schild, sei mein kühner und treuer Knappe, so schränke ich den Lindenzweig zusammen und so setze ich ihn auf deinen Helm. Wie heißt hier Euer Ort? — Seckendorf. Wohlan denn, so sollst du Seckendorf heißen und sollst mein Diener sein. Und der Jüngling kam als ein reicher, ruhmbekrönter Ritter aus Wälschland zurück und wurde der Ahnherr eines berühmten Geschlechtes, das sich schon unter Adolf von Nassau in eilf Zweige theilte: von Emskirchen, Dürrenbuch, Au, Rhienhofen, Hörauf, Hoheneck, Jochsberg, in den Pfaffischen, Nolbischen, Aberdarischen und Guttenbischen Zweig, welche beiden letzteren die übrigen überlebten.

654.

Der Seckendorfe Herkunft.

Von Schöppner. — Var. d. vor. S.

Wie tönt das Hifthorn helle
Im Forst am rothen Main,
Wie klafft das Jagdgebelle
Der Meute durch den Hain.

Es jagt mit Speer und Pfeile
Der Kaiser durch den Hag,
Er fliegt mit Sturmeseile
Dem Edelhirsche nach.

So gehts in raschem Jagen
Bis in den tiefsten Hain,
Urplötzlich fand mit Zagen
Der Kaiser sich allein.

Und horch! ein Brüllen schallte
Entsetzlich an sein Ohr:
Da stürzet aus dem Walde
Ein Auerochs hervor.

Wie funkeln seine Blicke,
Wie schnaubt das Nüsternpaar,
Der Kaiser nimmt der Tücke
Des Thiers erschrocken wahr.

Kaum greift er zum Geschosse
So stürzt es auf ihn los,
Da ward dem edlen Rosse
Der Tod auf Einen Stoß.

Der Kaiser ruft mit Beben:
„O Gott und Vater mein!
Laß deines Knechtes Leben
Dir anbefohlen sein!“

Da springt mit blanker Wehre
Ein Jägersmann herfür
Und trifft mit seinem Speere
Das ungefüge Thier.

Laut scholl durch Berg und Thale
Des Urs Gebrülle nach
Als er von gutem Stahle
Durchbohrt im Blute lag.

„Wer ist der treue Degen,
Der solche Stöße führt?
Der Kaiser ruft's von wegen
Des Danks, so dem gebührt.

Ein Jäger jung an Jahren,
Herr Walter ist sein Nam',
Den Kaiser zu bewahren
Von Gott gesendet kam.

Da griff nach seinem Schwerte
Herr Heinrich alsobald,
Zum Ritter ward der werthe
Geschlagen in dem Wald.

Der Kaiser brach vom Aste
Der Linde einen Zweig,
Des Waldes Zierde paßte
Als Ritterkette gleich.

Und würdiglich zu danken
Dem Ritter treu und werth:
Als Lehen ward in Franken
Ihm Seckendorf bescheert.

Dort saß er und ergraute
An Glück und Ehren reich,
In seinem Wappen schaute
Man stets den Lindenzweig.

655.

Die Neustädter Ziege.

Mündlich und Lehnes Geschichte von Neustadt S. 133.

Am obern Thurme der Thorhalle zu Neustadt an der Aisch befindet sich das Wahrzeichen des Städtleins, eine Ziege in Stein gehauen.

Ludwig von Bayern lag in harter Fehde mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, Achilles genannt. Er überzog dessen Lande mit einem starken Heere und eroberte viele befestigte Plätze. Unter andern erfuhr auch Neustadt an der Aisch eine Belagerung im Jahr 1461. Die Neustädter hatten sich wohl des ungebetenen Gastes nicht versehen und kaum den nothdürftigsten Proviant herbeigeschafft. Also geschah es, daß

das Brod theuer wurde, aber noch theurer guter Rath. Da fand sich zu gutem Glücke ein gescheutes Männlein vor, das erbot sich, die Stadt aus Feindeshand zu befreien, falls man ihm Gehör schenken und Folge leisten wollte. Man sollte ihm nur eine Ziegenhaut verschaffen. Sogleich ward die Ziegenhaut herbeigeschafft, das Männlein aber seinem Befehle gemäß hineingenäht und auf die Stadtmauer gebracht. Dort fing es Angesichts des Feindes an auf allen Vieren gar munter und keck hin und her zu springen, auch die Soldaten mit allerhand drolligen Bocksgrimassen zu belustigen. Darob verwunderten sich aber die Feindlichen nicht wenig, denn sie hatten nicht erwartet, daß in dem Städtlein nur noch eine lebendige Maus, geschweige ein so feistes und ausgelassenes Ziegenböcklein zu finden sei. Daher wurden sie anderen Sinnes, gaben die Belagerung auf und zogen unverrichteter Sachen von dannen. Die Neustädter aber stellten die Geis zum Andenken als Wahrzeichen auf ihrem Thurme dar.

656.

Der quillende Brunnen.

Happel relat. curios. V., 43 bei Grimm d. S. I., 162.

An einem Berge in Franken quillet ein Brunnen, wobei ein vornehmes adeliches Geschlecht sein Stammhaus hat. Das ganze Jahr über hat er schönes, lauteres, überflüssiges Wasser, das nicht eher aufhöret, als wenn Jemand aus demselbigen Geschlecht sterben soll. Alsdann vertrocknet er so stark, daß man auch fast kein Zeichen oder Spur mehr findet, es sei jemals ein Brunnen daselbst gewesen. Als zur Zeit ein alter Herr des gedachten adelichen Stammes in fremden Landen schwer erkrankte und bereits achtzigjährig seinen baldigen Tod muthmaßte, fertigte er in seine Heimath einen Boten ab, der sich erkundigen sollte: ob der Brunnen vertrockne? Bei der Ankunft des Boten war das Wasser versiegt, allein man gebot ihm ernstlich, es dem alten Herrn zu verschweigen, vielmehr zu sagen: Der Brunnen befinde sich noch richtig und voll Wasser, damit ihm keine traurigen Gedanken erweckt würden. Bei der Rückkehr des Boten, der ihm das Beste versicherte, lachte der alte Graf und strafte sich selbst, daß er von dem Brunnen abergläubisch zu wissen gesuchet, was im Wohlgefallen Gottes stünde, und schickte sich getrost zu einem

seligen Abschied an. Plötzlich aber wurde er besser, und konnte in Kürze sein Krankenlager verlassen. Damit der Brunnen nicht vergebens versiegte und ihm seine seit langen Jahren eingetroffene Bedeutung bestünde, trug es sich zu, daß aus diesem Geschlechte ein junger Graf von einem untreuen Pferde abgeworfen, gleich zu der nämlichen Zeit Todes verfuhr.

657.

Das Siebenuhrläuten in Aub.

Mündlich.

Unweit Aub liegt am Saume des Waldes Herrnholz auf einem von Westen her sanft aufsteigenden Hügel die Ruine der Burg Reichelsberg. Hier hauste in früheren Zeiten ein altes Rittergeschlecht, und noch sieht man die Stelle der Zugbrücke, der Burgkapelle, den Burghof, Gewölbe u. s. w. Nach der anderthalb Stunden entfernten Burg Brauneck, sowie nach Hohenlandsberg sollen unterirdische Gänge geführt haben.

Einmal in rauher Winternacht stieg ein Burgfräulein von Reichelsberg hinunter in den Wald, wo ein geliebter Ritter ihrer harren wollte. Sie verirrte sich aber vom Wege und fand den Erwarteten nicht. Dichte Schneeflocken flogen vom Himmel, so daß endlich keine Spur vom Wege mehr zu erkennen war. Da wurde die Arme von großer Angst und Furcht überfallen und rief ein um das andere Mal um Hilfe. Aber nichts ließ sich hören, selbst die Thiere des Waldes hatten sich in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen, denn der Sturm heulte fürchterlich und beugte die Wipfel der mächtigsten Bäume. Da warf sich das verlassene Fräulein in ihrer Seelenangst auf den schneebedeckten Boden und flehte unter den heißesten Thränen zu Gott um Errettung aus so großer Gefahr. Während sie noch betete, da kam es ihr auf einmal vor, als hörte sie den Silberklang eines Glöckleins, das von einem nahen Dorfe zu ihr herübertönte! Freudig horchte sie, ob nicht der Sturm ihren Sinn betrüge, aber nein, es war wirklich so: das Glöcklein ließ fort und fort seine Silberstimme erklingen. Freudigen Mutes ging die Jungfrau den süßen Tönen nach und gelangte bald aus dem dunkeln Walde zur Gollach, an deren Ufer sich der Reichelsberg erhob. Da hörte das Glöcklein auf zu läuten, die Jungfrau war gerettet, denn jetzt konnte sie den Weg nicht

mehr verfehlen. Dankbaren Herzens warf sie sich auf ihre Knie und gelobte zur Stunde, ein Geläute zu stiften, das verirrte Pilger zur Nachtszeit auf den rechten Weg führen könnte. Und solches Gelübde hat sie treulich erfüllt; noch heute ertönet vier Wintermonate hindurch von Martini bis zum 22. Februar allabendlich um 7 Uhr eine Viertelstunde lang ein helles Glöcklein vom Kirchthurm zu Aub herab über die Fluren des Gollachthales, späte Wanderer auf rechten Weg zu führen.

Diese Sage ist nicht allein hier, sondern auch in der Nachbarschaft mit einigen Veränderungen im Munde des Volkes lebendig.

658.

Der verwunschene Hase im Walde, genannt die Schmiere, bei Aub.

Mündlich.

Es war einmal in der hiesigen Gegend ein wilder Jägersmann, der hatte auf der Welt keine andere Freude, als den ganzen Tag die Flinte auf dem Buckel durch Feld und Wald zu streichen. Er galt auch für einen vortrefflichen Schützen, der niemals ohne ein Rehböcklein oder einen Hasen im Ranzen von der Jagd nach Hause ging. Eines Tags war er schon lange Zeit vergebens herumgestrichen, Nichts wollte ihm in den Schuß kommen, daher fing er an zornig zu werden und sich mit gräßlichen Flüchen Luft zu machen. Lieber sollte ihn ja der Teufel holen, rief er aus, eh' er mit leerer Tasche zum Spotte der Nachbarn nach Hause ginge. Als er so brummend uud fluchend des Weges fürbaß wandelte, sah er auf einmal am Saume des Waldes einen prächtigen Hasen sitzen, der Männlein machte und mit den vorderen Läufen spielte. Augenblicks legte der Jägersmann seine Büchse an und knall, da sah man die Haare fliegen und den Hasen einen Purzelbaum machen. Spornstreichs rannte der Jäger zur Stelle, den ersehnten Hasen in seine Tasche zu schieben, aber o Schrecken, da war kein Hase weit und breit, auch nicht einmal ein Härlein von einem Hasen zu sehen. So Etwas war dem Manne noch nicht vorgekommen, ingrimmig lud er sein Gewehr zum zweitenmal und strich unter rasenden Flüchen weiter. Auf einmal sitzt der verwünschte

Hase wieder am Saume des Waldes. Wart', denkt der Jägersmann, ich will dich dießmal anders auf's Korn nehmen, du sollst mir keine Männlein mehr machen. Damit legt er die Flinte an, zielt scharf auf den Kopf des Hasen und abermals fliegen die Haare davon und der Hase purzelt kopfüber zusammen. Begierig springt der Jäger nach der Stelle, aber siehe — er traut seinen Augen kaum — auch keine Spur von einem Hasen zu treffen. Das ist dem alten Jägersmann doch zu viel, rasend wirft er sein Gewehr auf den Boden, schlägt sich vor den Kopf und bricht in die gräßlichsten Flüche aus, — als ihn auf einmal Jemand rücklings auf die Schulter klopft. Wie sich der Jäger umsieht, steht ein Unbekannter vor ihm, der ihm freundlich zuspricht, wegen eines so kleinen Unfalles die Hoffnung nicht zu verlieren, vielmehr sein Glück zum dritten Male zu versuchen, weil ja doch der beste Schütze zweimal fehlen könne und ein Jäger dann und wann seinen Unglückstag habe. Solcher Zuspruch machte dem alten Schützen frischen Muth, und versprach er dem Unbekannten, nochmals sein Glück zu versuchen, ja lieber sollte ihn heut noch der Teufel holen, als daß er die Schande erlebte, mit leerem Ranzen nach Haus zu gehen. Also nahm er seine Flinte vom Boden, lud sie zum dritten Male und schlenderte vorwärts dem Walde zu. Bald sah er wieder einen Hasen, gewiß den nämlichen, denn er saß wieder so lustig da, spielte und machte Männlein wie die vorigen. „Ich oder du," brummte der Jäger, drückte los und puff! der Hase baumelte, daß es eine Freude war. „Hab ich dich," meinte der Alte, und wollte frischweg das Häslein in die Tasche schieben — als auf einmal der Boden unter ihm zu sinken anfing, immer tiefer und tiefer, ihm selbst aber schwindelte und Hören und Sehen verging. Vergebens schrie er um Hilfe und rang die Hände zum Himmel empor: da zeigte sich von Weitem der Unbekannte und schlug ein höllisches Gelächter auf, in selbem Augenblick aber war der Jäger versunken und eine Sumpflache an der Stelle zurückgeblieben. Von dieser Zeit an wurde der Hase noch öfter gesehen, wie er Männlein machte, auch mancher Schuß vergeblich auf ihn abgefeuert. Noch viele alte Leute sowohl in Aub als in Auerhofen und Siemershofen, Orte, zwischen denen das Wäldchen inmitten liegt, erzählen die Geschichte von diesem Hasen. Das Wäldchen aber gilt für einen Ort, wo es nicht geheuer ist, und hat feuchten Grund und Boden, daher es wohl den Namen — Schmiere — erhalten hat.

659.

Graf Geyers Tod.

Mündlich.

Das Geschlecht der Edlen von Geyer, deren Stammburg halb zerfallen annoch in Giebelstadt zu sehen ist, blühte im sechzehnten Jahrhundert in mehreren Linien im alten Tauber- und Gollachgau. Ein Graf von Geyer saß zur Zeit des Bauernkrieges auf der Burg bei Biberehren. Eines Morgens in aller Frühe zog eine Schaar bewaffneter Bauern gegen das Schloß heran. Noch lag der Ritter sammt seinen Leuten sorglos im besten Schlummer, als auf einmal der Schrei des Wärtels: die Bauern! die Bauern! durch die Räume des Schlosses drang. Leider war an Widerstand kaum zu denken, denn der Graf hatte erst vor wenigen Tagen den größten Theil seiner Reisigen zum fürstlichen Heere abgehen lassen. Als nun die Bauern bereits zu stürmen begannen, und schon die Schläge der Aexte an's Burgthor erdröhnten, faßte die Frau des Ritters den kühnen Entschluß, ein Wort des Friedens zu den wüthenden Bauern zu sprechen. Sie war weit und breit als eine gute und menschenfreundliche Herrin bekannt und hatte wohl Manchem aus dem Haufen der Bauern schon eine Wohlthat erwiesen. Also trat sie ruhigen Antlitzes auf den Söller hinaus und beschwor den Haufen, ihres Obdachs und Lebens zu schonen. Sichtbar ergriffen von dem Anblick der edlen Frau, gelobten die Bauern, ihrer Person kein Leides zu thun, aber die Burg sammt Besatzung zu Grund zu richten. Kein Reden half, die Wütenden von ihrem Vorhaben abzubringen, nur erlangte die Edelfrau durch ihre Bitten noch die Erlaubniß, Alles, was sie in einer Butte tragen könnte, mit sich zu nehmen. Nichts anders, als ihren theuern Herrn und Gemahl, gedachte sie in der Butte aus dem Schlosse zu bringen. Mit Anstrengung aller Kräfte gelang es ihr auch, die verdeckte Last aus der Burg in den benachbarten Wald zu schleppen, wo der Ritter ein sicheres Versteck unter dichtem Gesträuch zu finden glaubte, bis daß die Bauern wieder von dannen gezogen wären. Aber bald tobte die rohe Horde mit Flüchen und Verwünschungen durch den Wald daher, denn sie suchten den Ritter, welcher ihnen entkommen war. Der hielt sich ruhig in seinem Versteck und wäre vermuthlich den Händen der Verfolger entgangen, wenn nicht sein Hündlein mit lautem Bellen hervorgesprungen

und also den unglücklichen Herrn verrathen hätte. Sogleich drangen die Unmenschen auf den Entdeckten los und stachen ihn unter höllischem Siegsgeschrei nieder. Ein steinernes Kreuz, dessen Aufschrift leider verwittert ist, hart an der Mündung des Steinachbaches in die Tauber soll die Stelle des Mordes bezeichnen.

660.

Das Wallfahrtskreuz bei Biederehren.

Von G. R. Marschall.

Wo klar der Tauber Welle durch reiche Auen schäumt,
Hebt steil sich eine Höhe, die Krone waldumsäumt.
Dort ragt in heil'ger Ruhe ein hölzern Kreuz empor,
Zur Seite schatt'ge Bäume, Betstühle rings davor.

Wohl eine heil'ge Stätte am Kreuz auf diesen Höhn;
Man fühlt des Höchsten Odem lebendiger hier wehn;
Wie uns zu Häupten sonnig und rein der Himmel blaut,
Die hehre Sabbatstille stört kein verworrner Laut.

Darum viel Beter wallen von nahe und von fern
Zum waldeinsamen Kreuze am hohen Tag des Herrn.
Doch wißt ihr, fromme Pilger, wie dieses Kreuz entstund?
Wohl steht es nicht geschrieben; doch thut es Sage kund.

Ein Landmann hat vor Zeiten auf nah gelegnem Feld
Mit jungen, muth'gen Rossen die Frühlingssaat bestellt,
Schon hat er halb vollendet das Tagwerk, hart und schwer,
Da wollen seine Pferde am Pflug nicht weiter mehr.

Weil sie des Rufs nicht achten, versucht er Schlag und Drohn,
Doch weh! im Sturmlauf jagen wuthschnaubend sie davon.
Der Bauer kann vom Zügel nicht mehr befrei'n die Hand,
Es schleifen ihn die Rosse mit fort durch's Ackerland.

Am nahen Waldeshange gähnt drohend eine Schlucht.
Entsetzen! dorthin nehmen die Rosse ihre Flucht.
Jetzt! jetzt sind sie am Rande, schon dräut die Kluft herauf;
Sie können nicht mehr hemmen den ungestümen Lauf.

In Todesnoth der Bauer: „O Gott! erbarm dich mein!"
Da rasen schon die Rosse in's offne Grab hinein.
Und allen, die es sehen, entfährt ein Schreckensschrei!
Zur Unglücksstätte eilen sie todtenbleich herbei.

Doch welch ein mächtig Wunder! tief an der Felsenwand
Kniet unversehrt der Bauer, erhoben hoch die Hand.
„Du mächt'ger Hort der Deinen, Du hast erhört mein Flehn,
Zum Dank will ich dir gründen ein Kreuz auf diesen Höhn."

Und treu hat er gehalten sein feierliches Wort,
Ein Kreuz hat er errichtet am Tannensaume dort.
Wie Mancher, der in Nöthen in innigem Gebet
Sich hier zum Himmel wandte, hat Hilfe sich erfleht.

Und wer, der wunden Herzens gefloh'n an diesen Ort
Hätt nicht der Seele Frieden genommen mit sich fort?
Darum viel Beter wallen von nahe und von fern
Zum waldeinsamen Kreuze am hohen Tag des Herrn.

661.

Der Ritter von Thalberg bei Bieberehren.

Mündlich.

Der Thalberger war ein wilder Mann, der nicht nachzugeben verstand, wenn er sich Etwas in den Kopf gesetzt hatte. Eines Tages fuhr er mit seinem Knechte und seiner Tochter Margareth vom Besuche eines Nachbarn nach seiner Burg, Bieberehren zu. Unterwegs erhub sich ein furchtbares Donnerwetter, bald stürzte der Regen in Strömen vom Himmel herab und schwellte das Gollachflüßchen in ganz kurzer Zeit zu einem reißenden Strome an. Dahinüber mußte der Ritter, wenn er heute noch Bieberehren erreichen wollte. Scheu standen die Rosse an dem Ufer des angeschwollenen Flusses, auch dem alten Knechte war nicht wohl zu Muthe. Wie das der Ritter sah und die Bedenklichkeit seines Dieners, brannte sein Zorn auf in helle Flammen und alsogleich gebot er dem Knechte, durch den Fluß zu fahren. „Nun denn in Gottesnamen!" stammelte der Alte und ergriff zitternd die Zügel der Rosse, dem Willen seines Gebieters Folge zu leisten. Da ergrimmte der Ritter ob solcher Zaghaftigkeit:

„Nein in Teufelsnamen!" rief er, entriß dem Knechte die Zügel und trieb die bäumenden Rosse in den Strom; aber kaum war ihm der gottlose Fluch entfahren, als die Wogen über dem Wagen zusammenschlugen und den Ritter sammt seiner Tochter und dem Knechte verschlangen. — Von dieser Geschichte gibt Zeugniß bis auf den heutigen Tag ein altes Steinbild auf dem Wege von Röttingen nach Biebereheren an der Stelle einer Furth durch das Gollachflüßchen. Oben sieht man den Gekreuzigten, unten die Worte:

Anno dm̄. m. c. c. c. c. XXXII uf samstag nach arnolf Ist der fest und gestreng bernhard vō talberg riter und mit einē treuen Knecht genannt Wilhelm und gebnen Jungfrauē genannt Margreth u waren hie in Wassers noth verschiedē den got gnat.

662.

Der Hoimann im Bürgerwalde bei Röttingen a. d. Tauber.

Mündlich.

Vor alten Zeiten, da die Feier des Sonntags noch mehr galt als zeitlicher Gewinn, fuhr Sonntags früh ein Fuhrmann mit einer großen Ladung Wein dem Bürgerwalde bei Röttingen zu. Die Leute warnten ihn, den Sonntag nicht zu entheiligen, der Weg sei schlecht, Niemand auf dem Felde, es könne ihm ein Unglück zustoßen. Der aber entgegnete, es werde schon gehen, und wenn ihm der Herrgott nicht helfen wolle, so solle ihm halt der Teufel helfen, es sei ihm eins. So fuhr er seinen Weg. Ueberall läuteten die Glocken zur Kirche, der Fuhrmann dachte aber nicht an's Gebet, sondern trieb unter Fluchen und Schelten und dem öftern, bei Fuhrleuten üblichen Rufe: hoi hoi! auf gefährlichem Wege die Rosse voran. Da plötzlich an einer abschüssigen Stelle reißt eine Kette, der Wagen rollt donnernd vorwärts dem Abgrunde zu, der Fuhrmann will eine andere Kette einlegen, ruft jetzt Gott und alle Heiligen an, und eben läutet von Röttingen herüber die Glocke zur Wandlung; doch das Rad erfaßt ihn und quetscht ihm den Kopf vom Rumpfe, im Abgrunde zerschellt liegen Wagen und Rosse.

Seit diesem Unglücke hört man nun zu gewissen Zeiten, wenn die Leute nach Hause gehen, Nachts vom Walde herüber ein Hilf- und

Angstgeschrei, besonders die rasch und angstvoll wiederholten Rufe: hoi, hoi, und ein Geknalle und Fluchen und Stöhnen dazwischen, doch kehrt sich Niemand daran, und jeder geht schnell seines Wegs. Auch wurde dieser Fuhrmann den Kopf unterm Arm auf einem Schimmel gen Röttingen reitend gesehen. Dabei klopft er Hilfe rufend an die Fenster der letzten Häuser im Flecken, doch sieht Niemand zum Fenster heraus; auch die Stelle, wo das Unglück im Walde geschehen, wird selbst bei Tage gemieden.

Sonderbar hat sich damit die weitere Sage verbunden, wenn der Hoimann sich hören und sehen lasse, so gebe es ein gutes Weinjahr; so habe er sich das letztemal im Jahre 1834 gezeigt.

663.

Der Hügel im Wald bei Aufstetten in Unterfranken.

Von B. Baader in Mone's Anzeiger 1839 S. 62.

Im Wald bei Aufstetten ist ein mit einem Graben umgebener Hügel, worauf vor dem Schwedenkrieg ein Schlößlein gestanden hat. Als vor mehreren Jahren eine Frau nach der Abendglocke da vorbeiging, sah sie auf dem Hügel einen goldenen Kelch stehen. Sie trat näher, entdeckte einen schwarzen Pudel, welcher neben dem Kelch lag, und machte sich eilends von dannen. Eine andere Frau hörte beim Vorübergehen dreimal nießen, worauf sie, weil sie Niemanden sah, auch Nichts sagte. Da fing es an zu weinen und sprach: „Warum hast du nicht: Helf Gott gesagt, und mich dadurch zur ewigen Ruhe gebracht? Jetzt muß ich noch warten, bis dieses Eichbäumchen groß und daraus eine Wiege gemacht ist; das Kind, welches dann in diese kommt, kann mich erst wieder erlösen.“

664.

Die Kunigundiskapelle bei Bürgerroth.

Münzlich.

Alle über den Bau dieses Gotteshauses vorhandene Nachrichten fußen auf uralter im Volke lebender Sage.

Etwa zehn Minuten von Bürgerroth, einem Filiale von Baldersheim, steht nahe der Kante des gegen das Gollachthal abschüssigen Berges auf freiem Felde eine Kapelle, daneben ein ehrwürdiger Lindenbaum. Schon die Bauart des Kirchleins weist auf tausendjähriges Alter. Wie und wer sie erbaut, erzählet heilige Sage.

Die fromme Kaiserin Kunigundis hatte drei Kirchen zu bauen gelobt, die Auswahl der Bauplätze wollte sie göttlicher Fügung überlassen. Also ließ sie zu Bamberg von hohem Söller des Schlosses drei weiße Schleier fliegen, die von den Winden hoch getragen durch die Lüfte dahin schwebten. Wo dann ein solcher Schleier gefunden würde, da wollte sie eine Kirche bauen. Einer dieser Schleier wurde bis nach Bürgerroth durch die Lüfte getragen und blieb daselbst an einer Linde hängen, da wo noch heutiges Tages die Kunigundenkapelle steht.

Als es nun zum Baue der Kirche kam, wollte man diese zur Pfarrkirche der Gemeinde Buch bestimmen. Weil aber der Platz, wo der Schleier hängen blieb, eine halbe Stunde von Buch entfernt ist und der Weg dahin noch heute beschwerlich, so wollten die Bucher das Kirchlein in ihr Dorf gebaut haben, worauf aber die Kaiserin, ihres Gelübdes eingedenk, nicht einging. Die Einwohner von Buch schafften daher eigenmächtig die zugerichteten Steine des Tags nach Buch, allein jedesmal wurden dieselben des Nachts durch unsichtbare Macht wieder an ihren alten Ort zurückgebracht. Ein Zimmermann, welcher dieses Wegschaffen des Baugeräthes nicht begreifen wollte, legte sich einmal Nachts zu Buch auf die Steine und siehe, als er des Morgens erwachte, fand er sich nicht mehr zu Buch, sondern an dem Orte, wo der Schleier war hängen geblieben. Als so die Bucher sahen, daß sie Nichts ausrichteten, standen sie ab von ihren frevelnden Versuchen, und so wurde die Kapelle an dem zuerst bestimmten Orte erbaut und diente als Pfarrkirche für Buch und Bürgerroth, sowie das umliegende Feld zum Leichenacker für beide Orte

bestimmt ward. Und so steht das Kirchlein heute noch fest und unerschüttert und schaut ein Zeuge uralter Zeit in's Thal hinaus.

Auch wird in der Nähe der Kapelle ein vier Schuh breiter, drei Schuh tiefer und ebenso langer Stein gezeigt, in dessen Mitte man zwei Vertiefungen sieht. Von diesem Steine geht die Sage, die heilige Kaiserin habe am Tage der Einweihung der von ihr erbauten Kapelle hier knieend ihre Andacht verrichtet und zum ewigen Angedenken ihre heiligen Kniee in den Stein eingedrückt, daher noch heutiges Tags der Stein Kunigundisstein genannt wird.

665.

Die Kirche zu Gaurettersheim und die Kapelle zu Oberwittighausen.

A. Müller im Archiv d. hist. Ver. f. Unterfr. II., 33.

An die Erbauung dieser Kapelle knüpfte sich eine noch jetzt gehende Volkssage der Vorzeit, daß die anderthalb Stunden davon entfernte Pfarrkirche zu Gaurettersheim von Riesen erbaut worden sei. Nach vollendetem Bau habe einer derselben gelobt, auf demjenigen Platze, wo sein in die Ferne geworfener Mauerhammer niederfallen und von ihm gefunden würde, eine Kapelle zu erbauen. Dieser Platz sei demnach derjenige gewesen, auf welchem die Bergkapelle bei Oberwittighausen stehe. Der Volksglaube daran ward dadurch genährt, daß der Thurm und das Langhaus der Kirche zu Gaurettersheim keine Spuren von Baugerüstöffnungen zeigen, daß das Volk eine in der Kirche seit Jahrhunderten hängende Elephantenrippe für die Rippe eines Riesen hält, und daß der Ort Gaurettersheim im Alterthum Rettersheim an der Rippe geheißen habe.

666.

Die Riesenrippe zu Gaurettersheim.

Mündlich.

Ein Riese von ungeheurer Gestalt erbaute die Kirche zu Gaurettersheim sammt dem Thurme ohne Gerüst, da er so groß war, als der Thurm selbst hoch ist, an welchem daher auch keine Oeffnungen für Gerüststangen sichtbar sind. Zu dankbarem Gedächtniß des Erbauers wird eine Rippe desselben für ewige Zeiten in der Kirche aufbewahrt.

667.

Wie die Rothenburger Ingelstatt erbrochen.

Von Peter Weiglein. — Burg Ingelstadt in der Nähe von Ochsenfurt. — J. D. W. v. Winterbach Geschichte der Stadt Rothenburg I., 87. Hormayr Taschenbuch 1834. S. 342.

An einem Sonntag es geschah,
Das man das Panner ausziehen sah
Zu Rothenburg aus der Mauern,
Sie zogen über die Landwehr hinaus,
Die Bürger und die Bauern.

Sie zogen ein Winter lange Nacht
Heinrich Trueb zu ihn'n sprach:
Ihr sollt euch eben besinnen.
Wir wollen ziehen für Ingelstatt
Das Schloß wolln wir gewinnen.

Sie kommen dar in schneller Art,
Der Thürmer wachend sah die Fahrt,
Jeder wollt seyn der beste,
gar selzam ihn'n da gedaucht ward,
sich wundern der fremden Gäste.

Sie fuhren nackend aus dem Bett
Die Wumiten hatten sie hart erschreckt,
Der Schuh hatten sie vergessen,
einer des andern kleider anthat
sie waren ungemessen.

Wilhelm von Elm war gerader Bein,
er lief auf d' Maur, erwischt ein Stein,
und warf ihn auf die Brücken.
Peter Pfeil der eilt ihm nach,
er hielt ihn seinen Rücken.

Peter Pfeil war ein Schalk so groß,
kein Bosheit ihn da nie verdroß
Zu reiten und zu laufen.
Bürger und Bauern verrieth er viel,
als wollt er Kälber kaufen.

Strickleder grub den Graben ab,
Zwar ist er (l. er ist) ein rechter Knab,
er hats gar wohl besunnen.
Bruckenmüller mit dem Bart
Der war zu ihm gesprungen.

Da man den Graben abe ließ,
Heinrich Trueb gar laut rief
er wollt nit länger schweigen,
Bernheimer warf die Leitern an,
Das Schloß wollten sie ersteigen.

Der Thürmer der schrey: Feindige,
Die Reichsstatt lägen vor dem Thor,
Sie wollen das Schloß gewinnen.
Wilhelm von Elm das bald vernam
und all sein Hofgesinde.

Die Schloßbruck die war aufgezogen,
Wilhelm von Elm ward angeflogen,
er hats mit recht besonnen.
Des waren die von Rothenburg froh,
Die Kunst war ihm zerronnen.

Kreglinger ist ein freyer Mann,
er lief den ersten Sturm mit an,
Das Reich gund er an schreyen,
Die Bauern traten hinter sich,
Sie wollten hineyn mit eylen.

Heinrich Trueb ist auch heran,
Der hat das allerbest gethan
Mit seinem Stadtgesinde.
Da liesen sie die Büchsen an,
Die gunnten frischling klingen.

So schoben Sie zween Wagen hinan,
Dahinter stund manch stolzer Mann,
Die gunnten gar frischlich schießen.
Wilhelm von Elm und Peter Pfeil
begunt das zu verdrießen.

Da kamen sie vor das vorder Tor,
Da stunden drei Gesellen vor,
Da will ich auch (l. euch) wohl nennen:
Michel Heberling und Cenz Freund
Der Reichlin war behende.

Wilhelm von Elm an d' Leitern trat,
er zu Hannsen Kreglingern sprach,
nimb du mich gefangen,
ich und mein Gesellschaft darnach
haben groß Verlangen.

Kreglinger die Red vernam,
er bald zu Heinrich Trueben kam,
Schwager merkh mich eben,
Wilhelm von Elm der sprach zu mir,
Wir soll'n ihn fristen sein Leben.

Heinrich Trueb der sprach also:
Wir woll'n ihm leihen ein frisches Stroh,
man hat ihm vil gezigen,
er gönner sich uf des Rathes Gnad,
in Banden muß er liegen.

Wilhelm von Elm kam vor das Thor,
Da trat er seinen Gesellen vor,
ihr keiner mocht entrinnen.
Des waren die von Rotenburg froh,
uf die Wagen thut man sie binden.

Hanns Löfler, der ist auch daran,
Kreglinger ein frecher Mann,
Michel Heberling wollt sich rächen,
Die Söldner und die Handwerksgsell
gunden das Feuer aufwecken.

Der uns dies Liedlein sang,
Peter Weiglein ist er genannt,
Er ist ein Beckenknechte.
Er labet die von Rotenburg
und thut das wohl mit Rechte!

668.

Der Schmied von Ochsenfurt.

Von Ludwig Braunfels. — Mündlich. Vgl. G. v. Heeringen Franken S. 82. Hänle u. Spruner Handb. f. Mainreisende S. 77.

„Herr Schmied, laßt mal vom Hämmern ab,
Bescheert mir eine kleine Gab'!
Ich bin ein alter Kriegesknecht,
Ging oft für Staufen in's Gefecht."

Herr Stock, der Schmied, tritt aus der Thür;
Er langt den Seckel wohl herfür;
„Du standest zu dem rechten Herrn,
Für Hohenstaufen spend' ich gern."

„Ei, haltet ihr die Staufen werth,
Was steht ihr hämmernd hier am Herd?
Ein junges Blut, ein frischer Muth,
Dem thut des Schwertes Sausen gut.

Hätt' ich noch solche Eisenhand,
So zög' ich wohl in's welsche Land,
Wo Konradin, der Kaisersohn,
Sein Leben setzt an seine Kron'." —

„Ei zieht der Staufen in's Gefecht,
Ist Schurz und Hammer mir nicht recht:
Ich gürt' ein Schwert an meine Seit',
Und helf' ihm streiten seinen Streit."

Der Schmied, er zieht zum Tiberstrand:
„Wie blau die Luft! wie grün das Land!
Doch, müßt' ich nicht beim Staufen sein,
Besser gefiel mir's dort am Main."

Der Schmied trifft bald die deutsche Schaar:
„Wo fleugt der kaiserliche Aar?"
„Dem Aare ward ein Garn gestellt;
Besiegt, gefangen unser Held!"

Doch plötzlich schallt es aus der Schaar:
„Der Konradin! er ist's fürwahr!
Befreit hat ihn der Engel Hand;
Nun hilft er uns ins deutsche Land!“

Sie heben klirrend auf den Schild,
Sie tragen jubelnd durch's Gefild
Den guten Schmied aus Frankenland,
Der denket: „Hie ist Gottes Hand!

Gab er mir Konradin's Gestalt,
Gab er zum Helfen auch Gewalt!
Ja,“ ruft er laut, „mit starker Hand
Führ' ich euch heim in's deutsche Land.“

Wohl geht der Weg durch Feindesmacht,
Wohl gilt es da manch heiße Schlacht:
Der Schmied führt sie mit starker Hand
Bis an das treue Alpenland.

Und hier auf deutschem Lagerfeld
Tritt vor das Heer der gute Held:
Er trägt kein Schwert an seiner Seit',
Er schwingt den Hammer, stark und breit.

„Ich führt' euch von den Welschen her,
Davon hat Gott allein die Ehr';
Nun muß es an ein Scheiden gehn,
Nun sollt ihr mich wohl selten sehn.“

Da geht ein Murren durch das Heer,
Der wackre Held, der schmunzelt sehr:
„Auf daß ihr wißt, warum ihr murrt
Ich bin der Schmied von Ochsenfurt.

Mein Ritterkleid behagt mir schlecht,
Mein Schurzfell ist mir eben recht;
Und kommt ihr mir einmal zum Main
So trinkt mit mir den Frankenwein!“

669.

Das Synagogenwappen zu Heidingsfeld.

Mundlich. (Würzb. Mundart von J. Rutter).

In Hätzfeld (Heidingsfeld) ham sich emol die Juda a Synagog gebaut. Wie sie mit'n Baua ferti warn, ham sie a es Wappe von Hätzfeld hi mach well. Aber der Magistrat von Hätzfeld, der die Juda nit leit hat kenn, hat ne bei großer Straf' verbotta, es Hätzfelder Stadtwappe an ihr Synagog ze mache. Do ham die Juda ihr'n Magistrat bei'n Ferschtbischof in Wörzborg deßwega verklagt. Der Ferscht war grad guatt aufgelegt, und hat ne lechelnd befohla, sie sellte sei ferschtlichs Wappe an ihra Synagog mache. Der Ferscht hat aber Adam Friedrich von Seinsheim g'hessa, und hat in sein Wappe zwee Säu. Die Juda ham en ferschtlia Befehl folga müss', und weil in den Wappe zwä Säu warn, hat der Rabiner bei der Einweihung die Säu für koscher erklert. Von dera Zeit o essa die Hätzfelder Juda es Schweinefleisch so gern.

670.

Der Heidingsfelder Nabel.

Mundlich.

Einst lagen die Heidingsfelder Bürger mit den Würzburgern im Streit. Die Heidingsfelder als Bürger einer böhmischen Stadt wollten Etwas vor den Würzburgern voraus haben und suchten ihre Mundart vornehmer zu machen. So soll der Bürgermeister einen dicken Nebel, welcher gerade über dem Mainthale lag, mit dem vornehmeren „Nabel" benamset haben. Wenn man nun heute in Würzburg die Kinder fragt: Wie weit geht der Nebel? — so antworten sie: bis Hätzfeld, denn dort ist der Nabel.

671.

Die niesende Jungfrau.

Mündlich.

Auf der Wiese zwischen Heidingsfeld und Würzburg stehen drei Pappelbäume. Dort sahen einmal in einer Vollmondnacht zwei heimkehrende Häcker von Heidingsfeld ein wunderschönes Fräulein mit einem weißen Schleier sitzen. Als sie vorübergingen, hörten sie dieselbe dreimal niesen. Beide sagten dreimal: Helf Gott! — und das Fräulein antwortete: Ihr habt mich erlöst. Von dieser Stunde hat sich das Fräulein mit dem weißen Schleier nicht mehr sehen lassen.

672.

Wildes Heer am Spilberg bei Randersacker.

F. Panzer Beitr. z. deutschen Myth. S. 176.

Im Spilberg ist ein schönes Schloß; in dem Saale sitzen die Geister um den Tisch. Einst hörte der Mainüberführer von dem jenseitigen Ufer herüber ein Brausen in der Luft, und Winseln; vermeinend, es wolle Jemand über den Main gefahren sein, fuhr er nach dem anderen Ufer. Da bestieg der wilde Jäger mit seinen Geistern die Fähre. Als das wilde Heer übergeschifft war, hörte der Fährmann eine Stimme nach dem Fahrlohn fragen, er konnte aber aus Angst kein Wort sprechen. Da warf das wilde Heer Feuer in die Fähre, daß die Kohlen auf dem Boden rollten. Einer aus dem wilden Heere konnte nicht folgen, und rief: „Wär' ich gegürtet und geschürzt, könnt ich auch mit." Das hörte ein Mann am Ufer, welcher ihm einen Strohgürtel umband, da konnte der Geist nachfolgen.

673.

Das wilde Heer bei Würzburg.

Mündlich. (Würzburger Mundart von J. Ruttor).

Es is a mol vor Alters a Heckawerth von Wörzborg nach Ransacker (Randersacker) mit an Wegela g'fahrn und hat sich Wei g'holt droba bei en Häcker. Wi er nach Wörzborg hem g'fahrn is mit sein Wegela, wars scho speat in der Nacht, weil er droba so lang gebraucht hat, bis er mit'n Weiversucha ferti worn is. Wi er di Hälft von Weg von Ransacker nach Wörzborg gemacht hat, hat er auf emol so a args Gschrei ghört, daß ihn sei Ohrn g'summt ham. Und es Gschrei is immer neher kumma, und war es wilda Heer. Wi's ganz nah war, is er mit sein Wegela steha geblieba und is vor lauter Forcht unta nunter gekrocha und ha si auf'n Boda hingelegt. Wi's wilda Heer an's Wegela hikumma war, ham sie all aus sein Fäßla von sein Wei getrunka. Wi sie all getrunka g'hatt ham, hat der Heckawerth gedocht (gedacht), in sein Fäßla kennt' ke Trepfla Wei mehr sei. Wi er nun hem (heim) kumma is, hat er sei Fäßla nunter'n Keller gelegt, und der Wei in den Fäßla war so guat, daß sei Gest all lauter solche Wei verlangt ham. Aber es Fäßla is nit leer worn, immer fort is no Wei rausgeloffa. Endli is der Heckawerth übermithi worn und hat si bei seina Gest gros mit gemacht, daß sei Fäßla nemmer leer wäret, und hat di Gschichta mit'n wilda Heer derzehlt, wi si ihn passirt war. Und wi er wider nunter'n Keller ganga is, is sei Fäßla auf e mol ganz leer gewesa. Der Heckawerth hat's jezt oft bereit, daß er nit sei Maul g'halta hat, aber es hat ihn nix mehr g'holfa.

674.

Der irrende Kornmesser zu Würzburg.

Mündlich. (Wurzb. M. v. d. Vor.)

Hinter der Reieraferch (Neuererkirche) is a Gaß, di heßt mer die Korngaß. In dera Gaß is a Kornboda und g'hert en Magistrat. 's war e mol in Wörzborg a großa Theierung und Hungarsnoath, und

viel arma Leit sen vor Hungar g'storba, weil sie ke Geld und ke Broad g'hatt ham. Doa hat nun der Magistrat sein Kornboda aufmach lassa, daß fier die arma Leit Korn hergeba und zua Broad gebacka wer sollt'. Doa is a Kornmesser, der di Uebersicht über'n Kornboda g'hatt hat, herganga und hat Nachts hemli viela Wega (Wagen) voll Korn an di Hätzfelder (Heidingsfelder) Juda verkauft und hat sei arma Wörzborger Leit und 'n Magistrat drum betroga. Und weil er des nit g'beicht hat, muß er von sein Toad o (an) als Geist umgeha. Jedesmol an Grüna Dunnerstag Nachts leßt er sich seh und doa geat er von Elfa bis Zwelfa von Kornboda di Korngaß nauf bis an di Reiererkerch und wider zeruck und mus auf seiner Axel en Sack voll Korn und a Metz voll Wetz (Weizen) in seiner Hand trag. Und das mus er so lang thua, bis ihn amol a goldens Sunntagskind sein Sack und sei Metz abnimmt und ihn erlest. Bis jetzt hat's aber no ke Mensch thua meg, weil sie sich all vor'n fercha (fürchten), denn sei Auga sen so groaß wie Fensterscheiba.

675.

Das Kroatendorf (Krabattendorf) zu Würzburg.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

We mer von neia Thoar reikummt, und die ersta Gaß linker Hand naufgeat, so kummt mer an a Reiha Heiser, und di hessa di Wörzborger es Krabattedersla. Wi di Schweda von di Kaiserlicha Saldata nausgejagt worn sen, warn a a paar Kumpeni Krabatta debei. Und weil die Krabatta lauter Kerl warn, dena mer nit recht hat trau dörf, weil sie gern lange Finger g'macht ham, so hat sie ihr General mit enanner doa raus nei di klena Heisli eiquatirt. In dena Heisli ham grad ke Leit gewohnt, und weil di Krabatta nit in di Stadt nei gedörft ham, so hat mer di Heiser es Krabattadersla g'hessa und so heßt's no heit ze Tag.

676.

Das Reierer Freßglöckche.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

In Reierer Kloster war e mol a Sakristan, der hat nit gern gebett, sondern hat en ganze Tag nix thua well als ess. Wenn er nun Mittag um a Zwölfa Ave Maria leit hat miß, so hat er immer nit ganz ausgeleit, daß er ehr zum Essa kumma is, und hat immer es letzte „Gegrüßet seist du, Maria," weggelassa. Das hat er lange Johr so fortgetrieba, bis er auf'n Todtabett gelega is. Da hat er's gebeicht und nach sein Toad hat er lange Johr als Geist umgeha miß, bis sei weggelassene Gegrüßet seist du Maria von sein Nachfolger, en neia Sakristan, alle nachg'holt warn. Deßwega hat er allemol lenger leit miß. Das Gleckla aber, das so hell klingt, daß mer's unter alle Glocka und Glöckli von ganz Wörzborg raushert, hat mer von dere Zeit o es Reierer Freßgleckla g'hessa, und alleweil (jetzt) no, wenn Mittag um a Zwelfa es Reierer Gleckla g'leit werd, saga di Leit in Sanerviertel (Sanderviertel): „Herst a, es Reierer Freßgleckla leit."

677.

Die Todtenmesse in der Marienkapelle zu Würzburg.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

Es is a mol in der Kapelle auf'n Mark dort a alter Mann gekniet, und der is vor lauter Midikeit eing'schlafa. Auf e mol wie er wieder aus der Kerch raus geha will, is die Thier scho zug'schlossa. Er schreit und klopft an die Thier, aber ke Mensch hat en rufa g'hert, weil die Kerchathier gar ze dick is. So is es denn Nacht worn und der Mann hat si in en Stul nei g'setzt und hat g'schlafa. Nachts um a Zwelfa is er auf emol aufgewacht, und doa hat's rausg'schellt. Doa is a geistlier Herr rauskumma und is zu'n hohe Altar mit seine Ministrante higanga, und hat a Amt g'halta. Und die ganza Kerch war ganz hell, und alle Stiel sen voller Leit gekniet, und auf der Orgel hat's so toll gelaut, wie's der Mann sei Letti (sein Lebtag) no nit g'hert hat, und ke enzig's

G'sicht hat er gekennt. Alle ham sie aber ausg'seha, als wenn se in Grab gelega wern. Doa schlegt's Ens (Eins), und auf emol war Alles mit enanner verschwunda und in der Kerch war's wieder stockfinster. Doa hat si der Mann so arg g'fercht, daß er an alle Glieder gezittert hat. Frua is er bei'n Ave Maria Leita endli rausgelassa worn, is hem ganga, hat si gelegt, hat gebeicht und nach acht Tag is er g'storba. Des warn lauter Geister, die in der Kapelle umgeha.

678.

Das farblose Christusbild.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

In der obere Gruft in der Neiminsterer Kerch stehat a Kreizbild von Holz. Doa is uner Herrgott an Kreiz, un helt die Arm über enanner gelegt. Das Bild is merkwirdi, weil's ke Farb onimmt. Emol hat a Maler en Auftrag kriegt, es Bild ozestreicha, und doa hat er en ganza Tag dezua gebraucht. Aber wi'n anera Morga die Leit nei die Gruft kumma sen, war es heilige Kreizbild wieder ohne Farbe dort g'stana. Von dera Zeit o hat ke Mensch mehr getraut, des Bild ozestreicha.

679.

Die heiligen Fußstapfen auf dem Nikolausberge.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

Droba auf en Käppela werd das Name Jesu Fest immer recht feierli beganga von dena Kapeziner. Es war a e mol es Name Jesu Fest, und von Nah und Fern sen die frumma Leit haufeweis en Käppelesberg naufganga. Doa is die Motter Gottes mit'n Jesukind a die Staffel naufganga bei alle Statione verbei, und hat a droba en Gottesdienst mit Amt und Predig beigewohnt. Und zum Andenke, daß die Motter Gottes mit'n Jesukind en Berg naufganga is, sen auf der linke Staffelseita zwe Fußstapfe in a Platte eigedruckt. Die zwe Fußstapfe sen alleweil (jetzt) no ze seha.

680.

Würzburger Wahrzeichen.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

Auf der Wörzborger Brucka steha zwelf groẞa Heiligebilder von Ste. Wenn vor Alters a Handwerksborsch von Wörzborg nach Karstatt (Karlstadt) kumma is, is er auf der Polezei dort g'fragt worn: Was mache die Heilige auf der Brucka in Wörzborg? — Und wenn er nit hat sag kenn: Sie mache a Dutzend — se ham s'en no e mol nach Wörzborg zeruckg'schickt, daß er die Stadt Wörzborg kenna lern kennt.

681.

Der Leichenzug im Domer Kreuzgange.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

In Thumer Kreizgang ham e mol die Schulbuba g'spielt. Doa ham sie en Tragbarrn genumma, ham en Buba draufgelegt und mit weiẞa Ticher zuagedeckt, und soa ham sie g'spielt, als wenn sie en Todta begraba wollte. Und soa sen sie in Kreizgang rumgewallt. Auf e mol is in Kreizgang a Thier aufganga, hat dena Buba ihr Todtaboor abgenumma, und weg war die Boor mit sam en Buba, und die Thier war wieder zue. Ke Mensch weeß, wu der Bua hikumma is, er war e mol weck und is a nemmer zum Vorschein kumma.

682.

Die Langgasse zu Würzburg.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

Neber'n Graven Eckertsthorn gehat mehr a klens schmals Gäßla nauf, wu mer hi auf'n Mark kummt; des Gäßla heßt mer die Langgaſſ'. Vor Alters is e mol frua vor'n Ave Maria Leita a Rathsherr dorch des Gäßla nauf nei die Kapelle ganga. Wie er an Graven Ecker verbei

war, is glei am Eck a schwarzer Mann g'stanna. Der hat sie jetzt auf'n fetta Rathsherrn sein Buckel g'henkt, und hat si von en trag lass'. Doa is en Rathsherrla die Gass' so lang vorkumma, und der schwarze Mann is en soa schwer worn, daß er g'schwitzt hat. Endli wie's Ave Maria g'leit hat, is er erscht an's End von Gäßla kumma, und wie er's Kreiz gemacht hat und hat o ze beta g'fanga, is der schwarze Mann auf e mol von sein Buckel runtergeplumbt und war gleich verschwunda. Von dera Zeit o heßt mer des Gäßla die Langgass', und alleweil (jetzt) heßt's a no soa.

683.

Der Engelszug bei Würzburg.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

Auf's Käppele broba, wu jetzt die Kapeziner sen, kumme alle fufzig Johr die Engel mit brennenda Kerza obo iber'm Berg rieber gewallt und geha nei die Kerch und singa. Anna (Anno) 1841 hat mer sie es letzte Mol g'hert, doa ham sie soa schöa g'sunga und ham die ganze Kerch soa schöa beleicht. Die Leit in der Nachberschaft ham die Beleichtung g'seha und ham den wunerschena G'sang g'hert, und ham's nei's Wörzborger Abendblatt setz lass'.

684.

Des Teufels Windsbraut.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

En alter Häcker hat mer e G'schicht derzelt, wu sein Vater begegent is. Der is e mol in Summer drauß sein Wengert (Weinberg) gewest und hat gearbeit. Neba sein Wengert war a großer Kleeacker, und doa hat grad a Meed (Magd) en Kleea zammgerechent und auf Haufa gemacht. Mei Vater war grad an so en Kleeahaufa an der Owella (Pfad zwischen zwei Feldern) g'setza und hat e Käs und Broad ess' well. Auf e mol is a Windsbraut kumma und hat alla Kleeahaufa aus enaner

gejagt. Doa hat die Meed g'flucht: „Doa sell aber glei der Teifel neischlag!" — Und in den Augeblick is die Meed von Wind aufg'hoba worn und is in die Luft verschwunda. Mein Vater aber hat die Windsbraut sein Käs mit samm en Papier mit fortgenumma. Ueber a Weil is sei leers Käspapier wieder runterg'floga. Doa hat er g'sagt: „Hast en Käs g'fressa, kannst a es Papier behalt." — Ueber a Weil sen dera Meed ihr Schlappa (Pantoffel) wieder runter g'falla, von ihr hat mer aber nix mehr g'sena, und ke Mensch weß, wu sie hi kumma is.

685.

Luther in Würzburg.

Mündlich.

Auf der Reise zum Wormser Reichstage kam Doktor Martin Luther auch nach Würzburg, wo er im Kleebaum einkehrte, und die Maaß Wein, die er getrunken, noch schuldig ist. Im Kleebaum soll früher ein Bild gewesen sein, worauf Papst Leo, Luther und Kalvin abgebildet waren nebst dem Teufel, worunter folgende Verse standen:

Der Pabst spricht:
„Ich bin das Licht."
„Ich hab's geputzt" —
Lutherus spricht.
Kalvinus will es gar ausblas,
S.....t ihm der Teufel auf die Nas.

686.

Das Feuermännlein und der Schiffer.

Mündlich. (W. M. v. J. Nuttor.)

Vor Alters is e mol Nachts a feierigs Männle hi an's Hätzfelder (Heidingsfelder) Fahr kumme und hat en Fehrer gerufa, er sellt's in sein Schelch nach Hätzfeld nieber fahr. Forchtsam und mit Zittern is der Fehrer nieber g'fahrn und hat es feierige Männle in sein Schelch über'n

Mee (Main) rieber g'fahrn. Wie's Männle ausg'stiege is, hat's sei Fahrgeld en Fehrer nei die Hand geb well. Der hat aber g'sagt, es sellt's nur auf's Bänkla hileg. Wie der Fehrer en anere Tag higeguckt hat, is a Goldstick dort gelega.

687.

Die Studentenbesen.

Mündlich.

Die Würzburger Studenten veranstalteten einmal eine große Schlittenfahrt und luden alle Schönen der Stadt dazu ein. Die Herren Studio erhielten aber abschlägige Antworten. Um dieses zu vergelten, setzte jeder Student in den Rennschlitten, den er leitete, einen Kehrbesen mit Hut und Schleier hinein; und so fuhren sie durch alle Gassen der Stadt. Von dieser Zeit an sind die Mädchen in der Studentensprache „Besen" geheißen bis auf den heutigen Tag.

688.

Die Neubauuhr zu Würzburg.

Mündlich.

Die Neubauuhr war sonst die Uhr, nach der man die andern Uhren richtete. Diese hatte ein alter Diener zu besorgen. Einmal sollten in der Neujahrsnacht alle Uhren Nachts um zwölf Uhr nach der Neubauuhr gerichtet werden; aber siehe da, um zwölf Uhr war unsere Neubauuhr stehen geblieben. Der alte Diener ward nun deßhalb aus dem Dienste gejagt, und in der nächsten Nacht um zwölf Uhr mußte die Neubauuhr statt einmal zweimal die Stunde schlagen. Und heute noch schlägt die Neubauuhr jede Stunde doppelt. Weil aber der weggejagte Diener dieselbe verfluchte, deßwegen bleibt die Neubauuhr so oft stehen, was noch heut zu Tage trotz allen Reparirens der Fall ist.

689.

Der ewige Student zu Würzburg.

Mündlich.

Mancher, der nächtlicher Weile an der östlichen Seite des Universitätsgebäudes vorüberging, wo oben die Gitterfenster des Karzers herabschauen, hat schon eine in einen Mantel gehüllte dunkle Gestalt die Mauer entlang auf und ab wandeln gesehen. Das ist der ewige Student. Vor langen Jahren war einmal an der Würzburger Hochschule ein flotter Studio, dem Nachtschwärmereien und wüste Zechergelage zur andern Natur geworden. Der Karzer war daher sehr oft seine Herberge. Da er von seinem wilden Leben durch keine Ermahnungen abzubringen war, so wurde er von seinem Vater verflucht, ewig den Studentenkarzer zu hüten. So oft sich nun der ewige Student sehen läßt, deutet es eine neue Bevölkerung des Karzers an. So lange aber der ewige Student nicht von seiner nächtlichen Geisterwache abläßt, so lange blüht die alma Julia fort. Die Menschen sterben, die Wissenschaft lebt ewig.

690.

Das Studentenglöcklein zu Würzburg.

Mundlich.

Auf dem Universitätsgebäude erblickt man im Garten ein kleines Thürmchen emporragen. In diesem Thürmchen hing früher ein hellklingendes Glöcklein, welches man das Studentenglöckchen nannte, und welches von einem Pedell geläutet wurde, wenn die Kollegien anfingen, und wenn Studentenversammlungen stattfanden. Einst hatten sich mehrere Spaßvögel verabredet, während der Kollegien das Studentenglöcklein wie zum Sturme zu läuten, und dadurch die ganze Universität in Allarm und Verwirrung zu bringen. Sie führten ihr Vorhaben wirklich aus und läuteten mit allen Kräften; und siehe da, das Studentenglöcklein, gleichsam aufgebracht über solchen Unfug, riß den Schwengel ab, sprengte das Thürmchen auseinander und fiel in den Garten herab. Ein Professor

verfluchte das Studentenglöckchen, und seitdem kann kein Glöckchen mehr in dieses Thürmchen gebracht werden. Und noch heute ist das Thürmchen ohne Glöckchen zu sehen.

691.

Der Schwedenthurm.

Von Gustav Schwab.

Zu Würzburg steht ein grauer Thurm
Weitab vom lust'gen Maine,
In seinem Balken pickt der Wurm,
Es nagt das Moos am Steine.

Die hohle Brust durchröchelt schwach
Ein rostig Uhrwerk stöhnend,
Sein Stundenschlag ist auch noch wach,
Doch nur die Zeit verhöhnend.

Denn wenn die Glocken alle ruhn
Ein Viertel vor der Stunde,
Beginnt er ein verkehrtes Thun
Mit eh'rnem Lügenmunde.

Ob seinem frühen Schlage quält
Sich, was auf Märkten handelt,
Der Kranke, der die Stunde zählt,
Der Reisende, der wandelt,

Wie dulden es die Städter nur,
Den Trüger stets zu hören?
So wißt: sie mögen seiner Uhr
Den alten Fluch nicht stören.

Denn in dem dreißigjähr'gen Sturm,
Im langen Jammerkriege,
Da war der falsche Schwedenthurm
Einst eines Gräuels Wiege.

Verschwörer saßen dort versteckt
In seiner Glockenstube;
Ein dumpfer Streich ward ausgeheckt
In lust'ger Mördergrube.

Als drauf die Stadt voll Frieden schlief,
Die unbewehrte Rechte
In sichrem Schlummer senkten tief
Des Reiches treue Knechte;

Ein Viertel hub vor Mitternacht
Der Thurm an irr zu reden:
Zwölf Schläge dröhnten da mit Macht,
Laut riefen sie den Schweden.

Und der verstand das Zeichen wohl,
Ein Pförtlein fand er offen,
Das Blut in allen Kammern quoll,
Die Schlummerkissen troffen.

Der Strom empfing, als tiefes Grab,
Der Leichen schwer Gerölle;
Doch Jubel scholl vom Thurm herab,
Hoch oben jauchzt die Hölle.

Ihr Sieg war kurz, ihr Stachel ward
Geknickt durch schnelle Rache;
Dem Thurm verrätherischer Art
Ließ man des Truges Sprache.

Im Räderwerk der Wahnsinn knarrt,
So steht er grau, zerfallen;
Muß, bis man ihn als Schutt verscharrt,
Von seiner Sünde lallen.

692.

Der Küfer im Hofkeller zu Würzburg.

Mundlich.

Als das große Faß Nr. 1. im Hofkeller zu Würzburg, welches 660 Eimer 24 Maas hält, zum ersten Male mit ausgezeichnetem Steinweine gefüllt wurde, verschrieb sich der trinklustige Küfer, welcher es gebaut hatte, dem Teufel unter der Bedingung, daß er, so oft aus dem Fasse Wein abgezapft oder solcher in dasselbe gefüllt werde, sich einen Rausch von Steinwein trinken dürfe. Dies war auch der Fall, da er jede Weinfüllung zu besorgen hatte. Als er sich einst bei einer solchen Füllung wieder einen Rausch getrunken hatte, stürzte ihn der Teufel die Treppen hinab, so daß er den Hals brach. So oft nun aus diesem Fasse Wein abgezapft oder in dasselbe neu gefüllt wird, hören die dabei beschäftigten Küfer ein gieriges Schlürfen, denn es ist der Geist des Küfers, der sich einen Rausch trinkt. Wohl mit Beziehung darauf mahnt eine alte Inschrift an jenem Fasse:

„Du aber, der du trinkst, leb' wohl und denk dabei,
Daß Gott von dieser Gab' der höchste Schöpfer sei."

693.

Pipin auf der Brücke zu Würzburg.

Mundlich.

Auf der Mainbrücke zu Würzburg steht eine Statue des heiligen Pipinus, die bei den alten Würzburgern in hohen Ehren stand. Es soll nämlich der heilige Pipin an dieser Statue guten Rath und Aufklärung ertheilt haben. Hatte ein Bürger eine häusliche Angelegenheit, in der er Rathes bedurfte, so ging er Abends auf die Brücke und betete dreimal: O heiliger Pipinus, was soll ich thun? Und bis zum andern Morgen hatte ihm der heilige Pipin guten Rath gegeben, und er wußte, welchen Entschluß er fassen solle. Daher hört man noch heute die Würzburger sagen, wenn Einer nicht recht schlüssig werden kann: Geh auf die Brücke und befrage den heiligen Pipinus.

694.

Der Herenthurm in Würzburg.

Mündlich.

Im Zwinger steht an der Stadtmauer ein alter Thurm, den jetzt ein Aufseher über die Glacisanlagen bewohnt. Das ist der Herenthurm. In diesem Thurme wurden die Heren eingesperrt und gequält, um sie zum Geständnisse zu zwingen. In gewissen Nächten vernimmt man im Thurme ein sonderbares Heulen und Aechzen. Das sind Geister von Heren, welche viele unschuldige Mitbürgerinnen als Heren angaben und zum Feuertode brachten. Auch will man schon öfters in gewissen Nächten im Zwinger graue Spukgestalten mit Ofengabeln in der Hand auf- und abwandeln gesehen haben.

695.

Renata in Unterzell.

Mündlich.

In den Gebäuden des vormaligen Prämonstratenser-Nonnenklosters zu Unterzell spukt oft in heiligen Nächten eine verschleierte Nonne. Sie trägt einen Rosenstrauß in der Hand, und wandelt mit langsamen Schritten durch die dem Gottesdienste entfremdeten Klosterhallen. Dies ist der Geist, der am 21. Juni 1749 auf dem Herenbruche bei Würzburg als die letzte Here in Franken und in ganz Deutschland verbrannten Maria Renata Singer von Mossau. Jedesmal, wenn sie bei ihrer nächtlichen Geisterwanderung eine Rose aus ihrem Strauße zerpflückt hat und zu Boden fallen läßt, soll es anzeigen, daß in Würzburg in Kurzem ein geistlicher Herr sterben werde.

696.

Das Marienbild auf der Festung.

Mündlich.

Auf dem nordöstlichen Thurme der Festung Marienberg bei Würzburg befindet sich ein Marienbild. Als im Schwedenkriege die Festung von den Schweden erstürmt worden war, kletterten mehrere Schweden auf den Thurm, um das Marienbild, das sie für Gold hielten, zu rauben. Als nun einer die Höhe erreicht hatte und das Bild anfaßte, rief er höhnisch: „Da haben wir die H—.“ Augenblicklich stürzte er herab und brach den Hals. Erschreckt stiegen seine Kameraden herab, und wollten nichts mehr von einem Raube des Marienbildes wissen.

697.

Der wandelnde Thürmer.

Mündlich.

Am Grafen Eckartsthurme zu Würzburg steht öfters Nachts ein grauer Mann unten an der Straßenecke. Wenn man ihn ansieht, verlängert er auf einmal seine Gestalt, und wird so groß, daß er mit seinem Kopfe die Thurmuhr erreicht, an die er dann mit der Hand greift. Dies ist der Geist eines Stadtthürmers, der einst seine Sturmglocke nicht zog, als in dem Hause eines ihm feindlichen Bürgers Nachts ein Brand ausgebrochen war.

698.

Die Burkardswecke.

Mündlich.

Der heilige Burkardus, der der erste Bischof von Würzburg gewesen, ließ einst während einer Hungersnoth bei einem Bäcker Wecke backen, und sie täglich unter die armen Leute vertheilen. Deßhalb feierte das Würzburger Volk lange Zeit hindurch seinen Jahrtag am 14. Oktober mit

einer alten Sitte. Es wurden von den Bäckern Wecke von einer eigenen Form, nämlich der eines Ringes, am Festtage des heiligen Burkardus, unter dem Namen der Burkards-Wecke gebacken, und Freunde, die sich zufälliger Weise an selbigem Tage begegneten, grüßten sich um einen Burkards-Weck, den derjenige bekam, so dem andern mit diesem Gruße: „Guten Morgen um einen Burkards-Weck“ zuvorgekommen war. Jetzt werden solche Burkardswecke von den Bäckern im sogenannten Burkarder- oder Mainviertel noch gebacken; aber die Sitte, dieselben zu verschenken, ist außer Brauch gekommen.

699.

Die Michelswecke und der Lichtbraten.

Mündlich.

Die Handwerker feierten sonst in Würzburg den Tag des Erzengels Michael als des Besiegers des Fürsten der Finsterniß durch ein Festmahl. Da mußte den Handwerksgesellen von ihrem Meister ein Braten, den man den „Lichtbraten“ nannte, zum Besten gegeben werden, weil dieselben am andern Tage bei Licht zu arbeiten beginnen mußten. Auch wurden eigene Wecke an diesem Tage gebacken, die man die Michelswecke nannte. Heut zu Tage werden die Michelswecke am 29. September in eigenthümlicher Form noch von allen Würzburger Bäckern gebacken, der Lichtbraten aber wurde von den Handwerksmeistern auf den vorhergehenden oder nachfolgenden Sonntag verlegt.

700.

Der Wallfisch zu Würzburg.

Mündlich.

In der guten alten Zeit unserer Ahnen war die Sang- und Dichtkunst nicht so unbeachtet beim Volke, wie in der gegenwärtigen Zeit, wo man Dichter im Elende zu Grunde gehen läßt, wovon wir Beispiele erzählen könnten. Damals zogen die Meistersänger und fahrenden Schüler im

Lande herum, und brauchten nirgends eine Paßkarte aufzuweisen. Sie stimmten ihre Lieder an, und wo sie einsprachen, waren sie willkommen und wurden auf's Beste bewirthet und verpflegt. Da steht zu Würzburg in der Bankgasse ein Haus, worin jetzt eine Bierwirthschaft ist. In diesem Hause nun sprach in jenen Zeiten einmal ein fahrender Schüler ein, und wurde sehr herzlich aufgenommen. Dem Hausherrn gefiel besonders ein Lied vom Propheten Jonas im Wallfischbauche, das der fahrende Schüler nicht oft genug singen konnte. Da der Hausherr unersättlich in seinem Verlangen war, das Jonaslied zu hören, mußte ihm der fahrende Schüler versprechen, drei Tage lang sein Haus nicht zu verlassen. Als der dritte Tag zu Ende war, veranstaltete der Hausherr seinem theuren Sängergaste einen Abschiedsschmaus, und lud seine Freunde dazu ein. Der fahrende Schüler sang beim Weggehen, er komme jetzt auch nach drei Tagen wie der Prophet Jonas aus dem Wallfischbauche. Von der Zeit an nannte man dies Haus den Wallfisch, und so wird es noch jetzt vom Volke geheißen.

701.

Die eiserne Hose.

Mündlich.

Hinter der Marienkapelle zu Würzburg steht ein Haus, welches den Namen „eiserne Hose" führt. In diesem Hause wohnte im Jahre 1525 der bekannte Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, so lange er als einer der Kommandanten des „armen Konrad," des Bauernheeres, im Bauernkriege zu Würzburg verweilte. Da hielt er auch einen Domherrn gefangen, und ließ ihn in eine eiserne Hose, die er eigens hatte fertigen lassen, stecken, um ihn dadurch zu zwingen, anzugeben, wo seine verborgenen Schätze lägen. Allein der geistliche Herr blieb standhaft. Nach Beendigung des Bauernkrieges ließ er nun zur Erinnerung an seine ausgestandenen Leiden ober der Thüre dieses Hauses an die Wand eine eiserne Hose malen, und von der Zeit an nannte man dieses Haus die „eiserne Hose." Die gemalte eiserne Hose ist zwar verschwunden, aber das Haus wird von den Würzburgern noch heut zu Tage die „eiserne Hose" genannt.

702.

Das Horenbrünnlein bei Würzburg.

Mündlich.

Auf der Wiese, die vom Burkarderthore gegen Heidingsfeld führt, sammelt eine vom Nikolausberge herabkommende Quelle in einer kleinen von der Kunst gemachten Grotte ihr gutes Wasser. Dieses Brünnlein, an dem so mancher Wanderer ausruht und sich durch einen frischen Trunk erquickt, heißt das Horenbrünnlein. Diesen Namen erhielt das Brünnlein daher, weil an demselben zwei Mönche aus dem nahen ehemaligen Andreaskloster ihre Horas zu beten pflegten, und die Quelle geweiht hatten. Seitdem soll dieses Wasser Heilkräfte für Brustleidende besitzen.

703.

Der Mühlgeist.

Mündlich.

In der Kanalmühle zu Würzburg soll man zeitweilig Nachts ein großes Poltern und Jammern gehört haben; das ist der Mühlgeist, welcher sich in der Neujahrsnacht neben dem Mühlrade sehen läßt. Derselbe war einst ein Müllerbursche und liebte ein Mädchen, in welches noch ein anderer Müllerbursche verliebt war. In der Neujahrsnacht stieß er seinen Nebenbuhler mit einem höllischen Fluche in das Mühlwerk hinab und muß nun zur Strafe als Mühlgeist wandern.

704.

Die Neujahrsrosen.

Mündlich.

In Würzburg war einmal ein Fürst, der die Rosen ungemein liebte. Immer mußten sie seine Tafel schmücken und mit Duft erfüllen. Einst war ein ungeheuer kalter Winter, alle Blumen erfroren in den Gewächs-

häusern, da die Gartenkunst noch keine so hohe Stufe erreicht hatte, als heut zu Tage. Das that dem Fürsten unendlich leid, daß er seine Lieblingskinder, die Rosen, entbehren mußte. Dies war auch den Würzburgern bekannt, und die Bürger traten in Berathung, wie sie am Neujahrstage ihrem geliebten Fürstenherrle seine langentbehrten Rosen ersetzen könnten. Blühende Rosen waren nirgends aufzutreiben. Da verfiel ein Bäcker auf den Gedanken, Rosen aus Backwerk zu formen und dem Fürsten als Neujahrsgeschenk zu bringen. Der Gedanke fand Beifall. Am Neujahrstage brachte jeder Würzburger Bäcker dem Fürsten eine frischgebackene Rose. Der Fürst war über diesen Einfall sehr erfreut und verlieh den Bäckern mehrere Privilegien. Seit der Zeit backen die Bäcker in Würzburg Neujahrsrosen, welche sie meistens als Neujahrsgeschenke an ihre Kunden geben.

705.

Der Schenkenthurm bei Würzburg.

Mündlich.

Im Schenkenthurme hauset ein Lindwurm und ein Zwerg. Die Ritter des Schenkenschlosses, von dem nur ein Thurm und einige alte Mauerreste heut zu Tage noch übrig sind, waren Raubritter. Von der Burg führte ein geheimer Gang bis an den Main, und war mit einer an einem Drahtzuge hängenden Glocke versehen, wodurch ihnen jedesmal verkündet wurde, wenn ein Kaufmann des Weges zog. Tief in dem finsteren Schachte des verfallenen Gemäuers liegt geraubtes Gut aufgehäuft, von dem Lindwurm bewacht. Um Mitternacht kommt aus dem nahen Gehölze ein Zwerglein dahergeritten und führt auf einem schwarzen Rappen neben sich ein schwarzes Gerippe in Ketten nach dem Thurme. Da bekommt das Gerippe wieder Fleisch und wird von dem Lindwurm umfaßt und zu Staub gepreßt. Es steigen Flammen auf und verzehren das Gerippe nebst dem Lindwurm; aus der Asche wallen scheußliche Würmer auf, welche sich selbst aufzehren. Da siedet's und braust's unten, und eine große Feuerglut umzischt den alten Thurm. Wenn der Vollmond vor dem nahenden Tage sich verbirgt, besteigt das Zwerglein wieder seinen luftigen Rappen und reitet in's Gehölze zurück.

706.

Der Pudel im Schenkenthurm.

Mündlich.

Einst bemerkten mehrere Metzgersbuben, welche beim Schenkenthurme ihre Hammel auf der Weide hüteten, Nachts einen halb verfallenen Eingang in den Thurm. Sie krochen hinein, kamen weit hinab und fanden eine schwere Geldkiste, auf welcher ein schwarzer Pudel saß. Sie erfaßten nun stillschweigend die Kiste und schleppten sie mühsam herauf. Als die Kiste bereits oben war, und die freie Luft begrüßte, da rief einer von ihnen aus: „Gott sei Dank, daß wir einmal so weit sind!" Kaum waren ihm diese Worte entfahren, so fiel die Kiste aus ihren Händen und sank in eine ungeheure Tiefe hinab, aus welcher ein fürchterliches Geheule heraufscholl. Und die Metzgerbuben konnten den Eingang nicht mehr finden, von dem sie voll Schrecken hinweggelaufen waren.

707.

Der Pflasterer auf dem Hofplatze.

Mündlich.

Auf dem Hofplatze vor der Residenz zu Würzburg, der einen Flächeninhalt von 209,811 Quadratschuh hat, hören oft die Schildwachen Nachts ein starkes Klopfen, gerade, als ob gepflastert würde. Alte Leute erzählen, als der Hofplatz gepflastert worden, sei die Arbeit an mehrere Pflasterer gegeben worden. Einer von diesen sei nun öfters Nachts hingeschlichen und habe das Pflaster der Andern wieder aufgerissen, damit er am Meisten verdiene. Deßhalb sei er von jenen verwünscht worden, müsse als Geist umgehen, und sei an die Pflasterarbeit gebannt. Früher soll er manchmal von goldenen Sonntagskindern gesehen worden sein.

708.

Der letzte Hieb.

Mündlich.

Vor Alters wurden in Würzburg häufig Zigeuner, wenn sie in herumziehenden Diebsbanden aufgegriffen wurden, auf dem Pranger ausgestellt und dann auf den Galgenberg, wo jetzt der Kugelfang ist, und damals ein Galgen stand, geführt und aufgehängt. Bevor sie auf den Pranger hinauftraten und ehe sie von demselben herabstiegen, erhielten sie derbe Ruthenstreiche, meist auf entblößte Körpertheile. Dann wurden sie durch die Stadt nach dem Sanderthore, um einen Theil der Stadt herum und dann den Berg hinauf geführt. Denn zum Rennwegerthore durfte der Zug nicht hinausgehen, weil man sonst bei der fürstbischöflichen Residenz vorbeigekommen wäre, und die Delinquenten die fürstliche Gnade hätten anrufen können. (Noch jetzt müssen die Delinquenten diesen Weg machen und dürfen nicht an der Residenz vorüber.) Auf dem Wege zur Richtstätte waren mehrere Stationen bestimmt, wo die Delinquenten anhalten mußten, um Ruthenstreiche zu empfangen oder mit eisernen Zangen gezwickt zu werden. Einst waren mehrere Zigeuner am Pranger ausgestellt, worunter sich auch eine anmuthige Weibsperson befand. Diese schien von adeligem Zigeunergeschlechte zu sein, da sie ein äußerst feines Hemd am Leib hatte, und wurde vom umstehenden Volke gar sehr bemitleidet. Als sie nun auch Ruthenstreiche empfangen sollte, boten sich mehrere junge Mannspersonen an, die Hiebe anstatt ihrer auszuhalten; allein es ward nicht angenommen, und die hartherzigen Henkersknechte ertheilten der adeligen Zigeunerin die diktirte Anzahl von Hieben. Auch auf dem Wege wurde ein solches Anerbieten von Seite der jungen Mannspersonen nicht angenommen. Als sie an der Stelle, wo man die Stadt zum letzten Male vor sich liegen sieht, ihre letzte Tracht Hiebe erhalten sollte, murmelte sie einen leisen Fluch, und dem Henker erstarrte die Hand, so daß ihm die Ruthe entfiel, und er nicht im Stande war, sein Prügelamt zu vollziehen; und er blieb für immer gelähmt. Diese Stelle auf der Anhöhe nannte man jener Zeit „den letzten Hieb." Später ward ein Bierkeller daselbst erbaut, welcher noch jetzt diesen Namen führt. Aber beim schäumenden Kruge denken wenige daran.

709.

Walther von der Vogelweide.

Von J. G. Seidl. — Zu den Sagenb. I., 243 mitgetheilten folgen hier weitere Gedichte, deren jedes die Sage entweder erweitert oder eigenthümlich darstellt.

Walther von der Vogelweide
War ein wackrer Sängersmann:
Sich und Anderen zur Freude
Stimmt er seine Lieder an.

Walther von der Vogelweide
Sagt und sang aus Herzensgrund.
Nahm in Freude wie im Leide
Sich kein Blättlein vor den Mund.

That sich Zwang in keinem Dinge,
Recht so, wie der Vogel singt,
Der da singt, damit er singe,
Nicht weil's Lob und Lohn ihm bringt.

Und so wie der Vogel eben
Sich bald da bald dort gefällt,
Zog er hin und her im Leben,
Seine Weide war die Welt.

Sechzig Lenze schon hat Walther
Eingeläutet mit Gesang;
Bis auch seinem frischen Alter
Einst das letzte Stündlein klang.

Dort zu Würzburg legt er nieder
Seinen morschen Wanderstab,
Bat im letzten seiner Lieder
Um ein stilles Sängergrab.

Bat, daß sie sein Grab bedecken
Einfach nur mit rohem Stein,
Welcher hohl an seinen Ecken,
Hohl auch oben möchte sein.

In die hohlen Ecken gieße
Man alltäglich frische Fluth,
Daß ein Born dem Vogel fließe,
Der darauf vom Fluge ruht.

Oben in die Höhlung streue
Man alltäglich frisches Korn,
Daß der Vogel baß sich freue,
Trifft er Atzung auch am Born.

Was er wünscht', es ward vollzogen,
Korn und Wasser fehlten nie,
Und so kam's zum Grab geflogen
Schaarenweis' voll Melodie.

Wenn noch kaum der Morgen graute,
Sang und zwitschert' es schon d'rauf,
Und sobald der Abend thaute,
Saßen dort die Vöglein auf.

Recht so eine Vogelweide
Gab es, wo im stillen Hag
Walther von der Vogelweide
Nie des Lied's entbehrend lag.

710.

Der Vogelsteller von Würzburg.

Von Alexander Kaufmann. — V. Karajan (Vortrag über Walther in der Sitz. der hist.-philos. Klasse der Akad. zu Wien am 1. Oktober 1851) läßt des Sängers Grab nicht von „Trauerweiden," sondern von „der Linde" beschattet sein.

Wie lustig rauscht's, wie lustig schwirrt's
Von Vögeln aller Arten!
Doch plötzlich schweigt es, stille wird's
Im grauen Münstergarten.

Das Völklein merkt's: Es naht die Zeit,
Die Trunk und Körnlein spendet,
Wie's Walther von der Vogelweid
Den Sängern zugewendet.

Doch heute säumt der Sakristan
Ganz ungewohnter Weise —
Da steigt ein Bursch den Baum hinan
So leise, leise, leise —

Was freut ihn lust'ger Vogelsang?
Er freut sich schon im Sinne,
Gelingt ihm heut der gute Fang,
Am morgigen Gewinne:

„Zwei Pfennige die Nachtigall'
Zwei Amseln einen Heller" —
Da knickt der Ast, ein schwerer Fall:
Todt liegt der Vogelsteller! —

Als schnöde Habgier Trunk und Korn
Den Vöglein weggenommen,
Warum hat da nicht heller Zorn
Den Rächer überkommen,

Daß er mit jähem Strafgericht
Die Gierigen erschlagen,
Die einem armen Vogel nicht
Gegönnt ein kurz Behagen,

Die gleich der Spreu des Dichters Wort
Geschlagen in die Winde?
Ach, lange war der Baum verdorrt,
Herrn Walthers treue Linde!

711.

Des Sängers Grab.

Von J. F. Freiholz. — (Nach Fabricius und mündl. Ueberlief.)

Walther von der Vogelweide,
Aechtes deutsches Sängerherz,
Wolltest nicht, daß man bereite
Dir ein Grab von kaltem Erz;
Nichts verlangst du von der Welt
Als ein luft'ges Baumgezelt,
Daß der Vöglein muntres Singen
Noch zu dir in's Grab soll dringen.

Drum zu Würzburg bei'm Neumünster
Hat man dir ein Grab gemacht,
Nicht von Steinen trüb und finster,
Nur vom Himmel überdacht,
Einen Baum darauf gepflanzt
Daß du friedlich schlummern kannst
Magst des Windes Liedern lauschen
Die durch Ast und Laubwerk rauschen.

So wird tief im kühlen Raume
Immer dir der Frühling kund,
Denn dich weckt aus ros'gem Traume
Jedes Jahr der Vöglein Mund.
Von des Baumes Lebenssaft
Strömt auf dich auch Lebenskraft:
Deine ungesung'nen Lieder
Blüh'n als Maienglöcklein wieder.

Kam mal einst ein Knab gegangen
Der die schönen Blümlein knickt
Und mit neidischem Verlangen
Nach den holden Sängern blickt.
Wie er süße Lockung gab
Keiner läßt des Dichters Grab,
Drum will er den Baum besteigen,
Dann wird jedes Nest sein eigen.

Hoch zum Gipfel schon gestiegen
Hat er manches Nest zerstört,
Mag der Ast sich mahnend biegen
Ihn hat falsche Lust bethört.
Doch der Vögel Klaggeschrei
Lockt Herrn Walther schnell herbei
Zürnend aus dem finstern Sitze
Steigt er nach des Baumes Spitze.

Seiner Vöglein Qualen haben
Bittre Thränen ihm erpreßt,
Und so steht er vor dem Knaben
Schützend bei dem letzten Nest.
Als der Knab Herrn Walther sah,
Wußt er nicht wie ihm geschah,
Schrecken lähmte seine Glieder
Todt stürzt er zur Erde nieder.

712.

Walther von der Vogelweide.

Von J. B. Goßmann.

Von allen Künsten steht doch oben an
Die wunderbare Kunst der Lieder!
Und warst du ihr nur einmal zugethan
Du kehrst zu ihr beständig wieder,
Wie sehr dich sonst des Lebens ernster Plan
Auch zieht zum Troß des lauten Tages nieder.

Du singst und singst — und singst dir nicht genug,
Du wirst es stets von Neuem inne:
Es ist ein unaussprechlich süßer Zug,
Ein Zauber, der bestrickt die Sinne,
Gleich jenem, der dich zu den Sternen trug
Im jungen Lenze deiner ersten Minne.

Was kümmert dich die Welt mit ihrem Gold,
Du trägst dein Glück im eig'nen Busen.
Dem ist von jeher Plutus selten hold,
Wem hold die Grazien und Musen;
Du brauchst dich nur auf ihren Ehrensold,
Und nicht auf andern, fremden Sold zu fußen.

Hat Mit- und Nachwelt dein Gesang erfreut,
Dann ehren dich mit Kränzen beide.
So ward sein Denkmal ehrenvoll erneut,
Daß es die Ruhestätt' ihm kleide,
Die Würzburg's altehrwürd'ger Münster beut
Dem edlen Walther von der Vogelweide.

Der zog als Jüngling wohlgemuth davon,
Und sucht sein Glück in weiter Ferne,
Er wandert von Paris nach Babylon,
Damit er allwärts Weisheit lerne;
Konstantinopel beut dem Musensohn
Und Bagdads Himmel seine schönsten Sterne.

Er sah zu ihnen auf mit heil'ger Brunst,
Mit off'nen Augen, off'nen Ohren.
Zu Wien erlernt' er seine Liederkunst —
Doch nein! — die war mit ihm geboren!
Wem nicht als Säugling ward der Musen Gunst,
Auf ewig ist und bleibt sie dem verloren.

Dann kehrt er von dem Wanderleben heim,
Nach langer Fahrt im Meer voll Klippen;
Da floß ihm, süß, wie Bienen ihren Seim
Aus tausend Blumenkelchen nippen,
In manchem Bild und manchem süßen Reim
Der Weisheit Honig von den Sängerlippen.

Willkommen hieß er freudig überall
Wo er die Saiten ließ ertönen;
Die Ritter horchten seiner Laute Schall,
Mit thränenfeuchtem Aug' die Schönen,
Die dann in ihres Herzens Ueberschwall
Mit manchem Kranz den edlen Sänger krönen.

Er sang in heiligem Begeistrungsstrom
Vom lieben deutschen Vaterlande,
Und von des Himmels ewig blauem Dom,
Und von der Minne süßem Bande;
Nicht in der Sprache von Athen und Rom —
Deutsch singen bracht' ihm Ehre, keine Schande.

Er sang so manchen Ritters Heldenthat,
Und sang die Blümchen auf der Haide,
Der Tugend Ruhm, ob Lumpen sind ihr Staat,
Dem Laster Spott auch im Geschmeide,
Denn wie das Leben vor den Blick ihm trat,
Er schmückt es mit des Liedes leichtem Kleide.

Dort auf der Wartburg in dem Sängerchor,
Von dem die Sage viel berichtet,
Dort trat auch er mit manchem Lied hervor,
Das er in heil'ger Gluth gedichtet,
Und seinen Tönen lauschte jedes Ohr,
Und ruhmvoll ward der edle Streit geschlichtet.

Dann sang er von der Schmach der Christenheit,
Aus trägem Schlaf sie zu ermannen,
Daß sie bekämpften dort im heil'gen Streit
Die Macht der Türken, der Tyrannen,
Bis Christi Grab von ihrer Wuth befreit,
Er selbst auch nahm das Kreuz und zog von dannen! —

O ständ' er heute doch noch einmal auf,
Sein Lied von Neuem zu beginnen!
Verändert hat sich jetzt der Zeiten Lauf,
Nun wär' es leichter zu gewinnen;
Kein Schwert — ein Wort bedingte jetzt den Kauf —
Schmach denen, die sich um das Wort besinnen! —

Sein Fuß beschritt mit Andacht jeden Ort,
Den einst in Knechtsgestalt beschritten
Der Gottessohn, das fleischgeword'ne Wort,
Und wo er hat für uns gelitten.
Lang weilt' er an dem heil'gen Grabe dort,
Ein selig Sterbestündlein zu erbitten.

Und als er endlich wieder heimgekehrt
Nach fast unzähligen Beschwerden,
Da fühlt er tief, was Salomon schon lehrt:
Wie eitel Alles ist auf Erden,
Und er beschließt, von frommer Gluth verzehrt,
Am Lebensabend Klausner noch zu werden.

Und dort wo einst des heil'gen Kilian
Unschuldig Martyrblut geflossen,
Hat eine Zelle sich ihm aufgethan
Bei andern frommen Chorgenossen,
Und hat ihn so, nach selbst gewähltem Plan
Vom eitlen Thun der Menschen abgeschlossen.

Mit frommen Werken bringt er hin den Tag,
Die Nacht mit mancher strengen Buße,
Liegt auf den Knie'n beim Abendglockenschlag,
Und Morgens bei dem Engelgruße;
Doch, wie er fasten auch und beten mag,
Dabei verläßt ihn nie die treue Muse.

Er singt sein Lied der Himmelskönigin,
Im Büßerkleide statt in Seide;
Und wenn im Hof ein Vögelein erschien,
Ob her vom Wald, ob von der Haide,
Dann streut er ihm die besten Körnlein hin,
Der fromme Walther von der Vogelweide.

Und als nun ihrer alle Tag genug
Im Gärtlein dort zusammen kamen,
Sie alle hörten, wann die Glocke schlug,
Wo ausgestreuet ward der Samen,
Da pickten ihm wohl auch im Niederflug
Aus seiner Hand das süße Korn die Zahmen.

Sein Testament das schrieb er endlich so:
„Die Seele Gott, den Leib der Erde!
Die Theilung macht, und dessen bin ich froh,
Im Uebrigen mir nicht Beschwerde,
Doch wünscht' ich, wenn ich einst dem Staub entfloh,
Daß noch mein Sängerschwarm gefüttert werde!"

War ihm doch fast, indem er weiter schrieb,
Als ob um ihn manch Vöglein weine.
„Das Wen'ge nehmet, was mir übrig blieb,
Ich habe sonst der Erben keine,
Und füttert mir, ich hab' sie gar so lieb,
Die Vögelein auf meinem Leichensteine!"

Er schrieb's und griff in's volle Saitenspiel —
Wie heute hat's ihm nie geklungen —
Denn ach! der edle Sänger steht am Ziel,
Und hat sein Schwanenlied gesungen. —
Wenn dir nun, was er sang und that, gefiel,
Dann, Dichter, auf! und kühn ihm nachgerungen!

713.

Der Studentenbach.

Mündlich.

Durch grüne Wiesen und Rebenhügel drängt sich ein Bach mit melodischem Murmeln hindurch nach Würzburg, der alten Frankenstadt, die er durchfließt, mehrere Mühlen in ihr treibt und dann kurz nach seiner Vereinigung mit einem andern Bache, der Pleichach, in den Main ausmündet. Dieser Bach heißt die Kürnach oder der Studentenbach. Ein Professor soll einst große Aehnlichkeit dieses Baches mit der durch den römischen Dichter Horaz so herrlich besungenen Blandusischen Quelle gefunden haben, daß er seinen Schülern den Aufenthalt an diesem Bache anrieth, und selbst seine Musestunden dort zubrachte. Seitdem konnte man immer am Ufer dieses Baches auf den grünen Rasen gelagert, Studenten antreffen, welche die Gedichte des Horaz und Virgil studirten. Und wirklich soll das Murmeln dieses Baches begeisternde Einwirkungen ausgeübt haben, und man nannte ihn seitdem den Studentenbach.

714.

Das Kilianusbrünnlein zu Würzburg.

Mündlich.

In der unteren Gruft der Neumünsterer Kirche ist neben der Grabstätte des heiligen Kilianus ein Brünnlein. Aus diesem Brünnlein soll der heilige Kilianus mit seinen Gefährten getrunken, und der Herzog Gosbert von Ostfranken nebst den Seinigen mit dem Wasser desselben getauft worden sein. Obwohl dieses Brünnlein nur jedes Jahr einmal, am Kilianustage, benützt wird, wird dessen Wasser doch niemals faul. Es soll gegen Augenweh gut sein und den Frauen ehelichen Segen bringen. Daher sagt man noch jetzt zu den Kindern, ihre Brüderlein und Schwesterlein seien aus dem Kilianusbrünnlein geholt worden.

715.

Der Maiengang.

Mündlich.

Vor achtzig Jahren wurde noch in Würzburg, wie in ganz Franken, der erste Mai als ein Volksfest gefeiert, von dem jetzt freilich unsere Jugend nichts mehr weiß. Die Mädchen sammelten sich in kleine Chöre und zogen von Haus zu Haus die Stadt durch. Eine trug eine Birke, die man den Maienbaum zu nennen pflegte, mit bunten Bändern geziert. Um diesen Baum schlossen sie, Hand in Hand geschlungen, tanzend und singend einen Reihen, empfingen an jedem Hause eine Kleinigkeit an Geld, das dann gesammelt, zur Veranstaltung eines festlichen Abendschmauses verwendet wurde. Der bei diesem Maiengange der fränkischen Mädchen gebräuchliche alte Volksgesang lautete:

Der Maye, der Maye
Ist gar 'ne schöne Zeit,
Da soll man lustig und fröhlich sein,
Lustig und fröhlich
Die Jungfrau, der Ehlich. *)

---

*) Der Verehlichte.

Das Patschen, das Patschen
Gefällt uns gar zu wohl.
Es muß ein reicher Kaufmann sein,
Der uns ernähren soll.
Laßt die Jungfern springen,
Laßt die Vöglein singen.
Der Maye, der Maye
Ist gar 'ne schöne Zeit.

Auch war es Sitte, mehr auf dem Lande als in der Hauptstadt, vor den Häusern des Pfarrers, des Beamten, des Schulzen und anderer Leute, denen man Ehre erzeigen und eine Freude machen wollte, in der Nacht vor dem ersten Mai einen grünen mit Bändern gezierten Baum zu errichten, und dadurch die Bewohner gleich beim Erwachen zum Genusse der Freuden des Wonnemonats einzuladen. Man hieß dieses: „Einem einen Mayen stecken" — und davon kam das fränkische Sprichwort: „Wem man nicht wohl will, steckt man keinen Mayen." —

716.

Urbanusfeier.

Mündlich.

Am St. Urbanustage (25. Mai) pflegten vor Alters die Winzer in Franken auf dem Markte die Statue des heiligen Urbanus auf einem mit einem Teppiche belegten, mit wohlriechenden Kräutern bestreuten und mit Kränzen umhangenen Tisch zu stellen. War der Tag heiter, so wurde — wie der Chronikschreiber Johann Böhm von Aub sagt, — die Statue bekränzet, reichlich mit Wein überschüttet und auf alle mögliche Art den Tag hindurch verehrt. Regnete es an diesem Tage, so wurde sie mit Wasser begossen, mit Koth geworfen und derb beschimpfet. Denn die Heiterkeit des Tages, wo die Trauben schon blühen, war ihnen ein Vorzeichen eines guten und reichlichen Herbstes, Regenwetter aber das Vorzeichen eines schlechten Herbstes.

717.

Johannesfeuer.

Mündlich.

Am 23. Juni als am Vorabend St. Johannes des Täufers feierte ehemals das fränkische Landvolk, wie fast alle deutschen Provinzen, ein besonderes Volksfest. Auf öffentlichen Plätzen wurde Feuer angezündet. Alte und Junge beiderlei Geschlechts versammelten sich um dasselbe und ergötzten sich mit Tanz und Gesang. Jünglinge und Mädchen, Hand in Hand geschlossen, übersprangen auch den brennenden Holzstoß. Man bekränzte sich mit Kräutern und Blumen, mit Beifuß besonders und Eisenkraut, und in der Hand trug man eine Blume, Rittersporn genannt. Diese hielt man vor die Augen, wenn man in's Feuer sehen wollte, und glaubte dann, das ganze Jahr hindurch von allen Augenkrankheiten befreit zu bleiben. Wenn man nach Hause ging, warf man die Kränze, mit denen man umwunden war, in's Feuer, und sagte dabei: „Mit diesen Kräutern müsse alles böse Geschicke verbrennen und fern von mir bleiben."

718.

Aschermittwochsfeier.

Mündlich.

Am Aschermittwoch versammelten vor Alters in Franken die Jünglinge alle Mädchen, die das Jahr hindurch beim Tanze erschienen waren, setzten sie auf einen langen, niedrigen Leiterwagen und zogen sie unter der Musik einer Schalmei in einen Fluß oder See. Die Bestreuung mit geheiligter Asche mag also damals zur Sühnung der Ausgelassenheit bei der Fastnachtsfeier ohne diese Reinigung nicht genug gewesen sein.

719.

Dreikönigsfeier.

Mündlich.

Am Tage der heiligen drei Könige bereitete vor Alters jede Hausmutter in Franken den Teig zu einem Honigkuchen, dem sie einen Schilling beimischte. War der Kuchen gebacken, so theilte sie ihn in so viele Theile, als Mitglieder der Familie waren, worunter aber auch fünf Arme für diesen Tag aufgenommen wurden, welche den Herrn Jesus, die Jungfrau Maria und die drei Könige vorstellten. Wessen Theil am Honigkuchen den eingemischten Schilling enthielt, der war König des festlichen Tages. Man hob ihn dreimal unter lautem Jubelgeschrei in die Höhe nach alter deutscher Sitte, setzte ihn auf einen für ihn zubereiteten Stuhl, und alle Hausgenossen huldigten ihm als König. Er ordnete für den ganzen Tag die Feierlichkeiten und Ergötzlichkeiten. Sein erstes Geschäft aber war, mit Kreide die Thürpfosten im Hause mit drei Kreuzen zu bezeichnen. Man setzte viel Zutrauen auf die Kraft dieser Kreuze, und glaubte sich dadurch gegen viele widrige Zufälle gesichert.

720.

Das Schwedenlied.

Mündlich.

Die Schweden hatten über vier Jahre das fränkische Vaterland ausgesogen und ausgeplündert, so daß ganze Ortschaften am Bettelstabe herumgingen. Nach der Vertreibung der Schweden aus Franken im Jahre 1635 mußte auf längere Zeit von der Steuer- und Abgabenentrichtung Umgang genommen werden. Wenn ein Steuerbüttel sich erblicken ließ, wurde ihm sogleich von den Leuten das Schwedenlied entgegengesungen. Dies lautet also:

Der Schwed is kumma,
Hat Alles mitgenumma,

Hat Fenster nei'gschlaga,
Hat's Blei weggetraga,
Hat Kugel draus gegossa,
Hat die Bauern mit derschossa.

Dieses Lied konnte man noch vor einigen Jahren von alten Leuten in vertraulichem Familienkreise in Würzburg absingen hören.

721.

Die Thurmdächer der Burkarduskirche zu Würzburg.

Mündlich.

Als die zwei Thürme der Burkardskirche zu Würzburg mit Schiefern bedeckt werden sollten, stand der Baumeister mit seinem Töchterlein unten, den Bau betrachtend. Da fiel ein Schieferstein herab, traf und verwundete das Töchterlein des Baumeisters. Da schwur derselbe: das soll der letzte Schieferstein gewesen sein, der von diesem Thurme gefallen. Er ließ nun die beiden Thürme ganz bis an die Spitze von gehauenen Steinen aufführen; und noch heut zu Tage fällt vom Burkarder Kirchenthurm kein Ziegelstein herab.

722.

Der Todtenzug.

Mündlich.

Am Sonntage Lätare wurde vor Alters in vielen Orten Frankens der Todtenzug gefeiert. Die Jugend verfertigte ein Phantom von Stroh, das den Tod vorstellen sollte, und trug es auf einer Stange im Dorfe oder der Stadt herum, dann in die benachbarten Ortschaften, und verbrannte es zuletzt. Der Zug fing nach dem vor der Predigt verlesenen Evangelium an. Man wähnte, daß, wenn diese Feierlichkeit unterbliebe, ein allgemeines Sterben folgen würde, oder daß Jemand aus dem Hause noch in diesem Jahre sterben müsse, an welchem dieses Phantom stehen bliebe. Man eilte also gleich dem Zuge mit Geschenken entgegen. Sie

bestanden gemeiniglich in Milch, Erbsen und dürrem Obste. Manche benachbarte Ortschaften aber zogen wie gegen einen gemeinschaftlichen Feind bewaffnet aus und trieben ihn von ihren Grenzen ab.

723.

Das verzauberte Kissen.

Mündlich.

In der Reibeltsgasse zu Würzburg spukte im vorigen Jahrhunderte ein reicher Weinhändler, der seinen Bruder um sein ganzes Vermögen gebracht hatte. Von einem frommen Kapuziner wurde er in ein Kissen gebannt und dasselbe hinaus auf's Feld in eine Hecke geworfen. Ein Bauer von Theilheim, der das Kissen fand, warf es auf seinen Wagen, und nahm es mit heim. Als nun seine Ehefrau Nachts ihr Bett bestieg und sich auf das verzauberte Kissen gelegt hatte, fing es in demselben sich zu regen an, und die Bäuerin wurde in die Höhe geschleudert. Sie warf nun das Kissen vom Bette in eine Ecke der Stube, und die ganze Nacht verscheuchte ein furchtbares Getöse den Schlaf der Familie. Am andern Morgen warf der Bauer das Kissen wieder auf seinen Wagen, und brachte es in die Hecke zurück, wo er es gefunden hatte.

724.

Das wüthende Heer bei Würzburg.

Mündlich. (Würzb. Mundart von J. Ruttor.)

A alte Häckersfrau hat mer a G'schichtla von ihrn Vater derzelt. Der is a mol an en Nachmittag naus sein Wengert (Weinberg) ganga. Doa hat er an Weg a große, graua Katz sitza g'seha, und dia hat a prächtigs Kreasla (Krause) von theiera Brabanter Spitza an ihrn Hals o g'hat. Wie die Katz auf en zuakumma is und hat en g'schmeichelt, hat er zu era g'sagt: „Kätzla, du hast ja a schens Kreasla o." — Auf e mol hat die Katz ihre Auga so feieri gerollt, is aufg'schwolla und fort

gega die Waldskugel zua higebraust. Und glei dernach is so a arger Storm kumma und so a args Dunnerwetter, daß mer gement hat, der jingsta Tag brechet o. Des war es withenda Heer, denn in zeha (zehn) Minuta war wieder es schensta Wetter.

725.

Konrads von Würzburg Tod.

Von August Schnezler. — F. v. d. Hagen Minnesinger IV. 724. H. Schreiber Taschenbuch für Gesch. und Alterthum in Süddeutschland. 1846. S. 415. Koberstein Grundriß §. 95, A. 3.

In die stille Klosterzelle
Blinkt der Abendsonne Licht
Auf die schlichte Lagerstelle,
Auf ein todtenbleich Gesicht;
Zu dem Bruder Dom'nikaner,
Der schon Jahre lang hier wohnt,
Trat der strenge letzte Mahner,
Welcher keines Alters schont.

Um den Sterbenden kniet leise
Seiner Ordensbrüder Zahl,
Aber aus dem braunen Kreise
Glänzt auch mancher Ritterstrahl;
Freiburgs edler Herren viele,
Wackre Bürger noch dabei,
Meister in dem Saitenspiele,
Schließen auch sich an die Reih'.

Alle kamen sie zu lauschen
Konrads letztem Athemzug,
Konrads, der so hoch einst rauschen
Ließ des Liedes Adlerflug;
Würzburgs ruhmbekränztem Sohne
Bringen sie den Scheidegruß,
Der ihn zu des Höchsten Throne
Liebend noch begleiten muß.

Doch der Lebensmüde richtet
Noch einmal das Haupt empor,
Seine Blicke, neugelichtet,
Brechen durch des Todes Flor,
Und er winket, aufzuschließen
Seiner Zelle Fensterlein,
Daß ihn voller noch umfließen
Mag der Sonne letzter Schein.

Draus im Blau, im wolkenlosen,
Sieht man hehr vom Dome blühn
Seiner Pyramide Rosen
In der Purpurstrahlen Glühn;
Und die eh'rnen Zungen regen
Sich nun auch zu dem Choral,
Der den frommen Abendsegen
Betet über Berg und Thal.

Dürstend hangen Konrads Augen
Am verklärten Münsterbild,
Klänge scheint sein Ohr zu saugen
Aus der Engel Luftgefild;
Seine letzten Kräfte sammeln
Nochmal sich zum neuen Schwung,
Leisen Munds, doch ohne Stammeln,
Spricht er mit Begeisterung:

„Brüder, Freunde aus der Runde!
Seid voll Dankes mir gegrüßt,
Daß ihr mir die bittre Stunde
Noch durch euren Trost versüßt!
Euerer Gebete Schwingen
Lassen aus dem Erdenband
Leichter meinen Geist sich ringen
Nach dem ew'gen Vaterland.

Von hienieden scheid' ich gerne:
Diese kampfestrübe Zeit
Hüllt des Sängers schönste Sterne
Tiefer stets in Dunkelheit;
Alle Zügel läßt erschlaffen
Sie der blinden Leidenschaft,
Nur in Schmach noch übt die Waffen
Fürstenstand und Ritterschaft.

Keines Ruhmes Ziele locken
Die verirrte Jugend mehr,
Zucht und Sitte flieht erschrocken
Vor der Lüste wildem Heer;
Rohe Lieder nur noch schallen,
Wüster Spaß und Becherklang,
Wo sonst in den Ritterhallen
Tönte keuscher Minnesang.

Wo nur noch die Faust sich Recht schafft,
Da erlahmt des Harfners Hand;
Wo nur Tyrannei und Knechtschaft
Er noch sieht im Vaterland,
Wo er nirgends mehr noch Pflege
Hoffen darf für seine Kunst,
Sucht er auf dem Himmelswege
Rettung aus der Erde Dunst.

Darum hatt' ich hier in's Kloster
Mich geflüchtet aus der Welt,
In den Port, wo sturmdurchtoster
Seelenhimmel sich erhellt;
All mein irdisch Minnen streifte
Ab ich vor dem Friedensthor,
Denn in meinem Busen reifte
Heiß mein höchstes Lied empor.

Und ich schuf die goldne Schmiede,
Drin mein Herz mit vollster Gluth
Zu Maria's Ruhmesliede
Hat verschmolzen all sein Gut:
Was nur Köstliches mein Seelen-
Schacht umschloß an Erz und Stein,
Gold und Silber und Juwelen
Schmiedet' ich ins Lied hinein.

Nehmt die Pergamentesrollen
Dort hervor aus jenem Schrank;
So nur, Brüder, Freunde! zollen
Kann ich euch noch meinen Dank
Für die Liebe, die dem greisen
Mönche stets bewahrt ihr habt:
Wenn an dieses Liedes Weisen
Ihr nach meinem Tod euch labt.

Was so kühn ich jetzt gesprochen,
Nehmt es hin als Schwanenlied!
Mein Geräth ist morsch gebrochen,
Selbst zusammen bricht der Schmied.
Von den andern Sängern neide
Ich nur einen einz'gen, dich,
Walther von der Vogelweide!
Du warst glücklicher als ich.

Denn dein Grab ist Würzburgs Erde,
Meiner theuern Vaterstadt,
Und auf seinem Futterherde
Ißt sich manches Vöglein satt.
Sei's, auch in der Fremde Grunde
Schläft der Sänger sanft und kühl,
Lebt er fort im Freundesmunde
Und in seines Volks Gefühl.

Aber Euch, ihr jüngern Meister
In dem edlen Sangesspiel!
Mögen reine, gute Geister
Leiten zu dem hehrsten Ziel!
Strebt zum Lenz des höhern Lebens
Aus dem Wintersturm der Zeit;
Baut auf Gott! — und nicht vergebens
Ringt Ihr nach Unsterblichkeit!" —

Konrads Worte still verklingen
Mit der Glocken letztem Zug,
Mit des letzten Strahles Schwingen
Nimmt sein Geist den Himmelsflug.
Auf den Schatz der goldnen Schmiede
Drücken alle heiß den Mund:
„Friede seiner Asche, Friede!"
Tönt aus jedem Herzensgrund.

726.

Der Teufelsspuk im geistlichen Seminar zu Würzburg.

Mündlich.

Auch im geistlichen Seminar wurde früher ein Teufelsspuk wahrgenommen. In demselben ist ein Zimmer, welcher das „Todtenkämmerlein" heißt. Wenn dort Nachts einer vorüberging, öffnete sich die Thüre, und der Teufel kam in Gestalt einer alten Frau heraus, sprang ihm auf den Rücken, und ließ sich den ganzen Gang durch tragen. Dies passirte immer demjenigen, der sein Brevier nicht vollständig gebetet hatte. Ein alter Pfarrer in Franken erzählt noch heute, daß er einmal den Teufel dort habe tragen müssen.

727.

Die Hullefrau zu Würzburg.

Mündlich.

Zu Würzburg erzählen noch alte Leute von der Frau Hulle. Sie schlich in der Christnacht auf den Straßen umher, hatte eine weite Haube auf dem Kopfe, war in einen weißen Mantel gehüllt, und hatte eine Ruthe in der Hand. So schlich sie vor den Thüren der Häuser herum, und wo in einem Hause böse unfolgsame Kinder wohnten, da ging sie hinein, öffnete die Thüre, und nahm die bösen Kinder in einem Sacke mit fort und trug sie dem Teufel zu. Die Frau Hulle schleicht jetzt nicht mehr herum, aber in der Christnacht kommen noch heute vermummte

Gestalten, um die bösen Kinder zu schrecken und zu züchtigen. Und eine solche Spukgespalt nennen die Würzburger noch jetzt die Hullefrau oder den Hullepotz.

728.

Das Teufelsloch unter der Mainbrücke zu Würzburg.

Mündlich.

Auch bei dem Baue der Würzburger Mainbrücke fehlte der Teufel nicht. Das Hochwasser hatte die alte Brücke mit sich fortgerissen, und es wurde eine neue gebaut. Da kam auch der Teufel und bot dem Baumeister seine Hülfe an. Doch dieser ließ sich mit dem seelenräuberischen Pferdsfüßler in keine Verbindung ein. Hierüber ergrimmt suchte jener den Bau auf alle mögliche Weise zu hemmen. Und wirklich brauchte man über hundert Jahre, um die Brücke zu vollenden. Nach ihrer Vollendung wollte der Teufel die Pfeiler untergraben, um sie von den Wogen wegreißen zu lassen. Doch da die Brücke schon durch kirchliche Weihe geschützt war, als der Teufel sein Zerstörungswerk versuchte, so vermochte er nur zwischen zwei Pfeilern ein Loch auszuhöhlen, und mußte dann abziehen. Dieses Teufelsloch, gewöhnlich nur das „Loch" genannt, soll grundlos sein und hat einen gefährlichen Strudel. Deßhalb passiren dieses Loch selten die Schiffe, sondern nur die Fichtelberger Flöße. So oft nun Flößer durch das „Loch" treiben, rufen sie den Heiligen Johannes von Nepomuk an, dessen Bild von Stein ober diesem Loche unter der Brücke angebracht ist.

729.

Die Martinsgans.

Mündlich.

Der St. Martinstag war von den ältesten Zeiten her in Franken für Geistliche und Laien ein der Freude besonders geweihter Tag. Man kann ihn als einen allgemeinen Kirchweihtag in Franken ansehen; wenigstens ist höchst wahrscheinlich der erste und entfernteste Grund, warum

dieser Tag zur allgemeinen Freude in Franken bestimmt worden, was Lorenz Fries in seiner Würzburger Chronik bemerkt.

Unter den fünfundzwanzig Pfarreien, die König Karlmann dem Stifte Würzburg gegeben, sind vierzehn, also mehr als die Hälfte, sagt er, zu Ehren des heiligen Martinus geweiht worden. Da das Erzstift Mainz, unter welchem auch Würzburg stand, St. Martin zum Schutzheiligen hat, so glaubt Fries, daß St. Bonifazius, der erste Erzbischof von Mainz, jene vierzehn Pfarreien, bei deren Einweihung er persönlich zugegen war, zur Ehre dieses Schutzheiligen seiner Kirche geweiht habe.

Nebst jenem ersten und entfernteren Ursprunge dieser allgemeinen Landesfreude mag die damalige Lage der Geistlichkeit, und der Umstand, daß gerade um Martinstag der Herbst geendet, und man sich nun aller Gaben der ländlichen Natur erfreuen konnte, die verschiedenen Gebräuche bestimmt haben, welche zur Feier dieses allgemeinen Festes eingeführt wurden.

Da die Geistlichen Anfangs fast alle nach Art der Mönche zusammen in einem gemeinschaftlichen Klaustrum lebten, und zur Zeit des Advents sowohl, als bald nach Weihnachten bis Ostern fasteten, ward, wie Lorenz Fries nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthet, den gemeinen Konventsbrüdern, Kaplänen und Kirchnern, die sich sonst das Jahr über mit schlechter Kost begnügen mußten, erlaubt, vor Anfang des Advents, ehe sie in die Fasten traten, an einem Abende sich etwas gütlicher als sonst zu thun. Da nun St. Martinstag als der Tag eines vorzüglichen Schutzheiligen des Landes von Geistlichen und Weltlichen mit besonderer Freude und Fröhlichkeit begangen ward, verlegten sie solchen ihren „guten Muth“ oder „Fastnacht“ auf die St. Martinsnacht oder auf den nächsten Sonntag, wenn St. Martinstag auf einen Freitag oder Samstag fiel. Damit sie solches desto baß thun möchten, trugen ihnen die Laien Gänse, Kapaunen, Hühner und Enten zu. Etliche, die es besser meinten, verschrieben ihnen dieselben als eine jährliche Abgabe von ihren Gütern. Wohl stipulirten sich auch Geistliche von ihren eigenen Gütern, wenn sie dieselben als Lehen an Bauern oder Bürger abtraten, einen solchen jährlichen Zins. Diese Abgabe dauert noch immer unter den Namen Martinsgänse, Martinshühner und Fastnachtshühner fort. Den Geistlichen thaten es die Laien nach, und kaum war ein Haus, wo nicht auf St. Martinstag eine gebratene Gans oder ein Schweinsbraten verzehrt wurde. Man kostete dabei das erste Mal vom neuen Weine. Wie sich überhaupt die

Freude gerne mittheilt, so geschah es auch am St. Martinstage. An diesem Tage wurde zu Würzburg in vielen Häusern Wein an Arme aus religiöser Freigebigkeit ausgetheilt. Die Küster in den Stiftern erhielten von jedem Chorherrn und die Handwerksleute von ihren Kundschaften einen Krug Wein. Sogar ein öffentliches Schauspiel von sonderbarer Art gab man am Vorabende dieses Tages dem Volke zu Würzburg. Im Bruderhofe wurde ein Amphitheater errichtet. Am Vorabende von St. Martinstag nach der Vesper versammelten sich die Domherren auf den für sie zubereiteten Sitzen, dazu eine Menge Volkes. In diesem Circus, der mit Stroh belegt war, wurden zwei oder mehrere wilde Schweine auf einander gehetzt. Das Fleisch wurde dann theils unter die Vornehmern, theils unter das Volk vertheilt. Während dieses Schauspieles wurde den Domherrn Most präsentirt, und einer reichte dem andern den Becher.

730.

Das verwünschte Haus zu Würzburg.

Mündlich.

Hinter dem Arbeitshause zu Würzburg, wo der hintere Wachtposten auf- und abwandelt, steht ein Haus; das ist ohne Dach und kann nicht weiter als bis zum Giebel gebaut werden, weil es verwünscht ist. Davon erzählt die Volkssage Folgendes: Vor Alters, als der Teufel mehr Gewalt über die Menschen besaß, als heut zu Tage, lebte in diesem Hause ein Vater mit zwei Kindern. Diese waren ungehorsam und ungerathen. Einstmals als die bösen Kinder sich sogar thätlich an ihrem Vater vergriffen, rief dieser in der Hitze des Zornes: „Wenn euch nur der Teufel das Hirn einschlüge!“ Und sogleich erschien der Teufel, ergriff die beiden Kinder und schleuderte sie mit solcher Gewalt an die Wand, daß sie gänzlich zerschmettert wurden. Da den Vater sein Zorneswunsch nach diesem Erfolge doch gereute, und er aus Gram seinem baldigen Lebensende entgegensiechte, so ließ er das Haus einreißen und verwünschte es, daß keine Familie mehr unter seinem Dache wohnen solle. Später wollte man dies Haus wieder aufbauen, allein man brachte kein Dach zu Stande, da es der Teufel jedesmal Nachts zerstörte. Und so steht das verwünschte Haus noch heute ohne Dach und Einwohner da.

731.

Der wandelnde Sterngucker zu Würzburg.

Mündlich.

Auf der Sternwarte auf dem Neubauthurme spukt ein Sterngucker, der jedesmal in der Vollmondsnacht auf dem Altane der Sternwarte mit einem großen Tubus= auf und abwandelt und alle Minuten den Mond beschaut. Der war einst unzufrieden, daß er mit seinen astronomischen Instrumenten nicht die nähere Beschaffenheit des Mondes ergründen konnte. Er beschwor deßhalb den Teufel und sandte ihn nach dem Monde, um ihm die erstrebte Kunde zu bringen. Allein der Teufel kam nicht wieder. Und so lange muß der Geist des gelehrten Sternguckers auf der Sternwarte spuken, bis entweder der Teufel die verlangte Mondskunde bringt oder ein Würzburger Professor diese durch seine astronomische Wissenschaft geben kann.

732.

Die nächtliche Rathsversammlung.

Mündlich.

Im großen Rathhaussaale zu Würzburg, wo jetzt die unterfränkischen Schwurgerichtsfälle verhandelt werden, sieht man öfters Nachts eine unheimliche Beleuchtung aus den Fenstern schimmern. Da halten Bürgermeister, Rath und Viertelmeister, die am 9. Mai 1525 sich durch einen feierlich publizirten Beschluß an die Aufständischen im Bauernkriege anschlossen und die Stadt Würzburg zur Hauptstadt des „armen Konrad," des Bauernbundes erklärten, ihre nächtliche Geisterversammlung. Bischof Konrad, dem sie den Schwur der Treue gebrochen, und der damals sein Vaterland als Flüchtling verlassen mußte, hat seinen Fluch über die Würzburger Rathsherrn ausgesprochen. So lange dieser Fluch nicht zurückgenommen, so lange müssen die geisterhaften Rathsversammlungen fortbestehen.

733.

Der Spuk in der Universitätsbibliothek zu Würzburg.

Mündlich.

In dem Gewölbe der Manuscriptensammlung der Universität spukt von Zeit zu Zeit Nachts ein graues Männchen, welches einen Pack Pergamentmanuscripte unterm Arme trägt. Dies soll der Geist eines Bibliothekdieners sein, welcher einst den Schweden die versteckten werthvollen Manuscripte verrathen hat. Diese Manuscripte wurden sämmtlich von Gustav Adolph nach Schweden geschickt.

734.

Der wandelnde Kaufmann in Würzburg.

Mündlich. (W. M. v J. Kuttor.)

In Wörzborg is auf'n Mark (Markt) früher a Kaufmannshaus g'stanna, in dem is alle Johr in der heilige Adventszeit a Kaufmann umganga, der viel ungerechts Guat an sich gezoga hat. Der Lada (Laden) in Haus hat nach en Ave Maria Leita nix mehr aufblei dörf, sunst sen alle Lichter brinna ausgeblosa worn und die Thier war für die Leit, die von auße nei gewellt ham, verschlossa. Wie der Spuk gar ze arg worn is, is er von en Geistlia in a Käſtle neigebannt worn, und mit den Käſtle hat a Saldat nach Rom zun Pabst reis miß, und hat en Geist derleſt. Von dera Zeit o hat der Spuk aufg'hert.

735.

Das Reuerer Küchenlatein.

Mündlich.

Im Reuererkloster zu Würzburg war einmal ein Koch, der nicht studirt hatte, aber oft von den Patern manchen lateinischen Brocken hörte und auffing. Hatte er nun solche Brocken aufgefangen, so hatte er nichts

Eiligeres zu thun, als dieselben, die er oft mißverstanden, seinem Küchenjungen mitzutheilen. Einst kam unbemerkt der Prior in die Klosterküche und vernahm, wie der gelehrte Koch seinem Küchenjungen die aufgeschnappten lateinischen Brocken dozirte. Da sagte der Prior lächelnd:

„Wenn Einer kann zwei Wort' Latein,
So will er schon ein Doktor sein."

Seit der Zeit sagen in Würzburg die Professoren zu den Schülern, welche recht viele Böcke im Lateinischen machen: Das ist Neuerer Küchenlatein!

736.

Der spukende Münzer.

Mundlich. (W. M. v. J. Ruttor.)

In der Minzgaß (Münzgasse), wua alleweil die Tobaksfabrik is, war vor Alters die ferschtliche Minz. Doa drinna geht's heit no um. Wenn die heil'ge Zeita kumma, gehat Nachts a grauer Mann in dena Geng auf und ab und hat auf 'n Buckel a Kiste voll Geld. Des is der Geist von en Minzer; der hat en Ferschta um en ganze große Kaste voll Geld beschissa (betrogen), weil er unters Silber so viel Kupfer gemischt hat. Der muß so lang als Geist umgeha, bis ihn a goldens Sunntagskind sein Geldkaste abnimmt und en derlest.

737.

Friedrich Barbarossa.

Von F. J. Freiholz.

In Würzburg's alten Straßen
Da steht ein stolz' Gebäud',
Das prangt als ein Gedächtniß
An Deutschlands Ritterzeit.

Die Fenster sind verfallen,
Die Zimmer stehen öd
Und durch die alten Gänge
Der kalte Sturmwind weht.

Die Raben auf dem Dache
Die krächzen hohl ein Lied,
Von einem alten Kaiser
Der todt durch Deutschland zieht.

Er zieht durch alle Reiche
Die ihm einst unterthan
Und fängt ob Deutschland's Trennung
Stets neu zu weinen an.

Doch kommt er hin nach Würzburg
Und schaut das stolze Haus
Dann hört er auf zu weinen
Dann sieht er freudig aus.

Und schönere Gefühle
Durchströmen seine Brust
Er sieht des Hauses Zinnen
Von ferne schon mit Lust.

Und um die Geisterstunde
Kommt er d'rum jeden Mond
Durchschreitet all' die Zimmer,
Die einstmal er bewohnt.

Und in dem großen Saale
Da sitzt er stundenlang,
Da klingt's in seinen Ohren
Wie himmlischer Gesang.

Er denkt vergangner Freuden,
Er denkt vergangner Lust
Und unter seinem Panzer
Schlägt höher ihm die Brust.

Hier ward vor vielen Jahren
Sein Weib ihm angetraut,
Drum wird er da so fröhlich
Und seine Freud' so laut.

Er möchte nimmer scheiden,
Da möcht er immer sein,
Doch mit dem Hahnenrufe
Muß er in's Grab hinein.

Das ist der alte Kaiser,
Das ist der alte Held,
Friederich Barbarossa
So nannte ihn die Welt.

738.

Die Trauben.

Von F. J. Freiholz.

Zu Würzburg in der alten Stadt der Franken,
Die stolz sich hebt an blauen Maines Rand,
Dort wo des Steinweins süßer Saft gedeihet,
Da herrschte einst ein Bischof fromm und gut.
Dem Stamm der Mespelbrunn war er entsprossen,
Dem alten, biedern, tapferen Geschlecht.
Doch Ein Blatt flocht er in den Kranz der Ahnen,
Das nimmer welken wird in Sturm und Zeit;
Und bleibt die Eine Blume grün erhalten
So bleibt der ganze Ehrenkranz stets neu.

Ein ew'ges Denkmal hat er sich gesetzet
Das ruht im Herzen seines Volkes tief,
Und stünde gleich der stolze Bau zertrümmert
So dächte man des frommen Julius doch.

Ein reicher Edler hatte ihn gebeten,
Er möchte Pathe sein bei seinem Kind,
Julius willfahrte freudig dieser Bitte,
Denn jeden Dienst der Liebe that er gern.
Und als er ging, gab er dem stolzen Grafen
Ein Kästchen, schön geformt aus Ebenholz:
„Das, sprach er, meinem Pathen zum Geschenke," —
Und kaum war auf dem Gang sein Schritt verhallet,
Als auch der Graf das Kästchen schnell erbrach,
Doch schneller warf er wieder zu den Deckel,
Denn was er hoffte fand er nicht darin.
„Das mir! du stolzer Bischof! du sollst büßen
Mir einem Ebenbürt'gen diesen Hohn!"
Und einem Diener gab er schnelle Weisung:
„Da bringe das dem Bischof Würzburg's hin."

Der Bischof saß gerad beim frohen Mahle
Um ihn herum das fürstliche Gefolg
Gelehrte Herrn, und Herrn vom fränk'schen Adel,
Da trat des Grafen Diener schnell herein:
„Mein Herr schickt euch das Weihgeschenk zurücke
Er hätte selbst genug von dieser Frucht!"
So lautete des Knappen höhn'sche Sendung.
Mit hoher Ruhe nahm es Julius hin.
Und gab dem Diener diese Antwort wieder:
„Bereuen wird dein Herr noch diese That,
Doch meinem Volke wird sie Segen bringen."
Darauf erbrach er schnell das kleine Kästchen,
Das angefüllt mit süßen Trauben war,
Doch Julius legt die schöne Frucht bei Seite
Und zieht den Kern des Kästchens schnell hervor:
„Dank! stolzer Graf, im Namen aller Armen,
Denn jetzt erfüll' ich meinen Lieblingsplan,
Die Schenkungsurkunde die ich gegeben
Verwend' ich jetzt zu edlerm, besserm Zweck,
Und aus dem schönsten Schloß im Frankenlande
Verwandle ich das schönste Hospital!"

Und Alles das, was Julius hier versprochen
Verwirklichte sich bald zu schöner That,
Verkaufen ließ er seiner Güter schönstes,
Und baute auf das Julius-Hospital.
Das ist das Denkmal, das er sich gesetzet,
Das seinen Namen bis zur Nachwelt führt,
Das Würzburgs Ruhm Jahrhunderte gewesen,
Und nur mit Würzburg selber untergeht.

739.

Versbach.

Mündlich. (W. M. v. J. Ruttor.)

Do ham die Leit e mol e Derfle gebaut, und wie's ferti war, ham sie nit gewißt, wie si's heff sellte. Do hat Ener en Teifel beschworn, er sellt' ihn en Name sag, weil er gedocht hat, er weret dann zum Schulza gewählt. Do is aber grad a Geistlier dorchs Derfle ganga, der zu en Kranke gange is. Wi der en Teifel g'seha hat, hat er's Kreiz gemacht und hat o ze beta g'fanga. Do is der Teifel g'schwind devo-geloffa und wie er iber'n Bach niber g'sprunga is, is er mit seiner linke Verscha (Ferse) nei'n Bach gepfletscht. Und deßwega hat mer des Derfle Verschbach g'hessa und so heßt's alleweil no.

740.

Der Parlafer in Würzburg.

Mündlich. (Würzb. M. v. d. Vor.)

Wie mer alleweil no von alte Motterli (Mütterchen) hert, is alle Johr in der Wallborgesnacht zwischa Elfa und Zwelfa der Parlafer in era prächtiga Kutscha mit vier grossa Rappa dorch di Stadt Wörzborg g'fahr'n. Von Sanerthor (Sanderthor) is er reikumma, und do hat er immer dene Leit, die sich en Teifel verschrieba g'hatt ham, wenn ihr Zeit aus war, en Hals rumgedreat und hat sie in seiner Kutscha mit fort=

genumma. Der Parlafer war aber nix aners als wie der Teifel selber. Seit a Pabst alle Hexa und G'spenster nei die Hell verbannt hat, kummt der Parlafer a nemmer nach Wörzborg.

741.

Die Reuerer kommen hintennach.

Mundlich. (W. M. v. d. Vor.)

In Wörzborg is e mol a neier Förscht (Fürst) gewählt worn. Der war recht reich, recht lusti und freigebi, mit en Wort, er war a kreiz=braver Herr. Wi er gewählt war, hat er große Festlikeite halte laff, ja, er hat sei ganz Volk ze Gast gelada. Auf der Thumgaff' is a Brunna g'sprunga, aus den is aus ser Rehrn weißer und rother Wei rausg'floffa. Doa is in ganz Wörzborg ke seliger Mensch nichtern geblieba. Doa hat der guata Förscht a e greß Gastmal für alle geistlia Herrn in seiner Resedenz og'stellt. Alle geistlia Herrn sen dezua eigelade worn. Wie es Gastmal verbei war, und Alles scho aufgezehrt war, weils dena geistlia Herrn gar ze guat g'schmeckt hat, und mer auf en Förschta sei Wohl getrunka hat, sen erscht die Reierer kumma. Doa hat glei der Förscht g'fragt: „Ihr Herrn, worum kummt ihr denn so speat?" — Der alte Reierer Prier (Prior) antwort't: „Gnäd'ger Förscht, mer ham erscht (erst) unser Brevier gebet't." Der Förscht sagt in guter Launa: „I kann eich nit helf; es is Alles aufgezehrt, worum seid ihr nit eher kumma. Ihr geistlia Herrn, ruft mer all nach, was i eich alleweil (jetzt) vorsag: Die Reierer kumma immer hintenach." Und alle geistlia Herrn ham in en Chor geruffa: „Die Reierer kumma immer hintenach." Die Reierer aber ham drauf wieder mit hungria Bauch hem (heim) geha müff'. Und von dera Zeit o is es a Wörzborger Sprichwort: „Die Reierer kumma immer hintenach." Und des Sprichwort hert mer von di Leit owenda, wenn's en hintenach reit (reut).

742.

Der frevelnde Bäcker zu Zell.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

In der heilige Christnacht derfa die Becka (Bäcker) nix back. Do is e mol vor Alters in Zell a Beckaborsch gewest. Den hat der Teifel eigeblosa g'hatt, wenn er in der Christnacht Broad backet, wäret er en großa Schatz fina. Der Borsch is Nachts aufg'stanna, und wie er runter nei die Backstuba kumma is, hat er g'sehna, daß sei Herr es Mehl in sein Kaste eig'schlossa g'hatt hatt. Wie er des g'sehna hat, is er glei zorni worn und hat g'flucht: „Jetzt sell aber der Teifel a neischlag!" Jetzt is er vor die Thier von sein Herrn ganga, hat geklopft und hat neigeruffa: „Meister, ihr hat es Mehl eig'schlossa, und i will doch mischa geha." — „Heit werd ja nix gebacka" — ruft ihn der Herr zua. Ueber e Weil kummt der Borsch wieder geloffa, klopft an sein Herrn sei Stubathier und ruft: „Meister, ihr hat ja es Mehl eig'schlossa, und i will doch mischa geha." — „Heit werd ja nix gebacka" — ruft der zorni. — Ueber e Weil kummt der Borsch zum dritta Mal geloffa, klopft an sein Herrn sei Stubathier und ruft noch a mol: „Meister, ihr hat ja's Mehl eig'schlossa und i muß doch mischa geha." — Zorni ruft jetzt der Meister aus: „So geha in drei Teifels Nama und misch; da hast e di Schlissel, we mer vor dir doch gar ke Ruh hat." — Der Borsch hat die Schlissel zun Mehlkasta genumma und is fortganga. E Weil drauf hat mer in der Backstuba jemmern (jammern) g'hert; doa hat der Teifel en Beckaborsch neigemischt, und wie mer frua an Backofa hikumma is, warn Fetza von seina Kleeder und a paar Knocha dortgelega; denn es hat der Teifel in der heilige Christnacht über die Frevler Gewalt.

743.

Der wandelnde Probst zu Oberzell.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

In Kloster Oberzell, das alleweil (jetzt) a große Maschienafabrik is, geat in heilige Zeite a Geist in Kreizgang um. Des is a Probst. Wie a mol vor e paar hunert Johr die Schweda nach Franka kumma sen,

und Alles ausgeplindert ham und g'sengt und gebrennt, sen alle Geistlia aus 'n Kloster Oberzell dervogeloffa. Doa hat der Probst es Geld alles mit enaner an en hemlia Platz eigegraba und hat ken Mensche anvertraut, wu es Geld vergraba war. Die Schweba ham es Kloster niedergebrennt, und wie sie wieder fort warn, is es Kloster wieder nei aufgebaut worn. Aber der Probst war g'storba. Und weil er ken Mensche g'sagt hat, wu er's Geld hivergraba hat, so muß er von dera Zeit o als Geist umgeha. Wenn mern siat, so helt er immer die rechta Hand in die Höha. Es Kloster is scho beinah fufzig (fünfzig) Johr ke Kloster mehr, aber en Probst siat mehr alleweil immer no umgeha.

744.

Der Grabenreuter zu Würzburg.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

Still, hert, ihr Leit, was ich eich sag',
Ihr kennt en Geist a seha;
Ihr derft nor heir an Channestag
Hi auf en Graba geha,
Doch an en Baum muß mer si stell,
We mer von Geist was seha sell.

Wenn's Elfa schlegt dort auf der Uhr,
Hert mer's auf e mol trappe,
Von Kronich (Krahnen) fengt er o sei Tur,
Sitzt auf en schwarze Rappe,
Und unter'n Arm tregt er sein Kopf,
Sei Hand di helt ihn fest bei'n Schopf.

So reit er nauf in volle Trapp,
Von weitem hert mer'n schnaufa;
Und runter wieder, doch sei Rapp
Kann runterwärts nit laufa.
Do geats so langsam, o Herr Je,
Mer ment, von Blei wern jetzt sei Bee.

So reit er auf und ab, bis Ens
Die Kercha-Uhrn thun schlaga;
Und immer, immer kummt no kens,
Will sei Erlesung waga,
Denn Feier speit sei schwarzer Rapp,
Wenn nauf er sprengt in volle Trapp.

Di G'schichte wißt ihr doch no nit,
Worum der um muß geha;
Merkt no a bißle auf, i bitt,
Sunst kennt ihr's nit versteha.
Di G'schichte o is ferchterli,
Korz will i's mach, sunst ferch i mi.

Es hat e mol a reicher Mann,
Verkauft sei Sache alle,
Das ziege er nach Holland kann,
Weil's hier ihn nix mehr g'falle.
Und auf a Schiff er Alles brengt,
Und scho es End' der Reis' bedenkt.

Der Schiffmann hat en umgebracht,
Und hat en nei in Graba,
Kee Mensch hat's g'seha in der Nacht,
Kaum war er todt, begraba,
Und mit sein Schiff und mit en Geld
Is gleich er nei di neia Welt.

Doch drinna hat kee Glück er g'hatt,
Sei Geld war bal bei'n Teifel;
Nach Wörzborg wieder reist er grad,
Worum, do is kee Zweifel.
Weil sei Gewisse ihn so schwer,
Daß er's kann aushalt nemmermehr.

Und auf en Rappe hi er kummt,
Nacht war's scho, hi zu'n Graba;
Und wie die Glocka Zehna brummt,
Muß ihn der Teifel haba:
Er schiaßt si selber dorch die Stern,
Und aus sein Kopf fehrt raus sei Hern.

Und jedesmol an Channestag,
Wu is der Mord dort g'scheha,
Do muß sei Geist — wie i euch sag' —
Um auf en Graba geha.
En Grabareiter heßt mer'n jetzt,
Hat viel Leit scho in Schrecka g'setzt.

745.

Das feurige Männlein bei Zell.

Mündlich. (W. M. v. d. Vor.)

In Zell ham e mol in der Adventszeit in era Stuba an Mee (Main) zwee Buba Abens g'spielt. Auf e mol ham sie es Fenster aufgemacht und ham nausgeguckt, und do is iber'n Mee drieba auf der Wiesa a feierigs Männle rumg'hopft. Die Buba ham jetzt g'schria: Hänsla, ge ri, Stitzeschеißer, Reibeißer! Do is auf e mol es feierige Männle über'n Mee rieber kumma. Wi das di Buba g'sehna ham, ham sie g'schwind ihr Fenster zueg'schmissa und ham sie gar arg g'fercht. Auf e mol is es feierige Männle zu'n Fenster reig'hopft, hat es Licht ausgeblosa und hat die zwee Buba so arg abgedruckt, daß sie alle zwee a paar Wucha krank gelega sen. Von dera Zeit o hat in Zell ke Mensch mehr en feierige Männle ruaff mög'.

746.

Der Baumeister des Doms zu Würzburg.

Mündlich.

Der Baumeister des Würzburger Doms vollendete seinen Tempelbau, wie so viele andere Baumeister, mit Hilfe des Teufels. Um sich zu verewigen, hat er im rechten Seitenschiffe des Doms in stolzem Hochmuth sich selbst nebst seiner Ehefrau im Bette an der Decke abgebildet. Als er damit fertig war, verrenkte er sich beim Herabsteigen einen Fuß. Er verfluchte deßhalb seine Skulptur. Dafür holte ihn der Teufel. Die Abbildung des Baumeisters nebst seiner Frau im Ehebette ist noch vorhanden, kann aber nur an Sonn- und Feiertagen um halb elf Uhr Vormittags wahrgenommen werden, wenn die Sonne das Bild in der Ecke bescheint.

747.

Der wandelnde Spitalverwalter.

Mündlich.

An der Kellerthüre des Bürgerspitals zu Würzburg hört man in gewissen Nächten ein starkes Geklopfe. Dann kommt ein Geist aus dem Keller und wandelt durch alle Gänge, eine Weinflasche in der Hand haltend. Das ist der Geist eines Spitalverwalters, der die Stiftung um viele hundert Flaschen Bocksbeutel betrogen hat und deßhalb umgehen muß.

748.

Das graslose Plätzchen im Hofgarten.

Mündlich.

Auf der nordöstlichen Seite des Würzburger Hofgartens ist ein von Kastanienbäumen umgebenes Plätzchen, auf dem kein Gras wächst. Dort soll der Sage zufolge ein Kriegsmann seine Geliebte aus Eifersucht

erstochen haben. Den Geist der Ermordeten wollen alte Leute mit fliegenden Haaren und blutiger Brust bei nächtlicher Stille klagend umwandeln gesehen haben.

749.

Das Irrlicht im Käferhölzchen.

Mündlich.

Im sogenannten Käferhölzchen in der Nähe von Biebelried wurden zwei Männer von einem feurigen Männlein irregeführt. Diese kamen einst spät in der Nacht von Biebelried her und gingen durch das Käferhölzchen. Als sie eine Strecke weit gegangen waren, sahen sie plötzlich ein feuriges Männlein aus einem Busche heraushüpfen, und dieses lief immer zehn Schritte vor ihnen her. Sie konnten immer nicht an's Ende des kaum eine halbe Stunde langen Gehölzes kommen und wanderten die ganze Nacht hindurch rüstig vor. Endlich früh beim Avemarialäuten erreichten sie das Ende des Wäldchens und das Feuermännlein verschwand; aber siehe, nun waren sie wieder bei Biebelried an der Stelle, wo sie das Hölzchen betreten hatten; denn das feurige Männlein hatte sie irre geführt.

750.

Das Marienbild zu Dettelbach und die Schweden.

Mündlich.

Die Schweden waren auf ihrem Eroberungszuge durch Franken auch in das Franziskanerkloster zu Dettelbach eingefallen. Die dortigen Mönche hatten sich bei Zeiten geflüchtet. Die Schweden plünderten das Kloster, und durchwühlten sogar die Gräber in vergeblicher Hoffnung reicher Beute. Das wunderthätige Marienbild in der Klosterkirche ließen die Feinde unversehrt liegen, weil sie nach dessen genauer Besichtigung einen besondern Werth daran nicht gefunden. Einige Bewohner von Dettelbach sahen die himmlische Jungfrau, das Jesukind auf dem Arme tragend, und im Monde stehend, mitten über der Wallfahrtskirche schweben.

751.

Sommerachs Name.

Mündlich.

In diesem Dörfchen, auf dessen Rebenhügeln bekanntlich ein ausgezeichneter Wein wächst, hatte ein Würzburger Fürstbischof einen ganzen Sommer zur Stärkung seiner Gesundheit zugebracht. Als der Sommer vergangen und der Fürst von dem freundlichen Dörfchen, das ihm so lieb geworden war, scheiden sollte, machte sein poetischer Kaplan ein Abschiedslied an das schöne Dörfchen, welches mit den Worten begann: Sommer ach! du bist verflossen. Von dieser Zeit soll das Dörfchen den Namen „Sommerach“ führen*).

752.

Das Marienbild zu Dimbach.

Dimbach, Ldg. Volkach. J. Gropp coll. script. Wirceb. II., 85.

Es war um das Jahr 1312, da hatte sich eine Bäuerin von Dimbach sammt ihrem Knäblein hinaus auf das Feld zur Arbeit begeben. Wie das nun zu geschehen pflegt, hatte sie das Kindlein auf den Boden in's Gras gesetzt. Während sie der Arbeit oblag, kam ein Wolf und trug es davon. Mit Entsetzen hört die Mutter das Geschrei ihres Kindes, aber anstatt dem Wolfe nachzulaufen, eilt sie spornstreichs zum nahen Kirchlein, fliegt zum Altar, reißt der Muttergottes das steinerne Jesukindlein vom Arm und betheuert, es nicht eher zurückgeben zu wollen, als bis sie ihr eigenes Kind aus den Klauen des Raubthieres zurück erhalten. Damit verläßt sie die Kirche und läuft mit dem Jesukindlein im Arm verzweiflungsvoll wieder dem Felde zu. Und siehe da, das grimmige Raubthier kommt der Verzweifelnden entgegen und legt ihr das Söhnlein wohlbehalten zu Füßen. Darauf bringt die Mutter voll Dank und Jubel das Jesu=

*) Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß diese und ähnliche Wortableitungen nur als Beiträge zur „deutschen Volksetymologie“ (s. Förstemann in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung von Aufrecht und Kuhn. Berlin 1851, I. Heft S. 1 ff.), keineswegs als Sagen Werth haben.

kindlein der Muttergottes zurück, nur daß sie es anstatt auf den linken Arm, auf dem es zuvor geruhet, auf den rechten hingesetzt. Von selber Stund' an ist viel andächtiges Volk nach Dimbach gezogen, auch der Ruf jenes Bildes in ganz Franken verbreitet worden.

753.

Die Kirche ohne Fenster.

Mündlich.

Die Vogelsburg, unweit Volkach auf einer beträchtlichen Anhöhe gelegen und auf zwei Seiten vom Maine umströmt, ehemals ein Eigenthum des Karmelitenklosters in Würzburg, hatte eine Kirche ohne Fenster. Eine Volkssage der Gegend gibt als Ursache dieses Umstandes an, weil dieselbe ohne die Erlaubniß des Würzburger Bischofs von dem Grafen Hermann von Kastell erbaut worden sei.

754.

Otelshauser Glocke.

Bechstein S. 148.

Ueber der Werrn drüben ohnweit Werneck breitet sich eine weite Flurebene aus, auf welcher kein Dorf und kein Dach, kein Haus und kein Hof steht. Dort ist es nicht geheuer, und man kann sich leicht verirren, und Manchen hat es auch schon irre geführt. Mitten in dieser Flurmarkung hat einst vor vielen Jahren ein Dorf gelegen, Otelshausen geheißen, wo in der Heidenzeit eine Gottheit verehrt wurde. Als nun St. Kilian auch in diesen Gegenden das Christenthum gepredigt hatte, und die Bewohner sich zu demselben bekannten, geschah es, daß die Bewohner von Otelshausen sich wieder abwandten von der reinen Lehre, angeführt von den heidnischen Priestern; da fluchte ihnen der Apostel und das ganze Dorf versank mit allen Bewohnern. Die Flurmarkung desselben wurde darauf unter die Bewohner der Nachbarorte vertheilt, das sind Theilheim, vulgo Dälheim, Schwanfeld, Eßleben und Weigolshausen,

und soll von dieser Theilung der Name von Theilheim herrühren, weil dort die Theilung geschah, und dieser Ort das Meiste empfing. Auf der Markung von Theilheim scharrten lange nachher die Schweine eine Glocke aus der Erde, das war die Glocke aus der entweihten Christenkapelle des versunkenen Otelshausen; sie wurde eingeholt, auf den Kirchthum gehängt, und ist lange nachher geläutet worden. Zum Andenken nahm das Dorf Theilheim eine Glocke in sein Siegel, und führt solches bis auf den heutigen Tag.

755.

Die heilige Jungfrau schützt Münnerstadt.

Die vor. Schrift S. 242.

Im dreißigjährigen Kriege, und zwar im Jahre 1641, wurde Münnerstadt von den Schweden unter Anführung des Weimarischen Generals Rosa hart bedrängt und belagert. Der Feind hatte auf dem Karlsberg seine Verschanzungen und begann von ihm aus die Stadt zu beschießen. In dieser war eine fromme Brüderschaft „zum heiligen Rosenkranz," die in solcher Bedrängniß heiße Gebete um Rettung zum Himmel sandte. Als nun die Kanonade vom Karlsberge herab am heftigsten wurde, offenbarte sich ein göttliches Wunder; denn die heilige Jungfrau erschien in ihrer Glorie, umschwebt von Engeln, im langen weißen Gewande und himmelblauen Mantel auf den Mauern und fing die feindlichen Kugeln auf. Darüber verwunderten und entsetzten sich die Schweden, hoben die Belagerung auf und zogen von dannen. Zum Gedächtniß dieser wunderbaren Rettung feiert Münnerstadt bis heute noch ein Dankfest mit feierlichem Gottesdienst und einer Prozession, während welcher die Stadtthore geschlossen werden. Und am Marienaltar in der überaus schönen Pfarrkirche künden wohlklingende lateinische Distichen der Nachwelt dieses Ereigniß.

756.

Steinerner Hund an der Kirche.

Die vor. Schrift S. 243.

Am nördlichen Eingang zur Pfarrkirche, oben linker Hand, ist ein steinerner Hund eingemauert. Man erzählt, daß dieses Bild den Hund des Maurermeisters der Kirche vorstellen solle, der seinem Herrn überall hin nachlief. Als nun einst der Architekt schon hoch oben am Dachstuhl arbeitete, kam der Hund auch hinauf, und sprang, da ihn sein Herr bedrohte, von droben herab, ohne nur im mindesten beschädigt zu werden. Da fertigte der Meister zur Erinnerung an diesen glücklichen Sprung das Bild seines treuen Hundes, und brachte es an der Stelle an, wo dasselbe sich noch jetzt befindet.

757.

Die scharfe Scheere.

Die vor. Schrift S. 244.

Außen an der Pfarrkirche zu Münnerstadt ersieht man einen Grabstein, auf welchem eine Scheere eingehauen ist. Der unter dem Grabstein Ruhende war ein andächtiger Schneider, welcher sich aber in seiner Andacht gar zu oft vom Teufel gestört sah. Dieser erschien ihm dann und flüsterte ihm zu, daß er recht viel Tuch in die Hölle werfen solle, und trieb auch sonst mit dem Schneider viele verfängliche Possen. Der Geplagte klagte seine Noth einem frommen Mann, und empfing von diesem den Rath, so der Teufel das nächste Mal sich wieder einstelle, solle er die Scheere nehmen, und ihm den Schwanz abschneiden. Diesem Rath beschloß der andächtige Schneider zu folgen; er schärfte seine Scheere, und als der Teufel wieder kam, schnitt er ihm den Schwanz rups und kahl vom Leibe weg. Der Teufel schrie Mordjo! fuhr von dannen und ließ den Schneider fortan in Ruhe. Die Scheere blieb lange als Erbstück bei der Familie. Auf dem Grabstein grub man ihr Bild zum Gedächtniß

ein. Seitdem sich das zu Münnerstadt begab, geht nun der Teufel ohne Schwanz unter den Leuten umher, und ist gar nicht mehr zu erkennen; daher kommt es auch, daß so viele sagen, es gäbe keinen Teufel mehr.

758.

Der kniende Esel.

Von Philipp Will.

Sieh aus der Kirche hohen Hallen
Den Priester andachtglühend wallen,
Den Kranken mit geweihten Händen
Das heil'ge Sakrament zu spenden.

Es reihet sich zum ernsten Gange
Der Mönche Schaar im frommen Drange,
Die heil'ge Hostie zu begleiten
Um die selbst Engel uns beneiden.

Und eine freche Menschenrotte
Verhöhnt den Zug mit frevlem Spotte
Verfolgt die Mönche, drohet ihnen,
Aefft nach der Frommergebnen Mienen.

Doch, Gotteswunder, Himmelsstärke,
Herr, unbegreifbar sind die Werke,
Die Du vollbringst in weisem Rathe,
Und unerforschlich Deine Gnade.

Ein Eseltreiber kommt und rastet
Mit seinem Thiere schwerbelastet.
Der Esel schaut die freche Menge
Und lauscht der Gläubigen Gesänge,

Fällt nieder, betet an im Staube,
Aus seinen Zügen spricht der Glaube,
Und nicht mit Worten, nicht mit Schlägen
Ist er vom Platze zu bewegen.

Zu Münnerstadt in Frankens Gauen
Geschah dies Wunder. Noch zu schauen
Ist an der Kirche äußern Wänden
Ein Bild von ungeübten Händen.

Man sieht die freche Rotte ziehen,
Den Esel andachtglühend knieen,
Es lebt der heil'gen Sage Kunde
Beständig in des Volkes Munde.

759.

Der goldene Brunnen.

Bechstein S. 250.

Am Fuße des Veitsberges in der Nähe von Neustadt an der Saale, quillt ein Brunnen, welcher der goldene genannt wird. Sein Wasser soll das beste in der ganzen Gegend, und besonders für die Augen sehr heilsam sein. Früher stand auf dem Veitsberg ein Kloster, und von da

kamen die Nonnen herab, und holten Wasser aus dem goldenen Brunnen. Auch jetzt, so geht die Sage, wird zu gewissen Stunden noch bisweilen die Gestalt einer Nonne, vom Berg zum Brunnen herab oder vom Brunnen zum Berg hinauf wandelnd, erblickt. Wer sie hinauf wandeln sieht, dem steht ein Glück bevor, wer sie aber herabkommen sieht, und ihr spinnwebfarbiges Gesicht erblickt, dem kommt ein Grauen an, und er hat sich nichts Guten zu getrösten. Kinder, die am goldenen Brunnen spielten, haben schon manchesmal goldene und silberne Schaupfennige mit Heiligenbildern dort gefunden, Erwachsene aber niemals.

760.

Hungersnoth in Grabfeld.

Von A. Rodnagel. — Nach den Annal. fuld. ad. a. 850. Grimm d. S. II., 373.

Im Grabfeld wüthet des Hungers Noth,
Sie haben nicht Korn und haben nicht Brod,
Und müssen verlassen Hof und Haus
Und wandern in die Welt hinaus:
  Der Hunger ist ein schlimmer Gast!

Ein Mann mit Frau und Kind zieht fort
Thüringen, wo sein Heimathort,
Und unterwegs im wilden Wald
Das Elend übernahm ihn bald —
  Der Hunger ist ein schlimmer Gast.

Da spricht der Mann zur Frau geschwind:
„Thun wir nicht besser zu schlachten das Kind
Und sein Fleisch zu essen, als daß auch wir
Im Mangel werden verzehret hier?“
  Der Hunger ist ein schlimmer Gast.

Die Frau dem Gräuel widerstrebt,
Allein der Mann sein Messer hebt:
Gott helfe dir, lieb Söhnlein mein,
Weil du mußt der Eltern Speise sein:
  Der Hunger ist ein schlimmer Gast.

Und sieh, zwei Wölfe stehen am Strauch,
Zerfleischten einer Hindin Bauch —
Wild springt der Vater gleich daher:
Laßt mir das Aas; ich brauch es mehr!
  Der Hunger ist ein schlimmer Gast!

Und mit der Speise fliegt er zurück,
Verkündet der Frau das große Glück;
Noch lebt das Kind und Fleisch ist hier
Und neu gestärkt fort ziehen wir —
  Der Hunger ist ein schlimmer Gast!

Der Herr einst einen Widder schickt;
Als Abr'am fromm das Messer zückt;
Heut dacht' er an des Sünders Noth
Und wollte nicht des Knaben Tod —
  Der Hunger ist ein schlimmer Gast!

761.

Burg Auersberg.

L. Bechstein a. a. O. S. 74 ff.

Auf einem Basalthügel zwischen Tann und Hilters, doch dem letztern Orte näher, stehen die Ruinen der ehemaligen Burg Auersberg. Ein reiches Geschlecht soll sie in Vorzeittagen bewohnt und die Gegend beherrscht haben, das in vielfache Fehden verwickelt gewesen, aber nunmehr gänzlich verschollen ist. Das waren die Herren von Nithardishausen. Im Jahr 1554 erbaute Bischof Albrecht von Würzburg hier ein neues Schloß, worauf Herren von der Tann später als Amtleute wohnten. Die Sage erzählt, daß der letzte Sproß des Geschlechtes der Herren von Auersberg eine kinderlose Wittwe war, die einsam in der öden Burg gewohnt. Eines Tages hatte sie eine Lustfahrt in der Gegend gemacht und kehrte heim, als ein starkes Gewitter sich in das Ulsterthal ergoß, wodurch der kleine, aber nach heftigen Wettergüssen oft sehr reißende Fluß mächtig anschwoll. Schon sah sie ihren heimathlichen Wohnsitz liegen, und gebot ihrem Kutscher, den Fluß an der gewohnten Stelle zu durchfahren; der aber weigerte sich deß, weil die Ulster allzuschnell durch das Thal schoß und übergetreten war. Die Herrin trieb ihn aber mit harten Worten an, hindurch zu fahren, und so gehorchte er zu ihrem Verderben. Die Wellen rissen den Wagen um, der Kutscher rettete sich mit den Pferden nur mit Noth, und die letzte Frau von Auersberg ertrank.

Nach andrer Sage aber hatte es mit dem Tode der letzten Herrschaft folgende Bewandtniß: Im Schwedenkriege nahm der letzte katholische Besitzer eine Abtheilung der Truppen in das Schloß, welche gegen die Schweden kämpften. Darüber aufgebracht, berannten die Schweden Auersberg und nahmen die Burg ein. Die Gemahlin des Ritters entfloh, fand aber in den Fluthen der angeschwollenen Ulster den Tod, wo noch ein Steinkreuz den Ort bezeichnet, an welchem sie mit ihrem Wagen versank. Der Ritter aber, der sein Schloß tapfer vertheidigt, ließ ein Fenster im Schloß ausheben, und sprengte, auf seinem Schimmel sitzend, durch die Oeffnung hinab in die Tiefe, wobei er jählings umkam.

Eine abweichende Erzählung dieser Sage lautet: Der Letzte von den Besitzern der Auersburg, der diese jetzt zertrümmerte Feste bewohnte, gehörte der evangelischen Kirche an.

Eines Tages fuhr er mit seinem Kutscher, welcher katholisch war, über Feld, da überraschte Beide ein furchtbares Gewitter, und es ergoß sich eine unendliche Wasserfluth, so daß bald weder Weg noch Steg zu erblicken war. Der Kutscher kreuzte und segnete sich und betete, der Herr aber fluchte. Der Kutscher sprach: Gott helfe uns, ich kann nicht weiter fahren, sonst sind wir verloren! Darauf rief der Herr zornig aus: Der Teufel wird Dich nicht gleich holen! Fahre zu in des Teufels Namen! Der Kutscher seufzete und sprach: So will ich denn hinfahren, doch nicht in des Teufels, sondern in Gottes Namen. — Bald kam die Kutsche in einen Wasserstrom, daß sie schwamm, die Pferde häkelten sich im Wasser ab, und der Kutscher entkam auf einem derselben. Der gottlose Herr aber mußte elendiglich ertrinken.

Auf dem Schlosse wohnten lange Zeit würzburgische Burgmänner, später Amtmänner, daher ward auch ehedem das Amt Hilters nach diesem Schlosse Amt Auersberg benannt. Lange ging die Sage, es liege in einer Ecke des Hofraums der Burgruine ein großer Schatz vergraben, und so kam vor Jahren eine Gesellschaft Schatzgräber dorthin, um den Schatz zu holen. Allein sie wurden allesammt vertrieben von einer erschreckenden Erscheinung, und soll der Schatz noch immer zu heben und zu holen sein.

762.

Milsenburg.

Milsenburg einer der höchsten Gipfel des Rhöngebirgs. — Nork Myth. d. Volksf. 510 nach Lothars Volksf. S. 239. J. W. Wolf d. M. u. S. 201.

Milsenburg will so viel sagen als Melusinenberg, und hat seinen Namen von der Fee Melusine, welcher er in uralten Zeiten geweiht war. Noch geht die Sage, daß sich auf diesem Berge häufig eine Jungfrau sehen lasse, die von unten Schlange ist und ein rechtes Ungeheuer.

763.

Der Gangolfsbrunnen.

Von J. N. Vogl — Sage der Milsenburg; ob auch in Burgund heimisch, das unser Dichter nennt, ist mir unbekannt. Nach Campanien versetzt sie Jac. a. Voragine leg. aur. c. 204

Des langen Weges müde
Im heißen Sonnenbrand,
Der heil'ge Gangolf wandert
Durch's ferne Heidenland.

Wie brennen die Sandalen
So schmerzlich ihm am Fuß,
Der Glühwind von der Wüste
Haucht seinen Feuergruß.

Am Gaumen klebt die Zunge
Und jeder Nerv erschlafft,
Sich aufrecht zu erhalten
Hat kaum er noch die Kraft.

Da sieht der Todesmüde
Mit einmal einen Quell
Aus einer Felswand sprudeln,
Wie Silber rein und hell.

Und zu der Stelle schleppt er
Sich hin mit neuem Muth,
Und schöpft vom kühlen Brunnen
Mit seinem Pilgerhut.

Und schlürft und schlürft, als gäbe,
Der Quell den besten Wein,
Und schlürfet Muth und Stärke
Auf's Neu' in sich hinein.

Da tritt aus naher Höhle,
Die er erst jetzt erblickt,
Zu ihm ein finst'rer Heide,
Der höhn'schen Gruß ihm nickt.

„Behagt dir so die Quelle,"
Spricht der, „in Javas Sand,
So kauf' sie dir und bringe
Sie heim in's Christenland.

Ihr sprecht ja doch, des Glaubens
Bedürf's ein Körnlein bloß
Um Berge zu versetzen,
Von ihrem Mutterschooß."

„So ist es", spricht der Pilger,
„Ob ihr es gleich verlacht,
Allmächtig ist der Glaube,
Allmächtig Gottes Macht.

Drum nenn' den Preis der Quelle,
Ich geh' den Handel ein;
Was soll ich dir bezahlen,
Sag' an, damit sie mein."

„So meinst du's, Thor, im Ernste,"
Der Heide d'rauf, „wohlan,
Gib hundert Silberheller,
Und nimm die Quelle dann.

Doch kommst du heim, so ziehe
Die Stirne nicht zu kraus,
Im Fall nicht wohlbehalten
Den Kauf du bringst nach Haus!"

Allein des Hohnes achtet
Der fromme Pilger nicht,
Und reicht ihm dar die Summe
Mit ernstem Angesicht.

D'rauf zieht er wieder weiter,
Des Weges nach Burgund,
Von manchem Spott begleitet
Noch aus des Heiden Mund.

Und zieht wohl manche Monde,
Durchschiffet Meer und Fluß,
Bis in die ferne Heimath
Ihn wieder bringt sein Fuß.

Doch wie er nun erreichet
Sein Haus, von Moos bedeckt,
Da steht der fromme Pilger
Mit einmal froh erschreckt.

Denn seinen Glauben sieht er
Verwirklicht nun zur Stell',
Zunächst dem Hause sprudelt,
Ein lustig frischer Quell.

Der sprang mit einem Male,
Dort aus des Berges Wand,
Zu selber Zeit, als jener
Versiegt in Javas Sand.

764.

Gangolfskeller.

Bechstein S. 82.

Auf der Milseburg befindet sich auch des heiligen Gangolfs Keller, aber an welcher Stelle, weiß Niemand zu sagen. Er ist voll großer Schätze, aber verwunschen und verschlossen. Keiner weiß ihn zu finden. Einst war eine alte Frau so glücklich, mittelst einer Schlüsselblume, die sie zufällig pflückte, diesen Keller zu entdecken. Sie sah ihn plötzlich offen stehen, doch ging sie nicht hinein, denn es kam ihr ein Grauen an, und sie ging von dannen, Andern anzusagen, was ihr begegnet war, und was sie gesehen hatte. Alle, welche die Mähr hörten, verwunderten sich, und viele folgten der Alten an den Ort, aber da war der Keller wieder verschwunden, und nimmermehr fand die Alte jene Stelle wieder.

765.

Von einem frommen Einsiedel auf der Milseburg.

Bechstein S. 84.

Auf der Milseburg lebte vor langen Jahren ein frommer Einsiedel, mit Namen Johannes. Das Volk, das häufig zu ihm auf den Berg kam, um seinen Segen wie seinen guten Rath und heilsame Kräuter von ihm zu empfangen, nannte ihn nur den Milsehans. Er war es, der zuerst auf dem einsamen Gipfel des Berges aus rauhen Steinen und

Felstrümmern, eine kleine Kapelle baute. Mühsam trug er die schweren Steine zusammen, und rief dabei oft den Beistand des heiligen Gangolf an. Wenn ein Block ihm zu schwer war, dann rief er munter: „Hopp! Gangolf! Hopp!“ und da hoppte und hüpfte der Stein von selbst empor. Nahe am Brunnen des heiligen Gangolfs hatte der Eremit seine Zelle erbaut. Als die kleine Steinkapelle fertig war, beschloß der Einsiedler, auch ein mächtig hohes Kreuz auf der Milseburg zu errichten, ließ das in Fulda zimmern, und den steilen Berg hinauffahren. Vierundzwanzig Stiere zogen den Wagen mit dem schweren Kruzifix. Als dieses auf der Höhe ankam, offenbarte sich ein großes Wunder. Schon am Fuß der Milseburg war, ohne daß es von Jemand bemerkt worden wäre, der Felgnagel verloren gegangen, und erst oben wurde man gewahr, daß er fehlte. Und dennoch hatte der Wagen mit dem schweren Kreuz auf den Berg gefahren werden können. Solches Wunder that der heilige Gangolfus dem frommen Waldbruder zu Liebe und Dank, damit das Kruzifix durch den Fall nicht Schaden leide, und unversehrt von der geweihten Höhe als ein Gnadenzeichen empor rage. Und als die Kapelle fertig und das Kreuz errichtet war, ist der fromme Einsiedel auf dem Berge gestorben. Niemand weiß sein Grab.

766.

Der Teufelsstein auf der Rhön.

Nahe der Milseburg in Unterfranken. — L. Bechstein die Sagen des Rhöngebirges S. 79.

Als der Teufel sah, daß man auf der Milseburg eine Kirche baute, verhieß er einem Bewohner der Gegend, auf einem Nachbarberg ein Wirthshaus zu erbauen, und dieser gelobte ihm sich und seine Seele, wenn er das Wirthshaus nur einen Tag eher vollende, als die Kirche. Da aber beim Bau des Milseburgkirchleins der heilige Gangolfus selbst behilflich war, und auf dessen Gebet die Steine sich schneller fügten, wie auf des Teufels Flüche, so wurde das Kirchlein fertig, eben als der Teufel mit dem letzten Stein durch die Lüfte geflogen kam. Kaum sah er, daß er seine Wette und obendrein eine Seele verloren hatte, so schleuderte er

den mächtigen Felsstein auf das Wirthshaus herab und zertrümmerte seinen ganzen Bau, der noch also zu sehen ist. Die Felsen liegen über einander her, wie gespaltene Eichstämme in einem Holzhaufen.

767.

Der versunkene Ritter.

Mündlich.

Im Norden des Landgerichtsbezirks Bischofsheim, auf der Grenze gegen Gersfeld und Hilders, befindet sich eine große Sumpfstrecke, von der Farbe des darauf wachsenden Mooses das „braune Moor“ genannt. Jedes Jahr läßt sich in einer gewissen Nacht ein Eulenpaar sehen, welches das Moor mit schauerlichem Gekrächze umschwirrt. Dann vernimmt man Stöhnen und Gewimmer aus der todten Fläche, und eine Geistergestalt steigt aus derselben empor. Das ist der wilde Ritter Heinz von Teufelsstein, der darin versunken ist. Auf dem Teufelsstein, einem Punkte des Rhöngebirges, hauste der wilde Heinz auf seiner Burg. Wehe der armen Tochter des Landmanns oder des Bürgers, die vom Geschicke seinen räuberischen Händen zugeführt wurde. Denn war es ihm geglückt, durch List oder Gewalt ein Mädchen auf seine Burg zu bringen, so hatte die Arme nur die Wahl zwischen Entehrung und dem gräulichsten Tode. Mit der Larve des Heuchlers nahte sich der Wüstling seinem unglücklichen Opfer und suchte durch tausend Schmeicheleien und süße Versprechungen zum Ziele zu kommen; weigerte sich aber die Schuldlose standhaft, dann ging seine geheuchelte Freundlichkeit in die erbittertste Wuth über. Tief in dem scheußlichsten Kerker eines Thurms begraben, mußte die Arme erst durch Gewalt ihrer Unschuld beraubt werden und dann ihr Leben verhauchen. So war schon manches Opfer seiner verschmähten Lust gefallen, und nicht der schreckliche Gedanke an des Himmels Strafe, noch die verfolgenden Schatten der Ermordeten vermochten seinen in Bosheit verhärteten Sinn zu erschüttern.

Einst sah er eine schöne Jungfrau in der Nähe seiner Burg allein umherwandeln und Kräuter suchen. Schnell eilt er ihr in wilder Lust entgegen, um sie auf seine Burg zu locken. Doch da sie sich auch durch die schönsten Versprechungen nicht dazu bewegen ließ, und also ihre holde

Gestalt noch viel reizender erschien, schlang er trunken von Lüsternheit seine Arme um die Jungfrau. In demselben Augenblicke aber sieht er sich von den Armen eines scheußlichen Todtengerippes umklammert. „Deine Zeit ist abgelaufen!" grinzt es ihn mit gräßlicher Stimme an, und drückt und preßt ihn furchtbar zusammen. Nach langem, schrecklichen Kampfe mit dem scheußlichen Gerippe, wird er endlich freigelassen. Erschüttert an Leib und Seele, eilt er von dannen. Die dichte Finsterniß der eingebrochenen Nacht läßt ihn auf seiner Schreckensflucht den mit tiefem Moore bedeckten Pfuhl nicht sehen; laut schreiend stürzt er hinein, und der in den Mund eindringende Schlamm verhindert ihn, nach Rettung zu rufen; so mußte er im Sumpfe versinkend seine schuldvolle Seele aushauchen. Jedes Jahr steigt in einer gewissen Nacht sein Geist aus der todten Moorfläche, und Eulen umschwirren ihn mit schauerlichem Gekrächze.

768.

Die Moorjungfern der Rhön.

Jäger Briefe über die hohe Rhön I., 144. II., 36—39. Bechstein S. 103.

Auf der Rhöne befinden sich Sumpfstrecken, genannt das rothe und schwarze Moor. Daselbst standen vor Zeiten zwei Dörfer; das auf dem rothen Moor hieß Poppenrode, das auf dem schwarzen Moor hieß Moor; beide sind in Folge lasterhaften Lebens ihrer Bewohner versunken und ist von letzterem nur noch ein Basaltpflaster übrig Namens: die steinerne Brücke. Auf der Moorfläche tanzen Nachts in Gestalt schwebender Lichtchen die Moorjungfern. Oft kamen sie zu zwei oder drei nach Wüstensachsen und mischten sich unter die Kirchweihtänze, sangen auch gar lieblich, wurden aber jedesmal um die zwölfte Stunde durch eine Taube, der sie folgten, abgerufen; sie zogen dann singend zum nächsten Berg hinein und verschwanden so den Augen der Nachblickenden.

Aus dem versunkenen Dorf Poppenrode sollen zwei tugendsame Jungfrauen übrig geblieben sein. Auch diese wurden beim unmäßigen Tanzvergnügen plötzlich hinweggenommen. Den nach ihnen Suchenden bedeutete ein Engel, sie sollten mit einer Ruthe auf's rothe Moor schlagen; wenn sich Blut an der Ruthe zeigte, sei alles Suchen vergebens. Und siehe, es zeigte sich Blut. Die Jungfrauen wurden nie mehr gesehen.

769.

Die Zwerge im Joßgrund.

A. v. Herrlein die Sagen des Spessarts S. 101.

Die fleißigen Zwerge waren auf der Wanderschaft. Sie hatten den Menschen redliche Dienste geleistet, hatten für sie geschafft, wie Leibeigene, hatten gegraben, gesäet, geärntet, aufgebaut und niedergerissen, wie man es gewünscht; aber sie hatten nichts davon gehabt, als die traurige Ueberzeugung, daß das uralte Sprichwort: „Undank ist der Welt Lohn," leider nur zu wahr sei. Darum waren sie auf der Wanderschaft, sie wollten den Undank, den sie überall geärntet, nicht länger ertragen, sondern lieber in ein fernes, unbewohntes Land ziehen und allen Umgang mit den Menschen aufgeben, so schmerzlich sie ihn auch vermissen würden; denn die Zwerge haben die Menschen sehr lieb und wohnten unter ihnen, so lange es nur immer geht.

Auf ihrer Wanderschaft waren die Zwerge in den Spessart und endlich in den Joßgrund gekommen. Damals war der Spessart nicht so bevölkert, wie jetzt, und tagelang waren die Zwerge gezogen, ohne auf eine menschliche Wohnung zu stoßen; die geringen Mundvorräthe, die sie mitgenommen hatten, waren bald aufgezehrt, der tausendjährige dichte Eichwald ließ in seinem Schatten weder genießbare Wurzeln noch Früchte wachsen und die Zwerge litten den bittersten Mangel. Sie schleppten sich weiter, so lange sie die matten Beine tragen konnten; als es nicht mehr ging, lagerten sie sich in das hohe Heidekraut und sahen ergeben ihrem Tode entgegen.

Da kam ein Bauersmann des Wegs. Er hatte sich ein Bund Holz im Walde geholt und kehrte eben heim. Er mußte durch die Heide, sein Fuß strauchelte über einen der kleinen Leute, den er beinahe zertreten hätte, denn obwohl sie längst ihre Nebelkappen abgeworfen hatten und deßhalb sichtbar waren, verbarg sie doch das Heidekraut seinen Augen. Erschrocken prallte er zurück, dann aber füllte tiefes Mitleid seine Seele, als er den erbärmlichen Zustand der Zwerge sah; er brauchte nicht zu fragen, was ihnen fehle: der helle Hunger schaute aus ihnen. Er forderte sie auf, ihre letzte Kraft zusammen zu nehmen und ihm zu folgen; er sei zwar ein armer Mann, mehr mit Kindern, als mit Glücksgütern gesegnet, aber ein Stückchen Brod werde sich doch noch für sie finden — und in

seinem Keller sei mehr Platz, als ihm lieb. Die Zwerge wurden durch die Hoffnung ihrer Rettung neu belebt und folgten dem Manne zu seiner Hütte, die zum Glücke nicht sehr entfernt war. Dort quartierten sie sich ein in den leeren Keller; sie erhielten von dem Bauersmanne, was seine Armuth vermochte, und in einigen Tagen hatten sie sich wieder erholt.

Als die Zwerge aus dem Keller hervorkamen und sahen, wie sich der Mann abmühte, um auf einem Stückchen steinigen Landes ein paar Getreidehalme zu erzielen; wie er sich plagte, in dem Walde oder von dem sumpfigen Grunde eine Handvoll Gras für die mageren Kühe, deren Milch seinen zahlreichen Kindern die karge Nahrung gab, zusammen zu bringen, hatten sie alle Unbilden vergessen, die ihnen die Menschen angethan. Sie hatten mit einem einfachen „Vergelt's Gott!" — und das war mehr, als ihnen je die Menschen gegeben — scheiden wollen, aber nun sprachen sie zu dem Manne: „Du hast uns beherbergt und gespeist mit dem, was du dir und deinen Kindern entziehen mußtest, das werden wir dir vergelten. Wir sind nicht so schwach, wie du uns ansiehst; in uns lebt nur ein Wille und darum sind wir zusammen stark, wie Riesen. Wir werden dich in deiner Landwirthschaft unterstützen und du wirst mit uns zufrieden sein, aber bleibe du auch freundlich gegen uns, wie du es bisher warst!" Der Bauersmann hatte zwar kein großes Vertrauen auf die Riesenkraft der kleinen Bürschchen, aber er dachte: „wenn's auch nicht viel nützt, kann's doch nicht schaden," und ließ sie nach ihrem Gutdünken schalten und walten.

Am Tage blieben die Zwerge in ihrem Keller; aber sobald es Nacht geworden, wurde es dort lebendig, wie in einem Ameisenhaufen — und wenn der Bauersmann Morgens aus seiner Hütte trat, fand er bald einen berghohen Haufen des besten Grases vor seiner Thüre liegen, bald eine Arke Holz; bald sah er einen großen Sumpf mit Abzugsgräben versehen, und zu den schönsten Wiesen angelegt, bald ein großes Stück Wald gerodet, und von den Baumwurzeln und dem Steingerölle gereinigt, daß er es nur einzusäen brauchte, um einer guten Ernte gewiß zu sein. Bei seinen nunmehr ausgedehnten Besitzungen fand er leicht die Mittel, sich einen größeren Viehstand anzuschaffen; die Zwerge bauten ihm die Stallungen und das Vieh gedieh bei dem ausgesuchten Futter wunderbar — und als die Zeit der Ernte kam, fiel sie so reichlich aus, daß sie zehn so kleine Scheuern, wie der Bauer eine besaß, gefüllt hätte. Auch da halfen die Zwerge; sie bauten ihm eine schöne große Scheuer, wie er

noch keine im Traume gesehen. Jetzt war dem Manne auch die Wohnung zu klein; er durfte nur den Wunsch äußern und die Zwerge bauten ihm zwei Häuser, die Pallästen glichen.

Der Mann war nun der reichste Bauer im Spessart. Er nahm eine Menge Knechte und Mägde, obgleich er sie der Zwerge wegen nicht gebraucht hätte, und lebte wie ein Fürst. Die Zwerge aber wohnten nach wie vor in dem Keller der Hütte und begnügten sich mit der früheren einfachen Kost.

So vergingen einige Jahre. Als die Zwerge nichts mehr für den Mann zu thun hatten, kamen sie zu ihm, und baten, er möge ihnen gestatten, daß sie auf seinem Eigenthum ein Haus für sich selbst erbauten; der Keller, in dem sie wohnten, sei doch gar zu dumpfig und unfreundlich. Mit dem Reichthume war der Mann hart geworden, wie die Felsen des Spessarts. Er fuhr die Zwerge zornig an: „was sie mit dem Hause thun wollten? Das nehme ihm zu viel Platz weg. Hätten sie bisher im Keller gewohnt, so könnten sie auch ferner da wohnen. Ein neues Haus für sie sei reine Verschwendung; so kleines Volk brauche gar kein großes Haus — und wenn ihnen ihre jetzige Wohnung nicht recht sei, so könnten sie sich weiter packen; er habe sie ohnehin lange genug gefüttert.“ Die Zwerge waren erst überrascht von einer Antwort, die sie nicht im Entferntesten erwartet hatten, aber bald weckte der neuerliche Undank ihren alten Groll gegen die Menschen. Sie verließen den Keller und zogen sich in eine benachbarte Mühle. Von dort aus kamen sie nächtlicher Weile und holten das Getreide aus der Scheuer des Bauern, denn die liebe Gottesgabe wollten sie nicht verderben. Sie mahlten es auf der Mühle und verschenkten das Mehl an arme Leute. Dann zündeten sie die Scheuer und die Wohnhäuser und die Stallungen des Bauern an und die Flammen verzehrten sein Hab und Gut; die Felder, die sie selbst gerodet, bewarfen sie mit Steinen, daß der Bauersmann drei Menschenalter gebraucht hätte, um sie wieder wegzuschaffen; die Abzugsgräben der Wiesen verstopften sie, daß der alte Sumpf wieder entstand — der Bauer ward der arme Mann, der er vormals gewesen und der nichts besaß, als seine alte Hütte, sein Stückchen Feld und ein paar magere Kühe und sein kümmerliches Brod aß und Wasser trank bis an sein Ende. Die Zwerge aber wanderten weiter; wo sie hingekommen, ist nicht bekannt worden.

770.

Wie der Hirtenfriedel reich worden.

Mündlich.

Zu dem alten Hirtenfriedel (Hirtenfritz) von Frammersbach kamen einmal drei fremde Männer nebst einer Weibsperson, und fragten ihn, ob er wüßte, wo das „Rothen Sohl" wäre. Da er dieses bejahte, so hießen sie ihn mitgehen, es werde sein Schaden nicht sein. Dort angekommen, machten sie sich an die Arbeit, um den Schatz, der dort verborgen lag, zu heben. Wie sie nun recht daran waren, so daß sie den Kessel, in dem das Geld war, bereits hervorgeholt hatten, da kam eine Heufuhr, mit drei Geisböcken bespannt, und mehrere Männer mit Heugabeln umgaben dieselbe, und schrieen: „Halt fest, er fällt um!" — Hinter diesen hinkte einer drein auf Geisfüßen, ganz zwerch und krumm, und rief: „Halt! halt! Ist er schon weit fort? ich werde ihn bald haben!" — Da sagte das Weibsbild: „Du kriegst ihn doch nicht!" und in dem Augenblicke versank der Kessel, und die fremden Schatzgräber mußten für dießmal unverrichteter Sache abziehen. Später aber kamen sie wieder — ob das vorlaute Weibsbild auch dabei war, wird nicht gesagt — da haben sie den Schatz glücklich gehoben, und der Hirtenfriedel bekam auch seinen Theil davon. Daher schreibt sich dessen Reichthum. — Die alte Strohgreth hat mir aber auch erzählt, es sei zu Kriegszeiten einmal ein Reiter durch das Dorf gesprengt, dem sei ein Laib Brod und ein Sack gerade vor ihrem Hause vom Pferde gefallen. Sie, als arme Wittwe, sei um ihrer hungernden Kinder willen nach dem Laib Brod gelaufen, der Hirtenfriedel habe den Sack aufgehoben, darin seien blanke Goldstücke und harte Thaler gewesen — wiewohl der Friedel auf Befragen aussagte, es sei darin nur Speck und Dürrfleisch gewesen — und daher schreibe sich sein Reichthum; wenn er sich auch nie davon etwas habe merken lassen, sie wisse es doch ganz gewiß.

771.

Harte Thaler aus Kohlen.

Mündlich.

Ein Fuhrmann fuhr einmal des Morgens früh, als es noch dunkel war, mit seinem Geschirr von Frammersbach nach Lohr. Am „steinernen Heiligen" erblickte er einen Haufen Kohlen, wunderte sich, daß dieselben noch so hübsch glühten, denn er war der Meinung, daß sie von einem Feuer herrührten, welches die „Buben" Tags zuvor angemacht gehabt hätten, stieß mit seinem Fuße darunter, und nahm sich eine heraus, um seine Tabakspfeife damit anzuzünden. Als es Tag geworden war, hatte er einen harten Thaler auf seiner Pfeife liegen. Er kehrte sogleich wieder um, aber die Kohlen waren verschwunden, doch im Grase neben d'ran lagen so viele Thaler zerstreut, als er Kohlen mit seinem Fuße aus dem Haufen herausgestoßen haben mochte.

772.

Der verschwundene Schatz.

Mündlich.

Des Erzählers Großmutter, die in den dreißiger Jahren zu Frammersbach in einem Alter von nahe an hundert Jahren gestorben ist, hat selbem, da er noch Knabe war, mehr als einmal erzählt, und die Wahrheit ihrer Erzählung betheuert: „Ich war eine arme Wittwe und hatte große Noth meine unmündigen Kinder mit Brod zu versorgen. Ich wohnte damals unten im Dorfe bei der „Mang," der „Tränke" gegenüber. Da sah ich einmal des Nachts einen Haufen Kohlen, und sogleich fiel mir die Geschichte von dem Fuhrmann am steinernen Heiligen und der Gedanke ein, das könnte ein Schatz sein, und mir möchte dadurch mit Gottes Hülfe aus aller Noth geholfen werden. Ich ging hinaus und auf die Kohlen zu, die mir hell und freundlich entgegen glimmerten. Da sagte ich, im Begriffe, sie in meine Schürze einzufassen: „In Gottes Namen!" und wie ich das sagte, entschwanden mir die Kohlen vor meinen Augen. Ich erkannte daran, daß der liebe Gott für mich keinen Reichthum bestimmt

hatte, und vom „bösen Feind“ wollte ich Nichts haben. Doch ging ich, weil es so Gottes Wille war, getröstet heim, und bin mein Leben lang arm geblieben.

773.

Der wandernde Hirschwirth.

Mündlich.

Eine Frau aus Lohrhaupten ging einmal über Frammersbach nach Lohr. Als sie in den „Lentgrund,“ ungefähr halbwegs zwischen Partenstein und Lohr gekommen war, da sah sie auf dem Stege den Hirschwirth sitzen und mit dem Kopfe wackeln, als ob ihm nicht recht wohl wäre. Es mochte so um die Morgendämmerung sein. Sie redete ihn an, da sie ihn sehr gut kannte. Er gab aber keine Antwort. Das kam ihr kurios vor, und sie eilte sich sehr und lief in das Hirschwirthshaus und sagte zu seiner Tochter: „Geht doch hinaus, und holt auf dem Stege euren Vater ab, der erfriert ja!“ Die Tochter antwortete: „O schweigt doch davon, daß es nicht unter die Leute kommt, unser Vater ist gestorben!“ Auch auf dem Rathhaus hat er oft rumort, und Alles drunter und drüber geschlagen. Ob er seine Gäste übel behandelt, oder als Rathsherr Unrecht verübt, oder was er sonst begangen hat, weßwegen er wandern mußte, ist mir nicht kund geworden.

774.

Der Brückenhund.

Mündlich.

Allgemein verbreitet im Dorfe Frammersbach ist die Sage von dem „Brückenhund.“ Derselbe ist von Farbe ganz „reischerich,“ hat Augen wie ein „Sechter“ (ein Maß zum Getreide- und Fruchtmessen), geht in den Stunden um Mitternacht von der Brücke bis an den „dicken Stein,“ und hat schon Manchen, der zu spät vom „dicken Wirth“ Abschied genommen und zu tief in das Glas geguckt hatte, durch sein Erscheinen gewaltig erschreckt.

775.

Der Wassermann.

Mündlich.

In dem Wiesengrunde, „Rinderbach“ genannt, der von dem Lohrgrunde zwischen Frammersbach und Lohrhaupten rechts abführt, ist es, besonders im Frühlinge, ehe die Gräser und Halme zu sprossen anfangen, oft nicht geheuer. Das soll daher rühren: Ein Ortsnachbar von Frammersbach, alt und außerordentlich geizig, hatte in der Rinderbach (auch Rinnerbach) einige Wiesen. Wenn nun Samstag Abends die andern Bauern sich ihre Wiesen recht schön für den folgenden Sonn- und Feiertag gewässert hatten, so machte sich der Geizhals gegen Mitternacht mit seiner „Haue“ auf, ging hinaus, und gewann, unbekümmert darum, daß der Sonntag oder der „hehre Feiertag“ schon angebrochen war, seinen Nachbarn das Wasser ab, um seine Wiesen damit zu wässern. Zur Strafe dafür mußte er nach seinem Tode in der Rinderbach wandern. Ihn hat der alte „Hirtenbalter“ sogar einmal, vielleicht auch zur Strafe und eigenen Besserung, am hellen Tage gesehen. Der genannte „Balter“ hütete nämlich am „Haurain“ am Sonntage nach Ostern seine Schweine. Da sah er drunten in der Rinderbach den Mann eine Wiese wässern. Er ging nun hinab, auf ihn zu, um den Grauen sich näher anzusehen. Da wurde der Mann größer und immer größer, und verschwand hierauf, wie ein Nebel, vor seinen Augen. Sogleich erhob sich ein ungeheurer Sturmwind, der den „Hirtenbalter“ eine Stunde weit den Berg hinauftrieb, ohne daß er Widerstand leisten konnte. Seine Schweine aber wühlten ruhig fort, und schienen von dem Sturmwinde Nichts zu bemerken. Der Hirtenbalter hat später oft erzählt, welche Angst er damals ausgestanden.

776.

Das Schloß bei Partenstein.

Mündlich.

Auf einer Anhöhe bei dem Dorfe Partenstein im Spessart erhob sich in früheren Zeiten stattlich das den Grafen von Rieneck zugehörige Jagdschloß Partenstein. Trümmer und Ruinen, Gräben und Mauern

zeugen noch jetzt von seiner ehemaligen Festigkeit. Nach der Volkssage ist dort ein Weinkeller, in welchem die eichenen Fässer freilich vermorschten, wo aber der vortrefflichste Wein wohlerhalten in seiner eigenen Haut liegt. Auch Schätze sollen sich daselbst befinden. Zwei fremde Männer kamen einmal dahin, um diese Schätze zu heben. Wie sie nun emsig gruben, kam eine Frau aus dem Gemäuer, und winkte ihnen. Sie folgten ihr nach. Die Frau hatte einen Bund Schlüssel an. Sie wollte eben den Männern die Schlüssel geben, und deutete auf eine eiserne Kiste. Da erschien plötzlich ein schwarzer Hund auf der Kiste mit erschrecklichen Feueraugen. Die Männer entsetzten sich darüber so sehr, daß sie schnell davon liefen. Erzähler hat als Knabe, da er sich einmal das Schloß besehen wollte, einen dickköpfigen Zwerg erblickt, und ist darüber so erschrocken, daß er eilig umkehrte. Noch lang scholl ihm in den Ohren das widerliche Hohngelächter des verwünschten Zwerges nach. — Ein Mann von Frammersbach sah einmal zwei weiße Fräulein vom Partensteiner Schlosse durch den Wald oben hinüber gehen, und dann durch denselben herunter kommen nach dem Wiesengrunde zwischen den beiden Dörfern. Sie gingen eine Zeitlang am Wasser hin und her, sprangen dann hinein, und waren plötzlich in zwei Enten verwandelt. Der Mann, jedenfalls ein goldenes Sonntagskind, ist darüber sehr erstaunt gewesen, und hat nachher, was er gesehen, vielen Leuten wieder erzählt.

777.

Bestrafte Unbarmherzigkeit.

Mündlich.

In der Amtskellerei zu Lohr war eine Frau, welche die Armen, wenn sie an ihre Thüre kamen und bettelten, unbarmherzig und mit Scheltworten fortwies, und Keinem je ein Almosen verabreichte, sondern Alles, was von dem Tische abgetragen wurde, ihren Schweinen zu fressen gab. Wie nun dieselbige Frau gestorben war, da bemerkte man, daß, wenn sechs Schweine gefüttert wurden, immer noch ein siebentes dazu kam und mitfraß, und bald ward es im ganzen Städtchen ruchbar, daß die verstorbene Frau zur Strafe für ihre Unbarmherzigkeit mit ihren Schweinen fressen mußte. Auch sonst war es im Hause gar nicht heimlich und geheuer.

Die bestürzten Hausbewohner wandten sich an den alten Herrn Dechant, der sich auf das Besprechen der unsaubern Geister verstand. Von diesem wurde dann die „arme Seele“ in die „Dunkel“ *) bei Rechtenbach versprochen, und von dem Augenblicke an war Ruhe im Hause.

778.

Die verwünschte Frau.

A. v. Herrlein die Sagen des Spessarts S. 210.

Als die Grafen von Rieneck ausgestorben und auch der Amtmann herab in's Dorf gezogen war, wohnte auf dem Wildensteiner Schloß der Schäfer. Er hatte ein Stück Ackerfeld für sich und einen Weidplatz für seine Schafe.

Einmal nun stand der Schafpferch auf dem sogenannten kleinen Höhacker, an welchem oben und unten das Gebüsch des Waldes anstößt und es war Nacht und der Schafknecht lag in seiner Hütte bei den Schafen und schlief. Da geschah eine Erschütterung an seiner Hütte und er sah hinaus und erblickte eine weiße Frau; dieselbe hatte einen schwarzen Schleier um den Kopf und ganz nasse Augen und winkte ihm, er aber erschrack, hielt sich die Augen zu und kroch in die Tiefe seiner Hütte. Des Morgens sagte er es seinem Herrn.

„Wenn sie wiederkommt,“ sagte dieser, „so rede sie an und sprich: Alle gute Geister loben Gott den Herrn! Was ist dein Begehr?“ Den Abend kam sie wieder und er that, wie sein Herr geboten. Die Frau sprach: „Ich bin eine verwünschte Dame aus dem Schloß, und du kannst mich erlösen. Sei morgen Abend zwischen elf und zwölf Uhr an der Schloßbrücke, da komme ich aber nicht so wie jetzt, sondern als eine Schlange, winde mich an dir hinauf und gebe dir die Schlüssel. Du darfst dich aber nicht fürchten, ich thue dir nichts und kann dir nichts thun.“

Der Schafknecht sagte: „Ja ich komme!“ — „Was soll ich mich auch fürchten?“ dachte er, „ich bin (als ein Schäfer) aus dem Geschlechte

---

*) Eine unheimliche Waldstrecke zwischen Lohr und Rechtenbach, wohin, der Volkssage nach, auch andere böse Geister und Gespenster gebannt sind.

Mosis — derselbe hat sich vor der Schlange, die aus dem Hirtenstabe wurde, auch nicht gefürchtet," faßte guten Muth und einen ordentlichen Stolz in seinen Kopf, daß er Mosis Nachfolger werden sollte, und als nun die bestimmte Zeit da war, und die Nacht dunkelte, stellte er sich an den bestimmten Ort. Auf einmal erhob sich ein großes Krachen in dem Schloß, daß er meinte, das Schloß wollte zusammenstürzen und ein erschreckliches Rauschen und Rollen, wie das Donnern eines Gewitters — und siehe! eine große eisgraue Schlange kroch daher, hatte ein Gebund Schlüssel im Maul und fuhr auf den Schafknecht los; der aber, wie er sie sah, schrie auf und lief davon.

Da wurde die Schlange wieder zu einer Frau, jammerte herzzerreißend und sprach: „Wehe, jetzt dauert's wieder hundert Jahre, bis ich erlöst kann werden. Denn es wird ein Kirschbaum wachsen drüben im Wald, und von diesem werden Bretter geschnitten, und aus den Brettern eine Wiege gemacht werden, und das Kind erst, das zuerst darin gewiegt wird, kann mich erlösen!" —

Am folgenden Tag nahm der Schafknecht seine Schäferschippe und seinen Hund und wanderte; denn er hätte das Weinen und Jammern der Frau nicht noch einmal hören können.

779.

Die Nachtmahlskannen.

Die vor. Schrift S. 191.

Ehe das Schloß Wildenstein an die Grafen von Rieneck kam, gehörte es den Münzenbergern. Vielleicht haben diese Herren ihren Namen davon bekommen, daß sie, wie man sagt, eine eigene Münze hatten auf dem Berg oberhalb Eschau, den man heutzutage die „Münzplatte" heißt: denn sie waren sehr reich. Wenn sie aber einer gefragt hätte, wie sie zu dem vielen Gold und Silber gekommen wären, das da oben gemünzt wurde, würde die Antwort nicht schön gelautet haben. Mancher Kaufmann wußte davon zu sagen, den sein Weg durch den Spessart oder den Main herunterführte, manches Dorf und manches Städtlein, das ihren Zorn einmal unversehens gereizt, und die armen Unterthanen auch, mit denen sie kein Einsehen und kein Erbarmen hatten. Es ist vielleicht auch

Mancher unter diesen Herren gewesen, der gerade nicht so schlimm war, der Letzte aber, der auf dem Schloß hauste, ehe es an die Rienecker kam, war noch einmal ein ächter Münzenberger, trotzig, waghalsig, raubsüchtig und geizig. Weil aber nun das Geschlecht sein Maaß erfüllt hatte, hub nun auch das Gericht über ihm an, und wie das erfüllt wurde, weiß man heutzutage noch zu erzählen.

In seinen jungen Jahren nämlich hatte dieser letzte Schloßherr von Wildenstein einmal ein Dorf angezündet und ausgeplündert, und hernach wollte er das geraubte Gut theilen lassen. Wie nun seine Knechte vor ihm auf einen Haufen legen mußten, was ein jeder gefunden, brachten sie auch die Nachtmahlskannen herbei, die sie aus der Kirche geraubt hatten. Diese wollte er für sich behalten, denn sie waren von purem Gold und gar sauber gearbeitet. Da trat der Pfarrer herzu und rieth ihm ab: er möchte sich daran nicht vergreifen, denn es könnte ihm nimmermehr Glück bringen, — weder ihm noch seinen Kindern, er ließ sich aber nicht einreden, sondern frevelte noch dazu, indem er sagte: er wolle es erst abwarten. Wenn ihm die Kannen Unglück in's Haus brächten, dann könne er sie ihm wieder schicken, wenn aber nicht, so sollten sie bei ihm auch gut aufgehoben sein, und er wolle denken, sie seien ihm bescheert und bestimmt gewesen. Wie er heimkam aus dem Krieg, wollte er's doch nicht Rede haben, sondern verbarg die Kannen im Keller unter einem Steinhaufen, und wenn er zuweilen herunterging, um sie sich anzusehen, durfte Niemand mit, als sein großer schwarzer Fanghund, der niemals von seiner Seite kam, so daß Niemand erfahren hat, wo sie denn eigentlich lägen.

Da geschah es nun, daß der Schloßherr durch Unrecht, Raub, Gewalt und Bedrückung von Jahr zu Jahr reicher wurde, und wie seine drei Söhne heranwuchsen, von denen die zwei ältesten waren, wie der Vater, — der jüngste aber der Mutter nachgefahren und hatte ein gut Gemüth, — konnte er jedem von ihnen ein Schloß bauen.

Dem ältesten baute er eines an den Künigenberg im Wildenseeer Grund und füllte ihm das ganze mit Gold und Silber, denn er hatte ihn am liebsten: auch ließ er ihm einen großen Hirsch von lauterm Golde machen und stellte ihn über das Schloßthor, den sah man glänzen und blinken schon von weither. Dem zweiten baute er eines in den Heßgrund neben das Dorf Heckbach, und dem dritten baute er eines auf die Wiese oberhalb Unteraulenbach. Es sah nicht aus, wie wenn ein Unglück kommen

wollte über den Schloßherrn und seine Kinder, und er war so sicher und wohlgemuthet, wie nur Einer.

Wie er nun aber einmal des Abends in seiner Stube sitzt und durchs Fenster schaut, fliegt ein Rabe heran und schlägt mit dem Schnabel an's Fenster; der schwarze Hund steht auf und fängt kläglich an zu heulen, und wie er ihm wehren will, thut's einen großen Schlag, daß das ganze Schloß zittert, und der Schloßherr sich am Stuhle halten muß. Folgenden Tages kommt die Nachricht, daß das Schloß am Künigenberg gestern Abends um die und die Stunde mit allen Leuten untergegangen sei: nur der Schlot gucke noch heraus, und aus dem komme der Schloßbrunnen geflossen, wie aus einer Röhre.

Eine Weile ging's dem Münzenberger hart nach, denn er dachte an die Nachtmahlskannen und an den Pfarrer; er war still und in sich gekehrt und war nicht mehr so hart und grausam gegen die Leute. Nach etlichen Monaten aber starb sein Weib, die ihn von manchem Bösen zurückgehalten, und er nahm eine Haushälterin, Else geheißen, die eben so hartherzig und geizig war, wie er selber. Bald war sein Gewissen wieder still geworden, und er trieb's wieder wie zuvor.

Jetzt kam ein großer Krieg in's Land. Der Feind kam und hauste mit Sengen und Brennen so übel, daß es zum Erbarmen war. Just um die Zeit, als der Feind heranzog, hatte der Schloßherr auf Wildenstein einen bösen Traum. Es kam ihm nämlich vor, als ob das Schloß, das er im Heßgrund gebaut hatte, auch nicht stehen bleiben wolle, sondern sich senke, und wie es schon stockwerkstief eingesunken, erscheine sein Sohn am Fenster und riefe: „Da seid ihr daran Schuld, Vater, weil ihr das Haus auf Sand gebaut, und weil ihr kein Kreuz darauf gesteckt habt und weil die Kannen noch unter dem Steinhaufen liegen.“ Wie er erwachte, schickt er gleich einen Boten nach Heckbach, er solle sehen, was sein Sohn mache, und wie er dem Boten nachschaut, steigt hinter dem Berg, wo Heckbach liegt, ein großer Rauch auf. Da wird's ihm noch bänger. Endlich aber kommt der Bote zurück und meldet, der Feind habe das Dorf abgebrannt und sei weiter gezogen, das Schloß stehe aber noch, und sein Sohn sei wohl und lasse ihn grüßen. Da ward's ihm wieder leichter und er meinte, das werde ihm im Traum vorgegangen sein.

Wie er aber des Abends in seinem Zimmer sitzt, heult der Hund wieder, gerade wie damals, und wie er zum Fenster hinaussieht, kommt der Rabe wieder geflogen, — langsam wie ein Vogelgeier, aber gerade

aus, wie ein Pfeil, — und schlägt mit dem Schnabel an's Fenster, und es kracht wieder, wie wenn die Erde auseinander fahren wollte. Da war das Schloß im Heßgrund auch untergegangen und wie er folgenden Tags den Ort sich besieht, war keine Spur mehr davon zu sehen, nur ein großer leerer Platz, wo es gestanden, und dabei die Mauern von dem verbrannten Dorf, gerade wie man's heutzutage noch zwischen dem Haidekraut und Gebüsch sehen kann.

Diesmal war's dem Schloßherrn doch zu arg geworden: er konnte sich des Pfarrers Worte nicht mehr aus dem Sinn bringen und vertraute die Sache von den Nachtmahlskannen der Else, — wo er sie aber versteckt hatte, das sagte er ihr nicht. Diese aber wollte ihm nach dem Munde reden, sagte: „Hin ist hin! eure Söhne kommen doch nicht wieder, der dritte aber ist ein Betbruder, dem wird's nicht schaden, wenn ihr auch die Kannen behaltet.“ Das gefiel dem Münzenberger wohl, denn der Geiz hatte sein Herz in einen Stein verwandelt, und er that wieder, wie zuvor, doch sprach er schier mit Niemand mehr ein Wort, als mit der Else und seinem Hunde, lachte auch nicht mehr, sondern war stumm und finster.

Wiederum ist der Schloßherr eines Abends in seinem Zimmer. Sein schwarzer Hund war krank geworden und eben im Verenden begriffen, — der Schloßherr hielt ihm ein Schüsselchen mit Milch unter die Schnauze, daß er fressen sollte, aber der Hund rührte sich nicht, mit einem Male aber steht er auf und stößt wieder sein erbärmliches Geheul aus, dann fällt er um und streckt alle Viere von sich. Der Schloßherr fährt zusammen und läuft an's Fenster — richtig! da kömmt der Rabe wieder geflogen, gradaus wie ein Pfeil, diesmal aber nicht langsam, sondern schnell, daß die Luft pfiff, und schlägt mit seinem Schnabel an's Fenster, daß die Scheibe klirrt. Da that der Münzenberger einen Schrei, daß es einem durch Mark und Bein ging, und rief: „Zwei sind hin, jetzt kommt's an den Dritten; lauft und holt mir den Pfarrer, denn ich muß beichten!“ Die Else läuft in einer Hast nach Eschau und holt ihn. Wie er ankommt, war's dunkel geworden, und wie ihn die Else in's Herrenzimmer führte, waren die Lichter angesteckt und der Münzenberger liegt in einem Sessel und schreit in einem fort: „Zwei sind hin, jetzt kommt's an den Dritten!“ Der Pfarrer vermahnt ihn, daß er sich das Herz erleichtern solle, und der Schloßherr nickt mit dem Kopf und sagt: „Die Kannen liegen im — im —“ weiter kömmt er nicht. Seine Kinnbacken fingen

an zu arbeiten, als wenn er noch etwas sagen wollte, konnte es aber nicht mehr herausbringen. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne, dann schnappte er noch einmal nach Luft und — aus war es mit ihm. Wie er nun daliegt mit offenem, aufgesperrten Munde, wie wenn er immer noch etwas zu sagen hätte, — hui da klirrt das Fenster, die Scheiben fahren auf den Boden und der Rabe schießt herein, fliegt schreiend durch's Zimmer und schlägt mit seinen Flügeln die Lichter aus, daß es stockfinster wurde.

An dem Abend ist die Else närrisch geworden. Da der jüngste Sohn nicht herauf in's Schloß ziehen wollte, blieb sie allein drin wohnen. Bei Tag ging sie niemals heraus, in den mondhellen Nächten aber kam sie herunter in's Dorf an den Brunnen und wusch ihre Wäsche. Sie grüßte nicht und dankte nicht, wenn ihr Jemand begegnete, wenn man aber fragte: „wie geht's Else?" blieb sie stehen, sah einen mit starren Augen an und murmelte: „es wirft, es wirft, es wirft, im Keller mit Steinen, — man kann kaum bleiben vor dem Werfen."

Nun war noch der jüngste Sohn des Schloßherrn übrig; der war ein rechtschaffener, leutseliger Mann und hatte sich verheirathet, — Kinder aber hatte er nicht. Sonst ging's ihm gut, und alle Menschen gönnten's ihm, und er lebte noch lange mit seinem Weib, nachdem sein Vater gestorben war. Da zog der Krieg wieder heran, und alle Leute, die einzeln wohnten, flüchteten: so wollten denn auch die beiden Herrenleute, weil sie das Wildensteiner Schloß nicht bewohnen wollten, hinabziehen nach Eschau.

Ihre Habe hatten sie zusammengepackt, die Pferde waren angeschirrt und standen im Hof — vom Thale aber zog ein Gewitter auf. Wie sie nun über die Schloßbrücke fahren, bricht das Wetter los, es donnert und blitzt, und die Pferde werden scheu und springen mit dem Wagen in den See: drin sind die Herrenleute ertrunken. Den Grund, der ihnen gehörte, heißt man heute noch den Herrengrund, und die Wiese, wo ihr Schloß stand, die Herrenwiese, und den Brunnen, der dort quillt, den Herrenbrunnen. Das Schloß aber verfiel ganz und gar und aus den Steinen ist das erste Haus in der Unteraulenbach gebaut links am Weg, wenn man von Eschau her in's Dorf kommt. Hiermit war das Geschlecht der Münzenberger ausgestorben, und das Wildensteiner Schloß und Amt kam nun an die Grafen von Rieneck, die ein edles Geschlecht waren und viele Jahre regierten. Der Künigenbrunnen im Wildenseeer Grund, dort wo

das Schloß mit dem vielen Gold und Silber versunken, fließt heute noch und spült von dem Golde hie und da aus. Vor nicht langer Zeit sind fremde Leute von weither gekommen und haben Sand aus dem Brunnen geholt, und nach einem Jahre holten sie wieder, und wußte Niemand, wo sie her waren, und was sie damit wollten. Wie sie aber zum dritten Male gekommen und den Sand geholt hatten, sagten sie: „Jetzt kommen wir nicht mehr, wir haben nun Golds genug; wenn die Leute wüßten, was in dem Sand wäre, könnten sie alle reich werden.“ Man vermuthet, es seien Bergleute gewesen.

780.

Graf Johann von Wertheim.

Von Alexander Kaufmann.

„Zieht nicht zum Waidwerk, Graf Johann,
Denn heilig ist der Tag des Herrn!
Wohl winkt verlockend jener Tann,
Doch, Graf, bleibt heut dem Waidwerk fern!“

Der junge Tag ist hell erwacht,
Aus fernem Grün blickt Hirsch und Reh;
Die Kuppen glüh'n in Frühroths pracht:
„Ade, Herr Burgkaplan, ich geh'!“

Und rüstig eilt der Graf hinaus
Und tiefer dringt er in den Forst:
„Bring' ich denn heute Nichts nach Haus?
Birgt Alles heut in sicherm Horst?“

Schon glüht die Sonn' um Mittagszeit,
Dem Grafen brennt's um Stirn' und Brust:
„Ein kühler Brunnen fließt nicht weit,
Da trink' ich draus — willkomm'ne Lust!

Willkomm'ner Trunk, bald labst du mich,
Mir lieber jetzt, als Milch und Wein!“
Wie tief der Graf den Wald durchstrich,
Versiegt ist Born und Börnelein.

Als hätte Wochen lang kein Thau
Den wilden Spessart mehr getränkt,
Nie einer Wolke nächtig Grau
Der Flur ihr feuchtes Naß geschenkt,

So dürr liegt Alles — wilder stets
Glüht Sonnenglut, todt starrt die Rund',
Und wie ein Höllenbrodem weht's
Qualmig aus Thal und Felsengrund.

Verschmachtend sinkt der Jäger hin
Auf glühem Stein, fern jedem Pfad,
Da greift's ihm plötzlich Herz und Sinn:
„Verzeih, o Gott, mir, was ich that!

Gerecht bestrafst du, Herr: Ich nahm,
Was dein ist — dieser Tag ist dein!
Doch sieh die Reue, sieh die Scham:
Laß mich nicht untergeh'n in Pein!

Du hast ja Boten — sende mir
Nur einen Tropfen" — Süßer Sang
Zieht fernher durch das Waldrevier,
Jetzt nah; 's ist Sonntagsglockenklang!

„Ist dies dein Bote? Ja, ich komm
Ich folge dir, geweihter Laut!"
Gekräftigt springt er auf und fromm
Hat er dem Himmelston vertraut,

Der vor ihm herflog wunderbar,
Bald durch die Lichtung, bald durch's Grün;
Drei Schritte noch, und blau und klar
Wallt dort ein Bach, und Wellen blüh'n,

Und Wellen winken — hier im Born
Trinkt Leben sich der todte Mann. —
Nie klang fortan ein Jägerhorn,
Zog Sonntagsläuten durch den Tann.

781.

Schloß Freudenberg.

Von Ph. Will.

1.

Zum schönen Ritterfräulein trat
Herr Kollenberg mit einer Rose:
„Wenn euch der dritte Morgen naht,
Erhört mein Herz, das hoffnungslose.“

Und auch der Graf von Wertheim kam
Mit Edelstein und Perlenschnüren:
„Laßt holde Maid als Bräutigam
Mich bald euch zum Altare führen.“

Und als der dritte Morgen graut',
Da kam Herr Kollenberg geritten;
Die edle Maid küßt er als Braut,
Die schönste Blum' hat er erstritten.

Der Graf von Wertheim ritt herbei,
Zog ab mit unverricht'ter Sache,
Da schwur er hoch bei Rittertreu',
Dem stolzen Bettlerweibe Rache.

Und eine Gräfin ward sein Weib.
Er baut' ein Schloß, das Freudenberger;
Stets gab's da lust'gen Zeitvertreib,
Dem Nachbar Kollenberg zum Aerger.

Herr Kollenberg lebt ohne Harm,
Er war nicht reich, doch stets zufrieden.
In seiner treuen Gattin Arm
War ihm das schönste Glück beschieden.

Ein Bettlerweib sandt' ihm auf's Schloß
Graf Wertheim, tückisch ihm zu rauben
Das hohe Glück, das er genoß,
Der reinen Liebe frommen Glauben.

Das Weib empfing gar schlimmen Gruß.
„Wag's nimmermehr in's Schloß zu setzen
Verrätherin den frechen Fuß,
Sonst laß' ich dich mit Hunden hetzen!“

„Die Hund', fürwahr! ich schaffe sie;“
So rief das Weib im argen Grimme:
„Den Fluch vernimm! dir lalle nie
Des ersten Kindes süße Stimme!“

2.

Der Ritter zog zum blut'gen Strauß
Mit der Getreuen kleinem Heere.
Graf Wertheim fordert ihn heraus;
Da muß er wahren Mannesehre.

Von ihm getroffen, stürzt der Graf,
Doch Wertheim hat die Schlacht gewonnen;
Das Todesschwert die Tapfern traf,
Kaum war der Ritter selbst entronnen.

Und als er aus dem Treffen floh,
Sah er bei seines Schlosses Hofe
Mit einem Korb, bedeckt von Stroh,
Der treuen Gattin treu'ste Zofe.

„Was tragt Ihr in dem Korb fürbaß?“
„Ach die Gebiet'rin lag in Nöthen,
Als von zwei Hunden sie genaß.
Die soll ich jetzt im Flusse tödten.“

Der Ritter reißt die Decke auf,
Ein Knabenpaar lacht ihm entgegen,
Das trägt er froh die Burg hinauf,
Dem Himmel dankt er für den Segen.

Graf Wertheim zog mit wundem Arm
Nach Freudenberg in Siegesprangen,
Ihm folgte der Genossen Schwarm;
Die Gattin hat ihn treu umfangen.

Der Vater nimmt voll sel'ger Lust
Auf seinen Arm den einz'gen Knaben.
Der Knabe glitt von Vaters Brust,
Zerschellt das Haupt im Schlosses Graben.

Siehst du den ernsten Leichenzug,
Sich langsam feierlich bewegend?
Schwer ruht auf Wertheim Gottes Fluch,
Er flieht für immer diese Gegend.

Die Schlüssel wirft er in den Fluß,
Auf ewig ist die Burg verschlossen;
Er flucht dem Schloß zum Scheidegruß
Dann geht's davon auf flücht'gen Rossen.

Und Freudenberg, der Widerhall
Von kühner Lust, von heiterm Schalten?
Die stolze Burg ist in Verfall,
Hier hat die Zeit Gericht gehalten.

782.

Die Michaelskirche auf dem Engelsberge.

Von Ph. Will.

Auf dem Engelsberg an schatt'ger Stelle
Wollt' man gründen eine Betkapelle
Die dem heil'gen Michael geweiht;
Rasch war schon das Holz im Wald geschlagen
Hin an den bestimmten Ort getragen,
Rasch die Steine für den Bau bereit.

Doch! o Gotteskraft in Wunderthaten!
Nachts der Engel Feierchöre nahten,
Und es wandern Balken, Steine fort,
Von den Seraphshänden sanft entrücket,
Hin wo sich das Auge nur entzücket,
Wie im Flug an einen schönen Ort.

Wer erkannte nicht des Himmels Deutung?
Rasch gedieh das Werk in frommer Leitung.
Jetzt noch prangt die Kirch' in stiller Pracht,
Wo Marias Gnadenbild den Armen
Mutterliebe spendet und Erbarmen,
In des Erdenlebens düstre Nacht.

783.

Hessenthal.

Von J. V. Goßmann.

Sechs Tage sind genug für eitle Plage,
Der Sonntag sei geweiht zum Ruhetage!
O laß an dem durch kein Geschäft dich stören,
Wie sehr dich auch des Lebens Sorge quält,
Das Wort des Herrn mit Andacht anzuhören,
Und merke, was die Sage dir erzählt.

Im Spessart ist ein altes Dorf gelegen,
Von Wäldern eingeschlossen, Hessenthal.
Es lebte dort vor langer Zeit einmal
Ein gottlos Weib, das trotzig und verwegen
Entgegenstrebte Gottes Gnadenstrahl,
Doch nun dafür erduldet lange Qual.

Das hehre Pfingstfest war herangekommen,
Zum Gotteshause hat den Weg genommen
Im ganzen Dörflein Alles, Jung und Alt,
Eh noch der letzte Glockenton verhallt,
Auf daß ein Jeder mit den Hausgenossen
Des großen Heiles auch theilhaftig werde,
Das heute sich vom Himmel hat ergossen
In Flammenzungen auf den Ball der Erde.
Sie aber stand verstockt an ihrem Herde,
Und kocht' im Wasser aus dem nahen Bronnen
Das Garn, das emsig ihre Hand gesponnen.
Schon hat das Hochamt feierlich begonnen,
In herzerhebendem Gesange preis't
Die fromme Heerde Gott den heil'gen Geist,
Den Sohn und Vater. Still wird's wiederum —
Der Priester singt das Evangelium,
Die Glocke ruft's hinaus mit lautem Ton,
Erschüttert wird die Arge nicht davon,
Die mit dem Bösen schon sich hat verschwistert,
Ihr Kessel brodelt, ihre Flamme knistert,
Von Neuem schürt sie. — Und von Neuem drang
Zu Ohren ihr der hellen Glocke Klang,
Verkündigt Wald und Flur die heil'ge Handlung,
Des Brods und Weines wundervolle Wandlung;

Sie kniet nicht nieder, klopft nicht schuldbewußt
Um Gnade flehend an die sünd'ge Brust,
Bekreuzt sich nicht an Stirne, Herz und Mund,
Sie betet nicht — da braus't es plötzlich — und —
Sie sinkt mit ihrem Kessel in den Grund.

Wie nun die Kirchengänger heimgekommen,
Da haben sie die Höhle wahrgenommen,
Die heute noch daselbst ein Jeder sieht
Der durch das Dörflein seines Weges zieht,
Und haben ob des Kochens sich verwundert,
Das aus der Höhle kam, und dauern mag,
Bis daß erscheinen wird der jüngste Tag,
Weil's schon gedauert mehr als ein Jahrhundert.
Gar mancher Taube, der hinüber eilt',
Und gläubig betend an der Höhle weilt',
Am heil'gen Pfingstfest — wurde schon geheilt. —

Sechs Tage sind genug für eitle Plage,
Der Sonntag sei geweiht zum Ruhetage!

784.

Der Künigenbrunnen im Elsavathale.

Von Ph. Will.

Weh' Dir! Was irrest du
O Königin! in Waldesdunkeln
Ohn' Rast und ohne Ruh'
Bis heiter die Gestirne funkeln?

Den treuen Ehgemahl
Entriß der Tod in blut'gen Schlachten,
Die lieben Söhne all'
In Feindes Kerkern hilflos schmachten.

Ach keine Thräne netzt
Das trockne Aug' und löst die Schmerzen,
Und keine Lindrung letzt
Die kranke Stelle in dem Herzen.

„O Kön'gin! eile schnell,
Zu baden dein vertrocknet' Auge.
Klar rieselt dort ein Quell
Der Rettung hinter'm grünen Strauche.“

Die arme Kön'gin eilt,
Das Aug' zu baden, rasch besonnen.
Dort, wo der Wald sich theilt,
Dort sprudelt hell der Rettungsbronnen.

Sie labt das Aug', es fließt
Die Thrän', es heilt des Herzens Wunde.
Der Bronnen aber ist
Der Kün'genbrunnen bis zur Stunde.

785.

Die Zaubermuschel.

Von Alexander Kaufmann.

„Der Spessart ist ein wunderbarer Wald,
Und drin erzählt man seltsame Geschichten —
Die Welt da draußen wechselt die Gestalt,
Wir bleiben stets die Alten, Treuen, Schlichten!“

Mein Jäger sprach's und setzt' in Ruh den Hahn;
Vergeblich birschten wir drei Morgenstunden
Es lief kein Thier die müden Schützen an,
Daß Ruhe wohlthat Jägern so wie Hunden.

„Hier rasten wir! Der Platz ist wunderschön
So kühl, so frei — welch ein ergötzlich Schauen
Hier in das Thal, dort nach den grünen Höh'n,
Darüber fern und ferner Kuppen blauen!

Und hier der Bach, umrauscht von Erlenlaub,
Und drin die Muscheln, wie sie prächtig blitzen!
O schöne Muscheln, bald des Jägers Raub:
Es soll mein Lieb als Armband euch besitzen!“

Drauf mein Gefährte: „Wünscht solch Kleinod nicht,
O wagt es nicht, in diese Flut zu langen!
Ihr Klugen draußen nennt es ein Gedicht,
Was man erzählt von dieser Muscheln Prangen,

Uns ist es kein Gedicht: Die Ahne mein
Hat's schon erzählt, Ihr könnt es jetzt auch lesen,
Wie einst ein Schloß da drüben auf dem Stein,
Und stolze Ritter in dem Schloß gewesen.

Schön war des Ritters Tochter, wunderhold,
Weßhalb der Alte gern sein Liebstes schmückte,
Ihr Arm und Finger reich umwand mit Gold
Und auf das Haupt ein Perlenkrönlein drückte.

Sie aber sprach: O schau das Volk umher,
Wie elend ist's, wie ganz der Noth zu eigen!
Sieht es den Glanz, fühlt es die Qual nur mehr, —
Man soll den Armen keine Schätze zeigen!

Ja, gäb' es hier, wie drüben in dem Bann,
Gewicht'ge Pächter, wollt' in Gold ich prangen
Es könnte jeder reiche Vater dann
Für's Töchterlein den gleichen Schmuck erlangen.

Doch schaut, im Bache giebt es Muscheln viel,
Mit Muscheln will ich Stirn und Busen kränzen,
Das ärmste Mädchen mag zu eitelm Spiel
Sich Muscheln suchen, kann in Muscheln glänzen.

Bringt Muscheln mir zu stolzem Krönelein,
Bringt Muscheln mir als Armband und als Kette! —
Wie schön sie war in ihrer Muscheln Schein,
Schöner als wenn in Gold gestrahlt sie hätte! —

Da war ein Knab im Dorf, sein Aug' so klar,
Sein Herz wie Gold. Niedrigem Haus entsprungen
Barg er den Wunsch, der still erblühet war,
Doch Tag für Tag ihn mächtiger umschlungen.

Sie kannt' ihn kaum; sie kannte nur den Gruß
Des scheuen Knaben, der mit frommem Bangen
Den Weg betrat, auf dem gewallt ihr Fuß —
Er hörte kaum des schönen Kinds Verlangen

Nach Muschelzier, so ging er Tag und Nacht
Zum Bach und suchte Muscheln, suchte, wählte
Und wählt' und suchte, bis ein Schmuck voll Pracht
Beisammen war; dem nur e i n Stück noch fehlte.

Dies letzte aber soll das schönste sein! —
Der Bach geht tief; im tiefsten, tiefsten Grunde
Lag eine Muschel, tück'schen Zauberschein
Warf spielend sie in weiter, grüner Runde.

Die wird noch mein! — Und willenlos fast springt
Der Knabe von der Brücke jähem Rande —
Die Muschel wurde sein — den Taucher schlingt
Die Welle fort und wirft ihn todt zum Strande.

Den Schmuck erhielt das Mädchen, und sie hing
Ihn weinend um, die stumme, geisterbleiche,
Und als der Knab begraben wurde, ging
Die Herrin weinend hinter seiner Leiche,

Trug nochmals jenen Schmuck und legt' ihn dann
Still zu den Schätzen, die nun alle ruhten —
Auch sie war todt, bevor ein Jahr verrann —
O tückisch sind die Geister solcher Fluten!

786.

Die Klingenburg.

Von J. F. Adrian.

Wann voll der Mond am Himmel wacht,
Von goldnen Sternen hell umflimmert,
Und dumpf die Stund' der Mitternacht
Vom alten hohen Thurme wimmert;
Entwallet ernst und hehr und bang
Der Klingenburg umgrünten Mauern
Ein reiner silberheller Klang;
Man hört's mit tiefem heil'gen Schauern.

Dort lebte in der grauen Zeit,
Wo für das Kreuz die Völker stritten,
Die schöne Jungfrau Adelheit
Mit frommen Sinn und reinen Sitten.
Vom Antlitz war sie Engeln gleich,
Wie Raphaele sie uns malen;
Die Seele sanft und liebereich
Sprach aus des Auges blauen Strahlen.

Adolf von Hochburg kühn und hold
Umschlang ihr Herz mit süßen Banden
Und als sie einst im Abendgold
Im stillen Eichenhain sich fanden;
Da klopft' ihr Herz an seiner Brust,
Sie hielten innig sich umwunden,
Und fühlten der Verklärten Lust
Die niedre Erde schien verschwunden.

Bald tönet — ach! des Kaisers Ruf
In's Morgenland Adolf zum Streite;
Da sank der Bau, den Liebe schuf,
Und höchste Wonne wich dem Leide.

Es nahte trüb die letzte Nacht,
Kein goldnes Sternchen mochte schimmern;
Umhüllet zog des Mondes Pracht
Durch Wolken hin mit mattem Flimmern.

Und als nun schwand der nächt'ge Flor
Und enden mußt der Trennung Stöhnen;
Da zog ein Glöckchen sie hervor
Mit reinen silberhellen Tönen: —
„Da nimm, und wenn des Todes Streich
Dir naht, so laß das Glöckchen klingen,
Es tönet durch der Lüfte Reich
Und wird zu meinem Ohre dringen!"

Nun zog er hin, und Adelheit
Lebt ihrer Lieb und ihrem Kummer
Und Nächte lang durchschaut sie weit
Des Maines Thal, — ihr naht kein Schlummer.
So schwand ein Jahr; — in's weiße Thal
Blickt einst um Mitternacht sie wieder,
Da klang des Glöckchens Silberschall, —
Und Adelheit sank todt darnieder.

Das ist der silberhelle Klang,
Den man mit tiefem heil'gen Schauern
Entwallen höret hehr und bang
Der Klingenburg umgrünten Mauern,
Wenn voll der Mond am Himmel wacht,
Von goldnen Sternen hell umflimmert
Und dumpf die Stund der Mitternacht
Vom alten hohen Thurme wimmert.

787.

Der Schäfer von Elsenfeld.

A. v. Herrlein S. 242.

Vor hundert und mehr Jahren lebte zu Elsenfeld ein Schäfer, der Hirtenjörg genannt, und seine Frau die Ev', und galten beide weit und breit für gottselige, rechtschaff'ne Leute. Besonders der Mann wußte viel' fromme Sprüche und heilige Geschichten, und wenn er die Schafe hütete

auf dem Dammesfeld, pflegte er lauter geistliche Lieder dazu zu blasen, so schön, daß den Leuten, die ihn hörten, das Herz davon bewegt wurde.

Es geschahen aber selbiger Zeit in der Gegend viele erschreckliche Unthaten, und wie man's auch anstellte, man konnte den Thätern nicht auf die Spur kommen; die Kirchen wurden ausgeraubt, und die Leute auf der Straße angefallen und todtgeschlagen, und besonders das Dammesfeld kam so in's Geschrei, daß sich Niemand mehr des Abends durch's Thal getraute. Denn nicht nur Einzelne, sondern auch Zwei und Drei, die sich verspätet hatten, wurden am Morgen todt im Wald gefunden, und man meinte nicht anders, als es müßte eine große Bande im Wald ihr Wesen haben.

Wer hätte gedacht, daß der Schäfer und sein Weib so gottlose Heuchler seien, und daß sie allein alle Raub- und Mordthaten verübten? Es war aber doch so, und sie brachten's fertig durch die schwarze Kunst, und stellten es also an: wenn ihnen ein Kind geboren wurde, brachten sie's um, schnitten ihm den kleinen Finger ab und dörrten ihn im Backofen. Wenn sie dann einen Einbruch oder Mord begehen wollten, brannten sie den Finger an, wie eine Kerze, und so lange der Finger brannte, waren sie unsichtbar. So gewahrten denn die Leute, wenn sie Nachts unter Schippach durch den Tannenwald gingen, Nichts, als ein Licht neben dem Weg, wenn sie aber hinzukamen und an nichts Böses dachten, schlug sie der Schäfer mit dem Holzbeil todt, ehe sie noch wußten, wo die Schläge herkamen.

Ehe nun der Schäfer sich verheirathet hatte und ein Mörder geworden war, gingen einmal im Frühjahre auf den zweiten Ostertag drei Bursche aus Elsenfeld in die Fremde: der eine war ein Schneider, der andere ein Schmied, der dritte, mit Namen Kasper, war der einzige Sohn aus der Mühle und war ein Müller. Daheim waren sie still und traurig fortgegangen, wie's aber das junge Blut zu machen pflegt, in Rück kehrten sie ein im Wirthshaus, um noch Ein's mit einander zu trinken, weil sie immer so gute Kameraden gewesen. Da wurden sie wieder munter, führten allerlei Reden, und zuletzt machten sie mit einander aus, sie wollten sieben Jahre in der Fremde bleiben, aber wenn sie am Leben blieben, auf den zweiten Ostertag wieder hier zusammenkommen, und wie ihren Auszug, so auch ihren Einzug wieder in Elsenfeld halten — alle drei miteinander. Darauf zogen sie durch's Dorf, singend das Handwerksburschenlied:

„Ich will mein Glück probiren,
Marschiren!"

gingen den Bach hinauf, am Kloster vorbei, und bei der Aubrücke trennten sie sich, — Zwei gingen rechts und der Dritte ging links. In der Fremde hatten sie alle drei viel Glück, lernten ihr Handwerk ohne Tadel und ersparten sich auch noch ein jeder ein schönes Stück Geld, und als die sieben Jahre zu Ende gingen, dachten sie auf's Heimgehen, und auf den zweiten Ostertag kamen sie wieder in der Krone zu Rück zusammen, wie sie's verabredet hatten. Der Müller war zuerst auf dem Platz, dann kam der Schmied, und hernach der Schneider. Wie nun Einer nach dem Andern gesund zur Thüre hereintrat, hatten sie eine große Freude, erzählten und ließen eine Kanne nach der andern bringen, auf baldige Meisterschaft anzustoßen, bis es endlich anfing zu dunkeln, — da brachen sie mit einander auf und wollten heimwärts. Draußen aber blies seit etlichen Tagen der Thauwind und die Elsava war ausgetreten und hatte das ganze Thal unter Wasser gesetzt, und es brauste, wie wenn der Rhein das Thal entlang ginge.

Wie sie nun unter die Kreuzmühle kommen, dorthin wo der große Nußbaum steht und der Bildstock, hören sie den Schäfer blasen: „Nun sich der Tag geendet hat," und sagen: „Das ist der Hirtenjörg, jetzt werden wir bald daheim sein." Mit Einem Male aber hört das Blasen auf, und es wird ein Licht aufgesteckt und sie sehen das Licht, aber Keinen, der es trägt, sondern das Licht fackelt vor ihnen kerzengrad in der Luft herum, — der Hirtenjörg hatte sie kommen hören, und hielt sich hinter dem Baum und lauerte auf sie, der ausgetretene Bach aber ging bis gerad unter den Nußbaum. Wie sie nun stutzten und nicht wußten, sollten sie voran oder zurück, schreit er ihnen zu: „Legt die Felleisen ab, hernach will ich jedem von Euch seinen Treff geben!" und zugleich schlug er den Schneider, der voranging, vor den Kopf, daß er taumelte. Da wußten die drei nicht, wie ihnen geschah, und fingen an zu bitten, er solle die Felleisen nehmen, nur das Leben solle er ihnen lassen. Endlich sagte der Hirtenjörg: „Meinetwegen, ob ich's schon nicht gern thue, aber die Felleisen legt ihr hierher und all' eure Kleider darauf, und wenn ihr euch ausgezogen habt, steigt ihr auf den Nußbaum und muckst euch nicht, — sonst ist's euer Letztes." Sie thaten so und stiegen auf den Nußbaum, und der Schäfer, wie sie droben waren, wollte mit den Felleisen und Kleidern davon gehen, ließ aber dabei den Finger, den er angesteckt hatte,

von ungefähr fallen: der ging aus, und in demselben Augenblick war der Schäfer sichtbar, und weil der Mond grad hinter einer Wolke hervorkam, kannten ihn die drei und schrieen: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!" Da warf er die Felleisen und die Kleider wieder hin, nahm seine Doppelflinte von der Schulter, trat unter den Baum und sagte: „Habt ihr mich erkannt, ihr drei, nun so betet jetzt euer letztes Vater unser!" Wie sie das hörten, fingen sie auf's Neue an, um ihr Leben zu bitten, versprachen auch, ihn nie zu verrathen, und er sollte an den großen Jammer denken, den er anrichten würde, wenn er sie umbrächte. Der Hirtenjörg aber lachte und meinte: wem's denn so arg zu Leid geschehen würde, wenn er sie jetzt alle umbrächte?

Da sagte der Schneider: „mein Meister hat mich immer gar zu lieb gehabt, denn es hat ihm Keiner so die Arbeit zu Dank gemacht, wie ich. Ich hab' ihm geschrieben, daß ich komm' und wieder zu ihm will, und heute wartet er auf mich und wird sich gar keinen Rath wissen, wenn ich nicht eintreffe."

„'S ist nicht wahr," sagte der Schäfer, „heute morgen erst hat er sich einen neuen Gesellen eingestellt," und schoß ihn vom Baum. Der Schneider aber war nicht gleich todt, sondern fiel hellaufschreiend herab in's Wasser und plätscherte und gurgelte drin herum und schlägelte mit Händen und Füßen, daß der Schäfer laut auflachte — dann ward er das Thal hinabgeschwemmt.

Der Schmied sagte: „Das Evchen und ich kennen uns seit zehn Jahren, und jetzt wollen wir Hochzeit halten. Sieh' in meinem Felleisen steckt das Kränzchen, — das soll sie tragen an ihrem Hochzeitstage. Heute wartet sie auf mich und hat keine frohe Stunde mehr, wenn ich nicht heim komme."

„'S ist nicht wahr," lacht der Schäfer, „das Evchen denkt nicht mehr an dich, — es ist schon seit sechs Jahren meine Frau, — schau hinüber, dort steht sie bei den Schafen!" und damit drückt er los. So fällt der Schmied mausetodt vom Baum und schwimmt auch das Thal hinunter.

Der Kasper sagte: „Hirtenjörg, Hirtenjörg! Wir stehen in Einem Taufbuch und haben als Kinder mit einander gespielt und sind mitsammen zum heiligen Nachtmahl gegangen. Wenn du mir auch thust, wie den zwei Andern, will ich dich verklagen vor Gottes Gericht, und sollst keine

ruhige Stunde mehr haben in deinem Lebenlang. Seit sieben Jahren hat meine Mutter jeden Morgen und Abend gebetet, daß ich noch einmal heimkomme und ihr die Augen zudrücke, heute ist sie fünf und siebenzig Jahre alt geworden und wartet auf mich."

„'S ist nicht wahr," sagte der Schäfer, „deine Mutter ist alt und täppelig geworden die letzten Jahre her, und weiß gar nicht mehr, daß sie noch einen Sohn hat, und liegt jetzt schon lang in ihrem Bett." Damit schoß er ihn vom Baum. Er hatte ihn aber nicht recht getroffen, und der Kasper, wie er fortgeflößt wurde, schrie immer noch: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!" Dieser aber meinte, er könne sich noch einmal an's Land herausarbeiten, und schlich am Wasser hinunter, um ihm den Garaus zu machen. So kommt er auch an die Mühle, und weil er noch Licht drin sieht, schaut er durch's Fenster, — da sitzt wirklich des Kaspers Mutter, die alte Müllersfrau, noch in ihrem Sessel und betet und der Tisch war mit weißem Linnen gedeckt, und standen zwei Teller darauf und eine Flasche Wein mit zwei Gläsern. Da schreit's noch einmal weit unten vom Wasser her: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!" daß die alte Frau den Kopf aufhob und horchte, den Schäfer aber schüttelte es am ganzen Leibe — denn gerade jetzt mußte der Kaspar in den Main getrieben sein. *)

Wie aber dieser gesagt, so geschah's. Der Schäfer hatte von nun an keine ruhige Stunde mehr. Wo er gehen und stehen mochte, hörte er das Wasser brausen und zwischendrein rufen: „Hirtenjörg, Hirtenjörg!" Bald riefen's die drei Handwerksburschen miteinander, bald der Kasper allein, wie er gerade untergehen wollte, und bald die alte Frau, und weil er's nicht mehr länger aushalten konnte, ging er hin vor Gericht und gab sich an und seine Frau und bekannte Alles, was er gethan hatte. Dort ward ihnen das Urtheil gesprochen, daß sie auf dem Dammesfeld lebendig von vier Pferden sollten zerrissen werden.

Sein Weib starb reumüthig. Der Schäfer aber sollte keine Gnade bei Gott mehr finden, sondern nachdem er bekannt hatte, ward er wieder so hart und verstockt, wie vorher. Als er schon auf dem Richtplatz stand, fing er an zu lachen, und als sie ihn fragten, warum? sagte er: drüben sehe er den Nußbaum stehen, von dem er die drei Handwerksburschen herabgeschossen habe, und da falle ihm grade ein, wie der Schneider im

*) Unterhalb der Elsenfelder Mühle mündet die Elsava in den Main.

Wasser so geplätschert und gegurgelt habe: das sei so lustig anzusehen gewesen, daß er jetzt noch darüber lachen müsse.

Als die Hinrichtung vollzogen war, wurden ihre Körper verbrannt, und die Asche in den Main gestreut.

788.

Grubingen.

Die vor. Schrift S. 256.

Nach dem Aussterben der Edlen vom Klingenberg ward die Burg Klingenberg Eigenthum der Herren von Bickenbach. Im vierzehnten Jahrhundert unternahm Einer der Letzteren, Konrad VIII., eine Wallfahrt nach Jerusalem, hatte aber das Unglück, in die Gefangenschaft der Ungläubigen zu gerathen und schmachtete lange in der Sklaverei. Da flehte er den heiligen Michael um seine Hilfe an und that das Gelübde, daß er, wenn er je wieder zu seiner väterlichen Burg gelangen sollte, an der Stelle, wo er sie zuerst erblicke, dem heiligen Michael zu Ehren eine Kirche erbauen wolle. In einer Nacht träumte ihm, er befinde sich wieder auf deutscher Erde und auf dem Wege in seine Heimath. Die Freude über seine Befreiung weckte ihn auf — und vergoldet vom Strahle der Morgensonne lag die Burg Klingenberg vor ihm. Entzückt wollte er ihr zueilen, aber sein Schwert sprang aus der Scheide, grub sich in die Erde und mahnte ihn so an sein Gelübde. Konrad wiederholte es dankbar seinem Heiligen und erbaute in der Folge an jener Stelle eine Kirche, die dem heiligen Michael geweiht wurde, und ein Dorf, das er, weil sich dort sein Schwert in die Erde grub, Grubingen nannte.

Dorf und Kirche lagen eine Viertelstunde oberhalb Röllfeld am Main. Grubingen ward zur Pfarrei erhoben und Stadt und Burg Klingenberg, Röllfeld, Schmachtenberg und Seckmauern gehörten als Filiale zu ihr. Das Dorf verschwand im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, aus welcher Veranlassung ist unbekannt, die Kirche aber bestand bis zum Jahre 1778, wo sie wegen ihrer Baufälligkeit abgebrochen wurde. Den Kirchhof benützten die Röllfelder noch bis 1847, in welchem Jahre sie einen größeren näher bei Röllfeld anlegten. Von der Kirche steht jetzt nur noch ein kleines Stück Mauerwerk, das einen Theil der Kirchhofs-

mauer bildet; in dem Kirchhofe aber ist ein steinernes Cruzifix errichtet mit der Inschrift:

> Dahier auf dem Platz stand die Grubinger Pfarrkirche ad St. Michaelem, wohin die Ortschaften Klingenberg und Röllfeld und mehrere andere der Gegend vorhin gehörten. Im Jahre 1778 wurde sie wegen Alterthum abgebrochen und Alles, so sie gehabt, nach dem Weisthum von 1630 unter die beiden Pfarrkirchen Klingenberg und Röllfeld getheilt.

In der Kirche zu Grubingen lag der Stifter derselben, Konrad von Bickenbach, begraben. Sein Epitaphium wurde bei dem Abbruch der Kirche in die Kirchhofsmauer versetzt, später aber wieder herausgenommen, weil es durch die Witterung litt; eine steinerne Tafel bezeichnet die Stelle, wo es gestanden. Jetzt ist es in der Kapelle zum hohen Kreuze zwischen Röllfeld und Klingenberg aufgestellt. Es zeigt einen geharnischten Ritter, der auf einem Löwen, dem Sinnbild der Tapferkeit, steht; der schwere Helm ruht auf seiner linken Schulter. Die Umschrift ist nur noch theilweise lesbar und lautet: anno dm. m. ccc. LXXXIII. . . . . o. conradg dus in Bickenbach.

789.

Graf Eberstein.

Von L. Uhland. — Lehmann Speyr. Chronik p. 344.

Zu Speier im Saale, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen
Graf Eberstein
Führet den Reihn
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sich schwingt nun im lustigen Reigen
Da flüstert sie leise, sie kann's nicht verschweigen:
„Graf Eberstein,
Hüte dich fein,
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet sein.“

Ei! denket der Graf, Euer kaiserlich Gnaden,
So habt ihr mich darum zum Tanze geladen!
Er sucht sein Roß,
Läßt seinen Troß,
Und jagt nach seinem gefährdeten Schloß.

Um Ebersteins Veste, da wimmelts von Streitern,
Sie schleichen im Nebel mit Haken und Leitern,
Graf Eberstein
Grüßet sie fein,
Er wirft sie vom Wall in die Gräben hinein.

Und als der Herr Kaiser am Morgen gekommen,
Da meint er, es seie die Burg schon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und seine Gewappneten all.

„Herr Kaiser! beschleicht ihr ein andermal Schlösser
Thuts Noth, ihr verstehet aufs Tanzen euch besser,
Euer Töchterlein
Tanzet so fein,
Dem soll meine Veste geöffnet sein.“

Im Schlosse des Grafen, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen,
Graf Eberstein
Führet den Reihn
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüstert er leise, nicht kann ers verschweigen:
Schön Jungfräulein
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet sein.

790.

Die beiden Todten zu Speyer.

Von J. N. Vogl. — Verwüstung der Kaisergruft durch die Franzosen 1589.

Wie! Fackeltanz im Dome? Fußtritte dumpf hinab
'S ist Kaiser Karl der Sechste, er steigt in der Ahnen Grab,
Er selber will es schauen, bei heller Fackelglut,
Wie dort der Franke gefrevelt in frechem Uebermuth.

Und immer röther färbte seine Wang' gerechter Grimm,
„Bei'm Himmel! ihr Franzosen, was ihr gethan, ist schlimm!"
Die Väter in den Särgen sieht er des Schmuck's beraubt,
Die Krone abgerissen von manchem theu'ren Haupt.

Zertrümmert sind die Särge, die Deckel liegen um,
Und Leichentuch und Purpur zerfetzt im Staub ringsum,
Da blickt manch hohles Auge ihn gar gespenstig an,
Als wollt' es zu ihm sagen: „räch' uns, lebend'ger Mann!"

Und fürder schreitet Karl, erfaßt vom tiefsten Schmerz,
Der Fackelschimmer gleitet über der Särge Erz.
Nun steht er dort vor zweien, die sind zerschlagen gar,
Und die Gerippe d'runter vermengt gar wunderbar,

Er steht wohl tief erschüttert, die zwei', die kannt er gut,
Sie haßten sich im Leben, die hier zusamm' geruht,
Nicht konnten sie bestehen, wo Licht und Luft besteht,
Es war der Kaiser Adolf und Albrecht's Majestät.

Nun liegen sie zerbrochen, vermischt ihr los' Gebein,
Von Keinem kann man sagen: der Knochen hier war sein;
Nur an dem Einen Scheitel, gefurcht von grimmem Schlag,
Das Haupt des Kaisers Adolf man noch erkennen mag.

Und vor dem Staub der Beiden der Kaiser lange steht,
Es ist ein heilig Ahnen, was seine Brust durchweht;
„Ja, ob auch Haß und Zwietracht auf Erden hier zu Haus,
Es löscht in jedem Herzen des Todes Hand sie aus."

D'rauf manchen Kunsterfahr'nen er hin zur Gruft beschied,
Und läßt dort den Gerippen anfügen Glied an Glied,
Und manch ein Bein des Adolf wird Albrecht's Eigenthum
Und manch ein Bein des Albrecht des Adolf wiederum.

So liegen beide Feinde vereinigt nun gar sehr,
Der Adolf-Albrecht jener, der Albrecht-Adolf der;
So liegen sie und ruhen, bis die Posaune ruft, —
Kein Frevler stör' hinfürder sie mehr in ihrer Gruft!

791.

Das Knäblein von Speier.

Von L. Schandein.

Zu Speier im Dom vor alter Zeit
Da war ein Muttergottesbild,
Gar manig ein Gruß ward ihm geweiht,
Gar manig ein Flehen hat es gestillt.

Kommt eine Mutter in Leid und Harm,
Sie klaget der Jungfrau ihre Not,
Ihr einig Knäblein auf dem Arm
Hält in der Hand ein Stücklein Brot.

„Ein Stücklein Brot und keines im Haus,
Maria hilf, nimm ab die Qual!“
Das Knäblein streckt sein Händchen aus:
„Da Büblein lieb, da beiß einmal!“

Das Knäblein sagt's, das Bild erbebt,
Maria blickt so liebewarm:
Lieb Jesukind herniederschwebt,
Nimmt Knäblein sanft in seine Arm':

„Iß selber du was dir gereicht,
Du herzig Kind, du hast ja Not;
Eh' dreimal sich der Tag geneigt,
Dann essen wir ein ander Brot!“

Und sieh, sein holdes Angesicht
Umwebt ein Leuchten wunderklar,
Die Mutter weiß zu deuten es nicht,
Es bebt ihr Herz so wunderbar.

Am Himmel kommt das Abendrot —
Der Mutter bangt bei seinem Schein;
Das Knäblein klaget, sie fraget in Not:
Ei wird das Wort wol Warheit sein?

Und wieder kommt das Abendrot —
Gut Knäblein liegt so krank und bleich,
Im Fiebertraum da ißt es Brot,
Ißt Lebensbrot im Himmelreich.

Und wieder kommt das Abendrot —
Es weinet die Mutter so Gotterbarm:
Ihr Ein und Alles ist ja todt,
Sie hält es todt in ihrem Arm.

Es will die Mutter in Trauer vergehn,
Gar manige Nacht sie nimmer schlief:
Und als am Grab die Röslein stehn —
Lieb Jesukind sie zu sich rief.

792.

Servatiusbrunnen.

Eysengrein chron. Spir. p. 24. Geissel Kaiserdom I., 2 (6).

Als der heilige Servatius um die Mitte des vierten Jahrhunderts in der Gegend von Speyer war, wurde er eines Tages auf seiner apostolischen Wanderung von brennendem Durste befallen. Vergebens schaute der Gottesmann nach einem kühlenden Bronnen oder rieselnden Bächlein um. Da faßte er gläubiges Vertrauen und machte mit dem Finger ein Kreuzzeichen auf den Boden. Alsogleich sprudelte eine lebendige Quelle hervor, welche von da an nie mehr versiegte und nachmals Servatiusbrunnen und Tafelsbrunnen genannt wurde.

793.

Der heil. Bernard zu Speyer.

J. Geissel Kaiserdom I., 93. Vgl. Sagenbuch I., 313. Gumppenbergs Marian. Atlas. Teutsch v. Wartenberg I., 83.

Die Speyerer beschlossen, das Andenken an die berühmten Worte des heiligen Bernardus: o clemens! o pia! o dulcis virgo Maria! die zuerst im Dome zu Speyer erklungen waren, auf eine bleibende Weise der Nachwelt zu überliefern. Also ließen sie in dem mittleren Gange des Langhauses vier Messingplatten in den Boden einlegen, auf denen obige Worte eingegraben standen; auf der ersten: o clemens! der zweiten: o pia! der dritten: o dulcis! der vierten: Maria! in vier Entfernungen, dreißig Fuß von einander. Diese Entfernung gab zu der Sage Veranlassung, es habe der heilige Bernardus bei jedem Gruße einen dreißig Schuh weiten Sprung gethan.

794.

Das Marienbild im Dom zu Speyer.

Geissel, Kaiserdom III., 176.

Anno 1794, als die Franzosen in Speyer eingezogen waren, holten sie aus dem Dome unter andern auch das alte wunderthätige Marienbild, das vor Zeiten mit St. Bernhard geredet, von jener Zeit an aber geschwiegen hatte. Es sollte mit vielen kirchlichen Geräthen unter dem frisch gepflanzten Freiheitsbaume verbrannt werden, wollte aber, wie die Sage erzählt, durchaus nicht brennen, worauf es die Clubbisten in kleine Stücke zerhieben, um es doch zu vertilgen.

795.

Der böse Wolfsberger.

Träume und Schäume vom Rhein I., 71. Geib Reisehandbuch durch die Pfalz S. 359.

Da, wo man jetzt auf der Eisenbahn in's Neustadter Thal hineinfährt, just über dem ersten Tunnel, steht eine Ruine auf der Höhe, Schloß Wolfsberg genannt. Auf demselben saß vor viel hundert Jahren ein arger Räuber, der alle Leute plünderte, die durch das Thal zogen. Auf einer vorspringenden Felsenplatte hatte er immer eine Wache stehen, die nach Reisenden spähen mußte. Noch heute sieht man die Fußtapfen derselben im Stein, aber seltsamerweise sind es ihrer drei in einer Linie hinter einander und alle drei unmenschlich groß. Das kommt daher, weil die Menschen in der Ritterzeit halbe Riesen waren. Der schlimme Wolfsberger that auch seinen Nachbarn in der Neustadt allerlei Leids, und doch konnten sie ihm nicht beikommen, weil er sehr klug war. Schlug ja zuweilen sogar seinen Pferden die Hufeisen verkehrt auf, um die Verfolger auf falsche Spur zu bringen. Endlich legte sich die heilige Vehme in's Mittel und lud ihn vor ihren Freistuhl. Der Räuber erschien wirklich in dunkler Nacht ganz allein. Auf sein Roß aber hatte er vorsorglich einen Sack voll Erbsen geladen und diese so auf den Weg gestreut, daß man seine Spur leicht finden konnte. Seine Freunde und Knechte gingen dieser Spur nach und befreiten ihn in dem Augenblick, als er zum Tode

verurtheilt war und niedergestoßen werden sollte. Was später noch aus ihm geworden, weiß kein Mensch, aber die Leute meinen, der Krug werde so lang zum Brunnen gegangen sein, bis er zerbrochen sei, und der Teufel werde den Spitzbuben doch noch geholt haben.

796.

Woher Neidenfels seinen Namen hat.

Träume und Schäume vom Rhein I., 107.

Neidenfels liegt auch im Neustadter Thal, wie Wolfsberg, und die Eisenbahn geht daran vorüber. Es ist ein kleines Dörflein, und über demselben liegt eine stattliche Burgruine, von der es seinen Namen hat. Schloß und Dörfchen sollen vor Zeiten nicht Neidenfels, sondern Lichtenstein geheißen haben, gerade wie die andere Burg gegenüber auf einer waldigen Höhe, von der kaum mehr eine Grundmauer übrig ist. Zwei Brüder bewohnten die einander so nahe gelegenen Burgen, ihr Sinn aber war nichts weniger als brüderlich. Der, welchem der jetzige Neidenfels gehörte, war der Schlimmere von beiden und der Ursächer des Haders. Er hätte gern das ganze Besitzthum der Familie allein gehabt und ging ernstlich darauf aus, seinen Bruder aus der Welt zu schaffen. Wie er nun so Tag und Nacht mit neidischen Augen nach dem andern Lichtenstein hinüber schaute, entdeckte er, daß jeden Abend ein bestimmtes Fensterlein auf kurze Zeit beleuchtet war. Auch erfuhr er von einem Knechte seines Bruders, daß dieser jedesmal Abends den geheimen Ort besuche. Darauf legte er sich auf die Lauer und schoß von seiner Burg aus mit einem Standrohr eines Abends seinen Bruder hinter jenem kleinen Fenster nieder. Von der Zeit an wurde sein Schloß der Neidenfels geheißen und heißt sammt dem Dörfchen heute noch so.

797.

Der Teufelsstein.

Von F. Weiß. — Vgl. Sagenbuch I, 334.

1.

Wie lustig regen sich die Hände
Bei Limburgs prächt'gem Klosterbau!
Bald naht er dem ersehnten Ende,
Schon ragt er hoch in's Himmelsblau.

Das große Werk, es ist gelungen,
Die Kuppel wölbt sich stolz und kühn
Und schlank erheben, leicht geschwungen,
Die Thürme sich darüber hin.

Wohl haben Alle unverdrossen,
Dem Werk gewidmet ihre Kraft,
Dem Herrn zu Ehren; der vergossen
Sein Blut für uns am Kreuzesschaft.

Doch unter Allen sah man Einen,
Der unermattet Tag und Nacht
Sich schleppte mit den schwersten Steinen,
Aus weiter Ferne hergebracht.

Vielleicht ein Sünder war's, getrieben,
Zu suchen der Versöhnung Glück?
Wohl war's ein Sünder, doch ihm trüben
Der Reue Thränen nie den Blick.

Der Teufel war's, ihm ward berichtet,
Ein Wirthshaus solle hier ersteh'n,
Drum hatt' er willig sich verpflichtet,
Handlangerdienste zu verseh'n.

2.

Zum Hochamt rufen laut die Glocken,
Von allen Seiten drängt die Schaar
Der Gläubigen sich mit Frohlocken
Zum kerzenhellen Hochaltar.

Des Chores Feiertöne wogen,
Zur Weihe durch das Gotteshaus,
Der Teufel merkt, — er sei betrogen,
Und fährt in wildem Grimm hinaus.

Was soll er thun? Sein ganzes Dichten
Ist nun zur Rache hingewandt;
Nicht säumen will er, schnell vernichten
Will er das Werk der eignen Hand.

Tief stürzet er voll Schadenfreude
Hinab sich in der Erde Schooß,
Und wühlt aus ihrem Eingeweide
Der Felsen fürchterlichsten los.

Und eilet damit zu der Höhe,
Die gegenüber sich erhebt,
Wo Limburgs Tempel in der Nähe
Mit seinen Thürmen aufwärts strebt.

Zertrümmern will er das Gebäude,
Das sich durch seine Kunst gefügt,
Das bald nur Trauer weckt, nicht Freude
Wenn nun des Satans Tücke siegt.

3.

Im Himmel anders ist's beschieden,
Das Kloster steht in seiner Hut;
Nicht stören darf den Gottesfrieden
Des Frevlers unheilvolle Wuth.

Schon hat er sich zum Wurf bereitet,
Da blendet Lichtglanz seinen Blick;
Ein Himmelsbote weiß gekleidet,
Hält ihm die rohe Hand zurück.

„Was willst du thun?" spricht sanfter Stimme,
In Glanz zerfließend die Gestalt;
Der Teufel flucht in seinem Grimme,
Doch ihm entfällt der Stein alsbald.

Ermattet fühlt er seine Glieder,
Unfähig jetzt zu allem Thun;
Er setzt sich auf den Felsen nieder,
Um Kraft zu sammeln und zu ruh'n.

Doch wie er sitzt, faßt ihn Entsetzen;
Der Stein erweicht sich unter ihm;
Wuth muß ihm nun die Kraft ersetzen,
Er springt empor mit Ungestüm.

Und knirschend will den Stein er schwingen,
Um ihn zu schleudern auf sein Ziel
Umsonst! Es will ihm nicht gelingen,
Er ist der höhern Mächte Spiel.

Stets rollt der Stein aus seinen Händen,
So oft er ihn auch fassen will,
Er kann die Unthat nicht vollenden,
Und fliehet fort mit Wuthgebrüll.

Und wo er saß, sieht man die Spuren
Tief in den Felsen eingedrückt,
Und wo hinein die Krallen fuhren,
Da wird der Griffe Mal erblickt.

Noch ruhet auf derselben Stelle,
Ein stummer Zeuge und allein,
Wo er entfiel dem Herrn der Hölle,
Auf hohem Berg der Teufelsstein.

798.

Der Wasserberg bei Rhodt.

Träume und Schäume vom Rhein II., 219.

Zu Rhodt in der Rheinpfalz erzählt man, es sei ein Berg in der Nähe, der Hoheberg genannt, in dessen Innerem es zur Winterszeit bisweilen furchtbar brause, worauf sich jedesmal das Wetter ändere. Da haben sie einmal einen Bergknappen aus dem Böhmerlande daran geschickt, der erforschen sollte, was eigentlich dahinter stecke. Der Bergknappe hat herausgebracht, der ganze Berg sei bis oben voll Wasser und die Erde nur eine dicke Kruste darüber. Wenn die einmal aufbreche, werde die ganze Gegend überschwemmt. Auch ist in demselben Rhodt ein tiefer, tiefer Brunnen, unter dem eine unterirdische Strömung hörbar hinbrausen soll.

799.

Die Königshecke.

Träume und Schäume vom Rhein I., 236. Bruckner, das Haardtgebirge S. 138.

Bei Frankweiler, eine Stunde von Landau, stand einst eine Burg der fränkischen Könige. Der berühmte König Dagobert der Große verweilte nicht selten daselbst. Einmal hatten sich mehrere Große seines Reiches gegen ihn empört und suchten ihn zu überfallen und zu tödten. Dagobert floh noch im rechten Augenblicke und verbarg sich unter einen dichten Dornstrauch, nicht gar weit von der Frankenburg, also daß die Verfolger ihn nicht entdeckten. Der Dornbusch wurde von jener Zeit an sehr in Ehren gehalten, wuchs hoch heran zu einem Baume und hieß zu aller Zeit die Königshecke. Erst in neuerer Zeit hat der Blitz dieses lebendige Denkmal zerschmettert.

800.

Der Teufelsberg.

Mündlich.

Der Teufel hat schon viel durcheinander gemacht, aber noch nie etwas Ordentliches zuwege gebracht. Das zeigt sich wieder auf dem Burer Berge hinter dem Bad Gleisweiler, der auch der Teufelsberg genannt wird. Dort liegen riesige Felsmassen bunt und kraus durcheinander, und die Leute erzählen, der Teufel habe da oben gehaust. Nur darüber ist man noch nicht einig, ob er da oben eine Stadt zerstört und die Häuser in große Steine verwandelt habe, oder ob er seine Residenz aus diesen Felsblöcken bauen wollte, die ihm aber unter der Hand mißglückte. Sein Wesen soll er aber noch dort haben. Das merken die zu Weyher am besten. Wenn der Wind so recht grausig aus dem sogenannten Teufelsloch durch die Mündung des Modenbacher Thales zwischen Weyher und Burweiler hervorstürmt und das schwarze Nachtgewölk mit seinen unheimlichen Gestalten vor sich hertreibt, lassen sich allerlei gar wüste Stimmen vernehmen, als ob das wilde Heer vorüberziehe. Das kommt

alles vom Teufelsberg her, und das Flämmchen, das zuweilen tief im Thalgrunde irrt, gilt wenigstens für einen Gevatter oder ein Geschwisterkind des leidigen Gottseibeiuns.

801.

Stiftung von Klingenmünster.

Alsatia dipl. I., 23. F. X. Remling urk. Gesch. der Abteien und Klöster in Rheinbayern I., 89.

Als Dagobert nach dem Tode seines Vaters Krone und Zepter erhalten, soll er anfänglich von jugendlichem Leichtsinne bethört, Lüsten und Leidenschaften gefröhnt, die Kirchen und Gotteshäuser beraubt und beschädigt haben, bis ihn der Herr zu einer Zeit heimgesucht und zur Besinnung zurückgebracht. Er wurde nämlich im Geiste vor den Richterstuhl Gottes geführt, wo ihn die Schutzheiligen der Kirchen, welche er zerstört hatte, vorab die allerseligste Jungfrau, der heilige Erzengel Michael und die Apostelfürsten Petrus und Paulus schwer anklagten. Sein schuldbewußtes Gewissen schloß ihm den Mund und er wurde von dem Richter zur schweren Strafe verurtheilt. Der heilige Michael nahete sich ihm mit flammendem Schwerte, schwang es über seinem Haupte und wollte so die gerechte Strafe wegen Kirchenraubes und Unterdrückung der Armen und Nothleidenden an ihm vollziehen. Dieß wehrte der heilige Dionys, der besondere Schutzheilige des Königs, erwirkte Aufschub der Strafe und deutete auf das Mittel, wie er Verzeihung erlangen könnte: daß er zur Ehre jener Heiligen, welche er vormals so schwer beleidigt, Kirchen erbauen sollte. Der König versprach, dieses gerne vollziehen zu wollen und wurde in Gnaden entlassen. Darauf erfüllte er sein Versprechen durch die Errichtung etlicher Klöster, unter diesen der Abtei Bliedenfeld, welche später Klinga oder Klingenmünster genannt worden.

802.

Kaiser Rudolfs Grabritt.

Von W. Wackernagel. — Ottok. v. Horneck's Reimchronik c. 377. Ed. Pez. p. 344.

Was wandelt denn durch's Land für Trauerkunde?
Die Leute steh'n und weinen an den Wegen
Und alle Glocken klagen in die Runde.
Und einen Zug seh ich herab bewegen
Zum Thale sich von Germersheim, dem Schlosse,
Und auf der Straße weit den Staub erregen.
Und herrlich raget über all dem Trosse,
Der weinend folgt und schmerzlich weheklagend,
Ein Greis hervor auf langsam geh'ndem Rosse.
Und Priester ihm zur Seite Kreuze tragend,
Gebete sprechend, feierliche Lieder
Mit Schluchzen singend, Segensworte sagend.
Und durch die Felder geht der Zug hernieder
Zum Rheine hin; und alle Leute weinen
Und schau'n und fragen sich und weinen wieder.
Der Kaiser ist's, den diese Klagen meinen,
Der Kaiser Rudolf ist's; er will mit denen,
Die schon in Speier schlafen, sich vereinen.
Der Kaiser Rudolf ist es: da, wo Jenen,
Die vor ihm herrschten, ist das Grab bereitet,
Will er sein Haupt auf's Sterbekissen lehnen.
Der Kaiser ist's: er weiß, sein Engel leite
In dreien Tagen ihn zur Todespforte:
Der Kaiser ist es, der zu Grabe reitet!" —
Und er ist todt! mit solchem Schmerzensworte
Geh'n Zähr und Seufzer in das Land als Boten.
„Rudolf ist todt!" So klingt's von Ort zu Orte.
Und Alles kömmt und drängt und will die rothen,
Verweinten Augen nur noch einmal schauen,
Nur einmal noch den heißgeliebten Todten.
Es zeigen ihren Kindern ihn die Frauen:
„Seht, diese Hand ließ einst sich das verwaiste
Deutschland als Braut in rechter Liebe trauen."
Sie steh'n und jammern; doch die allermeiste
Wehklag' erhebt ein Alter, dem am Kinne
Und Scheitel längst die Locke schon ergreiste.
Ihr Fürsten gönnt mir eins nur zum Gewinne,
Nur eins zum Trost. Ich schuf aus festem Steine
Einstmal sein Bild mit meinem besten Sinne.

Das Werk der Lieb' und Treue, laßt es seine
Ruhstätte nur für alle Zeit bewahren;
Zu Rudolf's Denkmal gnügt sein Bild alleine.
Zu Rudolf's Denkmal, der mit grauen Jahren
Die Krone wie ein Jüngling hat getragen,
D'rin Mild und Recht die schönsten Steine waren."
Der Meister sprach's und trat mit neuen Klagen
Zum todten Kaiser, welchem tief gefaltet
Der unbewegten Stirne Furchen lagen.
Noch ist das Bild zu Ende nicht gestaltet!
So rühre Meisel manches Bilds Gestalter,
Noch einmal dich, eh meine Hand erkaltet!
Denn eine Falte grub ihm noch das Alter.
Nur sei, o Hand, zur letzten Arbeit eilig!
Wer so in Sorgen war des Reich's Erhalter,
An dessen Stirn ist jede Falte heilig."

803.

Richard Löwenherz auf dem Trifels.

Von Friedrich Baader. — Vgl. Sagenb. I., 304. Th. Rymeri foedera, conventiones etc. I., 26. Michaud histoire de Croisades II., 324 theilt die Strophen des Liedes mit, welche Baader's Gedicht treu wiedergiebt. S. G. Lobstein Histor. Nachrichten über den Trifels. Landau 1827 S. 54.

1.

„Wie lacht der Frühling doch so schön,
Wie grünt die Au im holden Maie,
In Sonnengold der Berge Höh'n
Und drüber hin des Himmels Bläue.

Du kühner Aar in freier Luft,
Du Rhein, mit deinen Silberwogen,
O grüßt mein Land von dieser Gruft,
Kommt ihr nach Albion gezogen.

Wohl nimmermehr, mein Heimathland,
Wall ich auf deinem fels'gen Strande,
Wohl nimmer wird, mein Engelland
Dein König frei von harter Bande.

Ein Felsennest statt — Königschloß,
Der Boden Fels und Fels die Wände,
Statt schwellender Polster — karges Moos,
Statt Schwert's — die Ketten an der Lende.

Ein hären Kleid — sonst ein Talar,
Ein Steinsitz jetzt — einst auf dem Throne...
Und wild umrankt mein Haupt das Haar,
Das sonst so stolz trug eine Krone." —

So klagt Richard Plantagenet
In Trifels' dumpfem Burgverließ,
Worin die Rache Oesterreichs
Den edlen König schmachten ließ.

Doch horch! welch ein bekannter Klang
Dringt jetzt zu König Richard's Ohr,
Wer ist der Sänger, der es wagt,
Zu nahen sich dem Kerkerthor?

„O Sultana! o Sultana!
Sieh den Fremdling liebebang
Sich zu deinen Füßen winden ....
Rührt dich nicht der Liebe Klang?
Du verstehst nicht seine Worte,
Doch du siehst sein Auge glühen
Von des Herzens Liebe=Drang.“

Der König sinnt, der König lauscht
Der Laute klagendem Akkord,
Der zitternd durch den Kerker hallt,
Und wiederholt sich Wort für Wort.

„Wer könnte dieser Sänger sein?...
Nur Einem ist das Lied bekannt —
Mein Blondel — Blondel nur allein!
Ihm sang ich es im heil'gen Land.

Es zittert, jauchzt, es stürmt auf's Neu
In seinen Adern Jugendgluth;
Er greift zur Laute schnell, die lang
Schon an der feuchten Mauer ruht:

„Schöner Fremdling, deine Sprache
Ist mir nicht so unbekannt,
Ich bin selbst aus fernem Norden,
Bin von einem Inselland;
Noch lebt dort mir wohl die Mutter,
Noch lebt dort mir wohl der Bruder —
Bin dir selbst vielleicht verwandt ...“

Die Laute summt noch den Refrain
Verschwindend in ein leises Ach,
Und wie ihr Ton im Kerker klagt,
Hallt's wehmuthsvoll von unten nach.

„O wüßt' ich, ob's mein Richard ist!“
„„O wüßt' ich, daß mein Blondel er!““
Die Lauten rauschen im Verein,
Die Worte schweben hin und her:

„Und dein Name?“ — „„Isabella““ —
— Dies ist { Blondel / Richard } nur bewußt! —
„O mein Bruder!“ — „„Meine Schwester!““
Und sie sinken Brust an Brust.
„Meine Schwester!“ — „„Du mein Bruder!““
Nur die ferne Mutter fehlet,
Zu der hohen Wonn' und Lust.

2.

Wie wenn der Sturm durch Föhren fährt,
Und Aeste, Bäume, Felsenschollen,
Daß zitternd dröhnt ringsum die Erd',
Den Abhang dumpf hinunter rollen;

Wie wenn, gepeitschet vom Orkan,
Das Meer die fels'ge Küste stürmet,
Zurückgedrängt — dann himmelan
Auf's Neu die Wogenrosse thürmet;

Der Blitz aus düst'rer Wolke zischt,
Der Donner mächt'ger stets gewittert,
Und hoch auf spritzt der Wogen Gischt,
Daß Meer und Fels zugleich erzittert:

So ringt jetzt Mann mit Mann in Wuth,
Die Lieb' und Haß zum Kampf entflammen ...
Wo wichen je in Schlachten=Gluth,
Die Richard's Löwenblut entstammen?

Schon ist das Thor erreicht — erstürmt —
Doch will der muth'ge Feind nicht weichen,
Auf's Neu er einen Wall sich thürmt
Von der erschlag'nen Freunde Leichen.

Vergebens! — Unaufhaltsam dringt
Blondel hinein mit seinen Schaaren,
Vor seinem Schwert ein Jeder sinkt,
Da kann nicht Helm, nicht Schild bewahren.

Er bricht sich Bahn durch ihre Reih'n,
Er möchte zum Verließe fliegen —
Jetzt ist er dort — ein Stoß — hinein
Eilt Blondel über dumpfe Stiegen.

Jetzt schweigt des heißen Kampfes Dräu'n:
Solch Bild muß Freund und Feind besiegen:
Sie seh'n verklärt vom Abendschein
Die Freunde Brust an Brust sich wiegen.

804.

Der Einaug.

Von Ignaz Hub. — Vgl. Sagenb. I., 356.

Der Einaug sprang, die Faust geballt,
Vom Lager, im Morgennebel,
Warf sich in's Büffelwamms und schnallt'
Sich an den Gurt den Säbel;
Rief aus dem Schlaf den stärksten Knecht:
„Heda, Gesell, mach' dich zurecht!
Mir träumte: sollen reiten!
Du sollst mich heut begleiten!"

Und hurtig ging's zu Roß in's Thal
Querfeldein, — gen Annweiler.
„'S gibt einen Höllenfang, bei'm Gral!
Und wär's des Satans Keller!"
Sie ritten über Stock und Stein
Voll Raubbegier waldaus, waldein,
Durchstöberten alle Wege,
Die Schluchten und Gehege.

Doch fand zu Raub sich keine Spur,
Wonach die Beiden lechzten;
Grimm angeschoßne Hirschlein nur
Im stillen Grund verächzten.
Der Sperber schreit, es klopft der Specht,
Der Raubherr flucht, es murrt der Knecht...
So bogen um einen Hügel
Sie mit verhängtem Zügel.

Da, wie den Vorsprung sie erreicht
Im halben Dämmerdunkel,
Ramberg, die Ritterburg, sich zeigt
Und wandelnd Lichtgefunkel.
Ihr Anblick, heisa! war kein Dorn
Dem Einaug. — Hei! stieß er in's Horn,
Daß schmetternd von dem alten
Gestein die Töne prallten.

„Halloh, thut auf! ein Dach gewährt
Zween abwegs irren Recken!
Das Rößlein stutzt, der Nachtwind fährt
Grausig durch Busch und Hecken!" —
Auf Gastfreundschaft der Ramberg hält,
Die Kette rollt, die Brücke fällt,
Und Schloß und Riegel sprangen,
Die Gäste zu empfangen.

„Beim Sakrament! so hat es Art."
Der Einaug rief's dem Knechte,
„Das Burgherrlein wohl hat bewahrt
Goldfischlein für die Hechte!"
Sie saßen ab bei Fackelstrahl,
Sie traten in den Rittersaal
Und ließen sich's gefallen
Bei Wildpret, Fisch und Quallen.

Sie machten sich's bequem fürbaß,
Der Strolch und sein Genosse;
Sie tranken aus dem besten Faß
Und trieben Scherz und Posse.
Ernst aber furcht' des Ritters Stirn,
In Fiebergluthen zuckt sein Hirn,
Als wollt' ein böses Ahnen
Geheimnißvoll ihn mahnen.

Und als genommen war das Mahl,
Bestellt die Schlummerzellen,
Verläßt er alsobald den Saal,
Gehn schlafen die Gesellen.
Der Schnapphahn doch bei Seite raunt:
„Um Mitternacht sei wohlgelaunt,
Wenn er im Schlaf verloren,
Das Herz ihm zu durchbohren!

Herum in Kist' und Truhe dann
Mit scharfer Nase spähe,
Indeß ich sammt dem Kastellan
Die Knappen niedermähe!" —
Und stille ward's im Ritterhaus,
Die Eule nur und Fledermaus
Umschwirrten, wie Gespenster,
Die runden Erkerfenster.

Unruhe hielt den Burgherrn wach;
Dämonische Gewalten
Umgaukelten sein Schlafgemach
In hundert Schreckgestalten.
Es grinst ihn an und winkt und nickt —
Er lauschet . . . still . . . nur leise pickt
Die Todtenuhr und knistert,
Der Wind verstohlen flüstert.

Er sucht den Schlaf . . . er nicket ein . . .
Ha! schreckt's ihn auf vom Pfühle!
Ihm war, als ob ein Zentnerstein
Auf seinem Herzen wühle.
Er späht . . . da blutig von der Wand
Starrt ihm entgegen eine Hand, —
Aus seines Schwertes Scheide
Blutfunkelte die Schneide.

Und heißer schlug an ihm empor
Der Ahnung schwarze Welle . . .
So durch den schmalen Korridor
Wallt er zur Burgkapelle,
Kniet vor dem Altar gläubig hin,
Und fleht zum Herrn mit frommem Sinn,
Vor Unheil und Gefahren
Ihn gnädig zu bewahren.

Den Schimmer warf das ew'ge Licht
Auf's hohe Tabernakel,
Daraus die Liebe Gottes spricht
Im Brodwandlungs-Mirakel.
Darüber mit der Dornenkron'
Am Kreuze hing der Gottessohn,
Zu Füßen ihm stand voll Schmerzen
Die Mutter, das Schwert im Herzen.

Wie also im Gebet er lag,
Mit seinem Gott im Bunde,
Verkündet dumpf der Glockenschlag
Vom Thurm die Mittnachtstunde.
Jetzt schleicht, in starker Faust den Stahl,
Des Räubers Knecht, wie er befahl,
Hinauf zu Ramberg's Kammer . . .
Noch scholl im Erz der Hammer.

Er legt das Ohr an Wand und Schloß . . .
Kein Laut . . . und leise tritt er
Hinein, gezückt zum Todesstoß
Das Eisen auf den Ritter.
Doch als er fand die Kissen leer,
Drängt's ihn verwirrt zur Thüre quer. —
Geschnarch' . . . ein Schrei! . . . der Kehle
Entfährt des Schläfers Seele.

Vom Feuerweine noch durchglüht
Entrauscht die Lebensquelle:
Das letzte, leise Röcheln flieht
Aus tiefer Herzenszelle.
Der Einaug schwamm in seinem Blut, —
Da naht der Graf, in Gottes Hut, —
Die Fackel in der Linken,
Läßt er sein Schwert erblinken.

Und vor den Mörder stumm und bleich
Tritt er mit strengen Mienen;
Dem kam's als ob aus dunklem Reich
Der Rachegeist erschienen.
Entsetzen packt den Bösewicht,
Als halte Gott sein Strafgericht
Ueber dem rauchend rothen
Verruchten Blut des Todten.

Zu seinen Füßen stürzt er, fleht
Um Gnade für sein Leben,
Des Räubers Meuchelplan gesteht
Er reuig und mit Beben:
„Erbarmen meiner Seele, Herr!
O laßt im dunkelsten Gesperr
Mich büßen, schlimm berathen,
Für meine Missethaten!"

„„Du hast vollstreckt nach Gottes Rath
Die Strafe,"" spricht der Ritter,
„„Vergeben sei dir drum die That,
Fern Burgverließ und Gitter;
Nun aber flieh, elender Gauch!
Verbirg dich in den dicksten Strauch,
Und preis' durch Gottes Gnade
Der ew'gen Vorsicht Pfade!""

805.

Das Mädchen von Einöd.

„Von Ludwig Schandein. — Westricher Mundart.

's war Jungelicht — 's is lange Jor —
Han zwe verheß sich un verschwor,
Ehr Herz war heß wie Kole;
Un 's Bärwel frei zum Bälte sat:
„Ke' annre' werd geheierat,
Der Deuwel soll mich hole!"

's is Vollemond — do jolt die Gei
Un jolt un holt was Leut erbei,
Macht Hopser uf un Walzer
Warum bin so gebutzt die Leut?
Ei wescht de net, 's is Hochzig heut:
Das Bärwel un der Balzer!

's is Mitternacht — do jolt die Gei
Un jolt un holt e' Borsch erbei
Mit Ruhe heß wie Kole;
Wer soll es sei'? der dut bekannt
Un packt das Bärwel bei der Hand
Un will's zum Walze hole.

's is zwölfe grad — do klat die Gei
Un klat un jat viel Angscht erbei,
Absunnerlich dem Bärwel;
Sei' Dänzer ericht is sachte kumm,
Nau' trillt er's richt im Rad erum,
Die Gei die macht e' Werwel.

So trillt er's fort — do kracht die Gei
Un kracht un macht so wüscht debei,
Un alles halt im Walzer:
Un hui er buscht das Fenschter 'naus,
M'r hört e' hell Gelächter draus,
Un 's Bärwel jomert: Balzer!

E' helle Gresch — un 's is gedan,
Un alles guckt verstört sich an,
Dann niemand is im Zweiwel:
Un wär er net wie fortgefloh,
Die Hörner schun un scharfe Klo'
Verroren jo de' Deuwel.

Zu Enöd is noch heut das Haus,
Un Eule flieje ei' un aus
Un Dauwe dann un Dole;
Un seit sich sell hot zugetrah,
Getraut sich dort ke' Braut se sah':
„Der Deuwel soll mich hole!" —

806.

Das Marienbild zu Gräfinthal.

F. X. Remling Gesch. der Abteien und Klöster in Rheinbayern I., 300. Frey Beschreib. des Rheinkreises IV., 83.

Etwa eine halbe Stunde von Bliesmengen, in einem freundlichen Thale liegt der Gräfinthaler Hof, in dessen Bezirke die Reste des Klosters Gräfinthal. Das Gotteshaus verdankte Namen und Dasein der Gräfin Elisabetha von Blieskastel. Sie hatte lange mit einem schmerzlichen Augenübel zu kämpfen, von dem sie endlich nach vielen fruchtlos angewendeten Mitteln auf die Fürbitte der heiligen Mutter des Herrn befreit wurde. Um dem Himmel ihren Dank für diese Hilfe zu beweisen, gründete die Gräfin im Jahre 1243 das Kloster zu Ehren Mariens, deren wunderbares Gnadenbild in dem neuen Gotteshause bald unzählige fromme Wallfahrer herbeiführte. Von diesem Bilde aber erzählt uralte Sage, es sei schon vor der Stiftung des Klosters zu Gräfinthal, daselbst unter einem Baume gestanden, und eines Tages von einem vorüberziehenden Ungläubigen mit einem Pfeile verletzt worden, worauf es wunderbarlicher Weise Blut vergossen. Der Ruf dessen ging hinaus in weite Ferne. Tausende von Pilgern wallfahrteten zu der schwarzen Muttergottes nach Gräfinthal. In der französischen Revolution wurde das Bild, welches der Sage nach nicht verbrannt werden konnte, öffentlich verkauft. Einige Mädchen von Blieskastel ersteigerten es um 200 Franken und schenkten es der dortigen Pfarrkirche, wo es jedoch später der öffentlichen Verehrung entzogen wurde.

807.

Kaiserslautern.

Herzog Elsaß. Chronik IX., 149.

Von der Kaiserpfalz zu Lautern sowie von der Burg Trifels wird erzählt, man müsse dem Rothbart daselbst jede Nacht ein Bett bereit halten, damit er dort schlafen könne; denn er sei nicht gestorben, sondern zu Hagenau in der Burg lebendig verschwunden.

808.

Schloß Beutelstein.

Von Ludwig Schandein. — Westricher Mundart.

E' Märe rut im Gras im Dal,
Das arem Kinn hot Not un Qual:
Gestorb is sei' Vatter, sei' Motter.

Un all sei' Troscht uf dere Welt
Den hot's uf seine Schatz gestellt:
Doch leidt es net Vatter, net Motter.

Voll Mürigkät do nuckt es ei',
Was Wunners werd nor an em sei':
Wie hoppelt so hortig sei' Herzche!

Uf ee'mol hupst es in die Heh,
De' Berg enuf un rasch wie's Reh:
Ei werd es sei' Glück wul verbasse?

„'s is wärlich wor, s' is alles so,
Mei' Tram der hot mich net beloh:
Do blüt jo der wunnerlich Garte!"

Un's siet un sucht net lang erum,
Es brecht sich schun die Schlüsselblum:
Do brecht es e' goldige Schlüssel!

Am Dehrche kloppt es dreimol an,
Hot dann der Berg sich ufgedan:
Un uf is gedan do der Himmel!

Nor Marmelstee' un Helfebee',
E' Laschter Gold un Edelstee':
Es siet sich net satt an de Wunner.

Un 's traut sich net un will net vor,
E' Stimmche ruft: „Ei nemm der nor:
's is alles for dich un dei' Schätzche!" —

Es weß net was es wäle soll,
Do rafft es seine Schorz sich voll:
Ei hot's doch de' Schlüssel an's Dehrche!

„Nau' bin ich reich un bin ich frei,
Un wann ich will is Hochzig glei;
Doch baße mer zwe noch sesamme?" —

So kummt's erauser, nor e' Nu —
Un hinnig em is 's Dehrche zu:
Es hauser, un — drei' is der Schlüssel!

Un net genunk, 's is meh dermär,
Es sucht un sucht — sei' Schorz is leer:
Un trauerig schlockert's enunner.

Un's Märe rut im Gras im Dal,
Sei' Gram is gros un gros sei' Qual:
Es hot jo ke' Vatter, ke' Motter.

Un all sei' Troscht uf dere Welt
Der freit e' Braut mit Gut un Geld:
So will es sei' Vatter, sei' Motter.

Geschiet is das uf Beurelstee',
So fiet m'r heut ke' Blümche meh:
Ke' Schlüssel se hewe de Wunner.

809.

Hildegard von Hoheneck.

Von Laurian Mooris.

1.

Blaue Wolken ziehen kühlig
Durch das reine Aetherland,
Und der Tag, der gluthumfang'ne
Hat die Segel abgespannt.

Immer noch am grünen Bache,
Fern von lustig wildem Troß,
Sitzt ein schlanker, blonder Jäger
Halbgelehnt auf sein Geschoß.

Sitzt die schöne, ros'ge Jungfrau
Hildegard — allweit bekannt,
Rastend von der müden Fährte,
Lettern schreibend in den Sand.

Mit dem letzten ihrer Pfeile
Gräbt sie Rieblings Namen ein,
Und der Liebe süßes Bangen
Webt um sie so holden Schein.

Doch da rauscht's — und durch das Dickicht
Tritt ein Weib, gebückt und alt,
Vom Geschlechte der Alraunen,
In prophetischer Gestalt.

„Wehe, wehe!" droht sie furchtbar,
„Wehe, wehe, arme Maid!
Hältst in deinen zarten Händen
Jenen Pfeil gespitzt und breit,

„Der noch, eh', der Tag geschieden,
Deine Lieb' dem Tode weiht!
Wehe, wehe, armer Riebling,
Wehe, wehe, arme Maid!"

Hildegard sah bang erstaunet
Auf das Weib, das nun verschwand,
Hob sich dann, und folgt' dem Pfade,
Der sich nach dem Schlosse wand.

Träumte wieder ihre Liebe,
Ließ der Hoffnung freien Lauf,
Sieh! — da flog ein grauer Vogel
Aus der Eiche vor ihr auf.

Hastig spannte sie den Bogen,
Jagte kühn den Pfeil zum Ziel,
Dachte lächelnd noch des Weibes,
Als der große Reiher fiel.

Lange suchte sie im Forste,
Bahnte Weg sich durch's Gezweig,
Doch sie fand ihn nicht am Wege,
Fand ihn nicht in dem Gesträuch.

Sinnend schritt sie und durchschauert
Dann den Felsenweg hinan,
Und so stand hinunter blickend,
Bald sie auf dem Burgaltan.

2.

Glühend ging die Sonne unter,
Purpur färbend Berg und Thal,
Nachtigallen sangen schmetternd,
Sonnend sich im letzten Strahl.

Und es kommt ein Mann geritten
Einsam durch den dichten Wald
Zornig grinsen seine Züge,
Und am Kreuzweg macht er Halt.

Hebt sich von dem flinken Rappen,
Bindet fest ihn mit dem Zaum,
Nimmt den Bogen und geht weiter
An des einen Weges Saum.

Sieh da liegt ein todter Reiher,
Blutend noch, vor seinem Fuß,
Den ein gut gezielter Bolzen
Hingestreckt mit kühnem Schuß.

„Ha erwünscht! — hast gut getroffen,
Sollst es auch zum zweitenmal!"
Zieht ihn aus dem weichen Herzen,
Horcht dabei gespannt zum Thal.

Legt ihn auf die straffe Sehne,
Hält sich dichter hinter'm Baum,
Lauscht noch einmal — und er höret
Tritte durch den öden Raum.

„Ha! er ist's!" und immer näher
Hört man eines Pferd's Geklirr, —
Gegenüber jetzt — er zielt — und
Trifft mit sausendem Geschwirr.

Und ein junger blüh'nder Ritter
Stürzt vom Pferde todt herab!
Riebling ist's, — sein Nebenbuhler
Sprengt davon in raschem Trab.

3.

Dunkel wird der Himmelsbogen,
Sterne füll'n den öden Raum,
Und die Blüthenflocken träumen
Säuselnd ihren Abendtraum.

Lange harrend des Geliebten
Sitzt noch immer Hildegard,
Finst'res Ahnen, dunkles Hoffen
Liegt auf ihrer Stirn geschaart.

Sehnend breitet sie die Arme —
Der Geliebte ist es nicht, —
Stunden schleichen träg und träger,
Immer, immer, kömmt er nicht.

An der Veste unter'm Thore
Werden Männerstimmen laut,
Rieblings Namen hört sie nennen —
Und man seufzt: „die arme Braut!"

„O, er kömmt!" sie rennt hinunter —
— Weh, ach weh dir, Hildegard!
Riebling ihren Pfeil im Herzen,
Liegt vor ihr entseelt, erstarrt! —

810.

Der Ritter vom Huneberg.

K. Geib die Sagen u. Gesch. des Rheinlandes S. 42.

Wenige bemooste Steine zeigen den Ort, wo vor Zeiten die Burg Huneberg auf der Haardt, so genannt von den Hunnen, oder auch von Hünen, das ist Riesen, gestanden ist. Auf dieser Burg wohnte ein Ritter Namens Schott, der war arm an Gütern, aber tapfer und frohen Muthes. Nur Eines fehlte zu seinem Glücke: eine Gefährtin in seiner Waldeinsamkeit. Weil aber die Töchter der Nachbarschaft reich und stolz waren, unterstand sich der arme Junker nicht, um die Hand eines adligen Fräuleins zu werben.

Einmal zog er frühmorgens hinaus in den Wald. Es war ein schöner Tag, die Sonne vergoldete das thaufrische Laub der Gebüsche und die Vöglein begannen in den stillen Thälern ihre Lieder. Als so der Ritter seines Weges zog, sah er auf einmal ein kleines Männlein von wunderlichem Aussehen in dem Gesträuche sitzen. „Schenkt mir einen Bissen Brod," sagte das Zwerglein, „mich hungert sehr." Der Ritter langte in seine Waidtasche, nahm von seinem Brod und Käs und reichte es dem Alten. Das Zwerglein bedankte sich fein und zog freundlich schmunzelnd von dannen.

Einige Tage darnach zog der Junker wieder in den Wald. Da vernahm er auf einmal eine klagende Stimme, die um Hilfe rief. Sogleich ging er dem Rufe nach und sah unter einem Baume einen schönen Knaben sitzen; der bat ihn gar inständig, er sollte ihn doch nach Hause tragen, weil er sich im Walde verirret habe und vor den Wölfen fürchte. Flugs hob der gute Ritter das Kind auf den Rücken und eilte lustig mit ihm von dannen nach einer ungefähr bezeichneten Richtung. Endlich kamen sie an ein schönes Schloß, das von einem Teiche umflossen war. „Wir sind am Ziele," rief der Kleine und sprang munter von dem Rücken des Junkers zur Erde. Es plumpte, als wenn ein schwerer Stein niedergefallen wäre, der Ritter schaute sich um und erblickte mit Staunen das Zwerglein, das er vor etlichen Tagen hungrig getroffen hatte. „Du wirst deinen Lohn finden," rief der Kleine, „geh nur in's Haus da über die hölzerne Brücke." Mit diesen Worten verschwand der Zwerg, der Ritter aber ging neugierig und unverdrossen in das Schloß. Eine wunderschöne

Jungfrau trat ihm entgegen. Die wohnte allein auf dem Schlosse mit ihrer hochbetagten Mutter. Sie hießen den Fremdling herzlich willkommen und labten ihn gastlich mit Trank und Speise. Dem Junker aber ging das Herz auf bei dem Anblicke der schönen, züchtigen Maid und er fragte sie bald nach ihrem Stand und Herkommen. Da erzählte die Mutter, daß sie die Wittwe eines Edlen von Schwanau sei, der auf dem Kreuzzuge Friederichs geblieben. Darauf begehrte der Junker die Hand des Fräuleins und erhielt sie. Die Mutter aber fügte eine Bitte hinzu. „Wisset," sagte sie, „edler Ritter, daß eine Weissagung in unserm Hause besteht. Die letzte Erbin dieses Stammes soll großes Glück erlangen, wenn sie auch in der Ehe den Namen ihres Geschlechtes trägt." Gern fügte sich der Junker dem Antrage der Mutter und führte die Jungfrau als Braut von hinnen. Das Geschlecht der von Huneberg und Schwanau ist erloschen, man weiß nicht einmal mehr, wo das Schloß Schwanau gestanden.

811.

Der Schatz auf Disibodenberg.

W. O. v. Horn Bilder aus dem Nahethale S. 126.

Da, wo Glan und Nahe zusammenfließen, steht auf felsiger Höhe die Ruine des Klosters, das vor Zeiten der heilige Disibod, der Irländer, gegründet und bewohnt hat. Während der Erbfehde zwischen Kurpfalz und Pfalzzweibrücken hatte der Herzog Alexander von Zweibrücken im Jahr 1504 das befestigte Kloster durch seinen Hauptmann Eisengrein besetzen lassen. Der Kurfürst dagegen sandte seinen Kreuznacher Vogt Braun von Schmidburg sammt dem Landschaden von Steinach mit Mannschaft dahin, das Kloster zu nehmen. Eisengrein zog bei der Annäherung der Kurpfälzer schleunig ab. Die Mönche waren vorher schon geflohen und hielten sich zu Meisenheim auf. Nur der Pater Pförtner war nicht mit dahingegangen, unter dem Vorwand, er wolle sich in der Nähe des Klosters halten, um zu sehen, wie es dort zugehen werde. Er ging aber bei Nacht und Nebel, noch ehe die Zweibrücker abgezogen waren, in das kurpfälzische Lager und verrieth dem Schmidburger, daß der Abt die Kostbarkeiten des Klosters versteckt habe. Den Ort wollt' er ihm zeigen,

wenn er Halbpart gäbe. Als sie nun in's Kloster kamen, befahl der Vogt dem Pförtner, ihm die Stelle zu zeigen, dieser aber verlangte erst zu wissen, wie getheilt werden solle. „Dir soll werden, was du verdienst," sprach Braun, und der Pater zeigte nun die Stelle im Keller, wo er, hinter einem Fasse versteckt, den Abt ein eisernes Kästchen hatte einsenken sehen. Der Schatz wurde gehoben und Braun und der Landschad theilten ihn vor des Pförtners Augen. Als dieser seinen Theil verlangte, ließ Braun zwei Landsknechte kommen und sagte: „Gebt dem Verräther seinen Theil!" und die Landsknechte hängten ihn auf unter der Klosterpforte.

Das Kästchen hat aber nicht alle Schätze des Klosters enthalten. Die ganze Umgegend weiß, daß noch Haufen gemünzten Goldes auf dem Disibodenberge verborgen liegen. Der böse Feind aber bewacht den Schatz in Gestalt eines schwarzen Hundes. Nur in der Nacht vor dem Tage des Ordenspatrons, des heiligen Benedikt von Nursia, weicht der Gottseibeiuns, und die zwölf Apostel des Herrn harren alljährlich in dieser Nacht des Erwählten, dem sie den Schatz geben können. Es ist jedoch nicht leicht, denselben zu erhalten, denn es sind drei Bedingungen daran geknüpft. Erstlich muß die Hand, welche den Schatz heben soll, rein sein von Betrug und Unrecht; zweitens darf nicht Habsucht in das Gewölbe führen, in dem der Schatz liegt; drittens muß der, welcher ihn haben soll, in jener Nacht in dem Gewölbe schlafen und völlig unabsichtlich durch die Noth dahingeführt worden sein.

Da war nun in dem nahen Flecken Odernheim vor vielen vielen Jahren ein Jude, der viele Kinder und viele Schulden, aber weder Geld noch Brod hatte, weil er sich auf den Schacher gar nicht verstand. Die andern Juden, die sich über den einfältigen ehrlichen Narren ärgerten, vertheilten seine Kinder unter sich, ihn aber ließen sie als Bettler laufen. Izzik, der für den Winter kein Obdach hatte, kam auf den Gedanken, in den Klosterkellern freie Herberge zu suchen und machte sich in einem trockenen Winkel ein Lager von Laub, Moos und Stroh zurecht. Er sah dort niemals ein Gespenst, nicht einmal den erhängten Pförtner, der doch umgehen soll. In der bewußten Nacht aber wurde er plötzlich geweckt durch den Ruf: „Izzik, steh auf!" Der gute Jude rieb sich die Augen und sah mit Schrecken, daß das ganze Gewölbe hell erleuchtet und doch kein Licht da war. Im Hintergrund des Kellers aber stand ein Tisch von Stein und um denselben saßen zwölf Männer mit mächtigen grauen Bärten, welche durch den Steintisch gewachsen waren und bis auf den

Boden reichten. Vor ihnen lag ein großer Haufe blinkender Goldstücke. Der Jude zitterte wie Espenlaub, und die Füße wurden ihm zu schwer zum Entfliehen. Einer der Zwölfe, es war der Apostel Petrus, rief Izziks Namen und sprach: „All das Gold hier soll dein eigen sein, wenn du dreimal hier um den Tisch läufst, ohne das Geld anzusehen und ohne irgend etwas davon zu berühren.“ Judas, der Geizhals, sah scheel dazu und wühlte mit der Hand in dem Golde. Izzik aber freute sich, dasselbe so leichten Kaufes gewinnen zu können, drückte die Augen zu und fing an um den Tisch zu laufen. Es war ihm aber dabei, als läg' es centnerschwer auf ihm, und dicker Schweiß stand ihm auf der Stirne, als er einmal herum war. „Brav!“ sagte Petrus, der dem ehrlichen Juden das Geld gern gönnte, Judas aber grinzte und lachte höhnisch. Mit großer Anstrengung vollendete Izzik den zweiten Umlauf. Während er verschnaufte, sagte St. Peter: „Eile, denn wenn es auf dem Thurm zu Staudernheim Eins schlägt, ist alles vorbei!“ Izzik drückte die Augen noch fester zu und begann zum drittenmal. Judas aber, der Erzschelm und Neidhammel, stellte dem Juden ein Bein, daß er zur Erde fiel. Zugleich ließ er sachte ein Goldstück auf den Boden fallen. Beim Fallen schrie der Jude und that unwillkührlich die Augen auf. Er sah das Goldstück und griff's auch schnell, daß es ihm nicht entgehe. Da schlug die Glocke zu Staudernheim Eins. Judas lachte, daß das Gewölbe schallte, Izzik bekam eine Maulschelle, an die er sein Lebtag dachte, und alles war weg, ringsum stockfinstere Nacht. Das eine Goldstück aber hielt der Jude fest. Seitdem hat's keiner mehr so nahe gehabt, und der Schatz ruht noch zur Stunde.

812.

Ernesti-Glück.

Bergmannssage am Lemberg. — W. O. v. Horn, Bilder aus dem Nahethale S. 84.

In Bingart wohnte vor Zeiten ein Bergknappe, Namens Ernst, der sehr arm, aber dabei fromm und fröhlich, schlicht und recht war und gar artige Liedlein und liebliche Weisen singen konnte. Dabei war er der hübscheste Bursche weit und breit. Der arbeitete in den drei Zügen

jahraus jahrein fleißig, doch der Verdienst war gering. Zu Hause hatte er keine Seele, die ihm etwas hätte kochen können, darum aß er sein Stück Brod in der Grube, wenn die andern Knappen zu Mittag heim gingen. In dieser Ruhestunde schlief er einmal ein, und als er erwachte, sah er, daß eine Menge Erz neben ihm lag, das seine Haue nicht abgelöst hatte. Die Andern schalten ihn einen Nimmersatt, der sich keine Ruhe gönne, Ernst aber schwieg stille dazu. Des andern Mittags that er nur, als schlafe er, und sah ein winzig Männlein kommen, das mit Fäustel und Eisen für ihn arbeitete. „Glück auf!" rief er dem Männlein zu. Dieses wollte entfliehen, kam aber doch wieder zurück und sagte ihm, es habe für ihn gearbeitet, weil er so artige Liedlein singe. Und das ging so fort.

Eines Tags that einer der Knappen einen schweren Fall, so daß er nicht mehr recht arbeiten konnte und fortgeschickt werden sollte. Ernst, den der Mann mit Weib und Kindern jammerte, erbot sich, in der Ruhestunde für ihn zu arbeiten, und so durft' er bleiben und zog nach wie vor seinen Lohn. Der gute Berggeist half aber da treulich mit, denn er hatte seine Freude an dem wackeren Knappen.

Bald darauf sang Ernst nicht mehr, sondern war immer betrübt. Er hatte das schönste Mädchen von Hallgarten lieb gewonnen, das ihm jedoch der steinreiche Vater nicht geben wollte, weil er nur ein Bettelbube sei. Das Bergmännlein kam wieder und fragte, warum er so traurig sei. Als ihm der Bursche seine Noth klagte, fragte es wieder, ob er gar kein eigenes Feld besitze. „Nichts als eine Hecke am Lemberg hat mir meine Mutter hinterlassen," sagte Ernst: „es wächst aber kaum ein Strauch darauf." Der Berggeist bestellte ihn auf die Nacht, wenn der Mond scheine, damit er ihm das Fleckchen zeige. Ernst kam und das Männlein auch. Als sie an die armselige Hecke kamen, hüpfte das Männlein, klatschte in die Hände und rief einmal über das andere: „Da ist Ernesti Glück!" — Der Bursche meinte, dem Berggeist rapple es hinter der Stirne, der aber sagte: „Du bist reicher, als der Bauer in Hallgarten. Schurfe du morgen für dich, und bald wirst du freien können." Und so war es auch. Ernst schurfte mit dem grauenden Tage auf seinem kleinen Eigenthum. Die Knappen lachten darüber, aber bald schwiegen sie und er lachte. Das Erz, das er fand, war reicher als das in den drei Zügen. Der reiche Bauer von Hallgarten schalt ihn keinen Bettelbuben

mehr und gab ihm die Tochter mit Freuden. Das Bergmännlein blieb dem Ernst hold, heutiges Tags aber sieht man es bisweilen recht traurig, weil die Grube Ernesti = Glück nicht mehr gebaut wird.

813.

Die Geiskammer.

Bergmannssage am Lemberg. — W. O. v. Horn, Bilder aus dem Nahethale S. 87.

Als im dreißigjährigen Kriege der General Gallas mit seinen Croaten in Kreuznach lag, wohnte zu Bingart eine arme alte Frau, die für eine Hexe galt. Sie hatte nichts als ein elendes Hüttchen und drei Geisen im Vermögen, aber eine bildschöne Tochter. Des Schulzen Sohn liebte das Mädchen, durfte sich's aber vor seinem Vater nicht merken lassen. Da kamen einst die Croaten über die Nahe herüber und fielen in's Dorf. Das Mädchen lief in den Wald am Lemberg, um seine Mutter zu suchen, die dort die drei Geisen hütete. Im Lemberg aber war eine kleine Felsenhöhle hinter dichtem Gestrüpp, dahinein flüchtete sich die Alte mit ihrer Tochter und den Ziegen. Die Croaten hausten derweilen übel in Bingart, steckten das ganze Dorf in Brand und stachen den Schulzen bis auf den Tod. Der wurde nach der Höhle getragen, und Mutter und Tochter pflegten sein dort auf's eifrigste. Die Leute zogen großentheils von Bingart nach Feil hinüber, der Schulze auch und vergaß gar bald der Wohlthat, die er von den armen Frauen genossen, die nun kein Häuschen mehr hatten und in der Höhle wohnen bleiben mußten.

Mit Schrecken gedachten sie des kommenden Winters, und zu diesem Kummer kam noch die Botschaft, der Sohn des Schulzen müsse eine Andere freien. Als sie einmal so betrübt in der Höhle saßen und weinten, trat plötzlich das kleine Bergmännlein zu ihnen und tröstete sie. Mit einem silbernen Fäustel klopfte dasselbe an die Felswand der Höhle und sagte: „Hier ist euer Reichthum. Gehet hin, zeiget dem Pfalzgrafen an, ihr hättet eine reiche Mine entdeckt, und so er Halbpart gäbe, wolltet ihr's ihm kund thun." Die Mutter dachte an Ernesti = Glück und ging nach Kreuznach zu des Pfalzgrafen Amtmann. Der sagte den Halbpart zu. In der Höhle wurde darauf geschurft, und siehe da, es war wirklich

eine reiche Mine. Der Kurfürst baute der Alten und ihrem schönen Töchterlein ein stattlich Haus, und der Schulze sah's nun gar gern, daß sein Sohn das Mägdlein zum Weibe nahm. Die Halbschied der Grube aber kaufte der Kurfürst um schweres Geld den Leuten ab und betrieb noch am letzten unter den drei Gruben des Lembergs diese **Geiskammer**, wie sie nach jener Höhle heute noch genannt wird.

814.

Die Rosentreppe.

Von **Chr. Böhmer.** — Wiederholung der öfters vorkommenden Sage: „Elisabeths Rosen" S. **Simrocks** gesch. deutsche Sagen S. 528 N. 117.

Des Winters Stürme ziehen
Und jagen wild den Schnee,
Und weiße Flocken fliehen
Hernieder aus düstrer Höh'.

„So sattle mir die Mähre
Zum Jagen rasch, mein Knecht!"
Er sprach's, griff nach dem Speere
Der rauhe Graf Rupprecht.

Noch rief er an der Pforte
Der sanften Gemahlin rauh:
„Vergiß nicht meine Worte,
Du schmucke Edelfrau!

Nicht darf es fürder geschehen,
Daß, wie eine Bettlerin,
Ich dich muß irren sehen
Von Häusern her und hin!"

Dann eilt er kalt von hinnen
Hinaus ins Schneegefild,
Sieht nicht die Thränen rinnen,
Der Gattin bleiches Bild.

Sie blicket sinnend zum Himmel,
Zum trüben Raum empor;
Da dringt vom Hofe Getümmel
Herauf zu ihrem Ohr.

Die Knechte drunten toben
Und schelten wild und rauh,
Und zitternd ruft noch Oben
Eine abgezehrte Frau:

„Es liegt den ganzen Winter
Der Mann bis auf den Tod,
Es schreien die kleinen Kinder
Zu Hause jammernd um Brod."

Der Gräfin Blicke beben
Voll tiefem Weh und Schmerz;
„O Gott, du magst ihm vergeben,
Der Jammer bricht mein Herz!"

Sie füllt nach ihrer Sitte
Ein Tuch mit Geld und Brod,
Und eilt mit schnellem Schritte
Ein Engel in Jammer und Noth.

Da stürmet zu der Stiege
Graf Rupprecht fluchend herauf,
Es flammen seine Züge:
„Wohin in raschem Lauf?"

Erschreckt fährt sie zurücke
Die Gräfin todtenbleich;
Da ruft er, Wuth im Blicke:
„Das Tuch da öffne gleich!"

„Wie lange soll ich warten?“ —
„Es sind ja Rosen — o Gott!“
„Ist's Frühling in deinem Garten?“
Ruft er mit Hohn und Spott!

Er reißt ihr die Schürz herunter
Der Gräfin so blaß wie der Tod
Und drinnen — o göttlich Wunder!
Blühn Rosen weiß und roth.

Sie hat das farbelose
Antlitz zum Gebet geneigt,
Selbst gleich der weißen Rose,
Von jähem Schrecken gebleicht.

Und erzählt dem Grafen in Treue
Wie Noth die Lüge erpreßt;
Der rief in tiefer Reue,
Das Auge von Thränen genäßt:

„O wohl ist Gottes Segen
Mit denen, die Segen verleihn;
So laß uns auf allen Wegen
In Zukunft Segen streun!“

Die Treppe ist lang verschwunden,
Wo einst das Wunder geschehn,
Doch hörst du von Mund zu Munde
Die alte Mähre gehn.

815.

Der Raub der Monstranz.

W. O. v. Horn Bilder aus dem Nahethale S. 101.

Die Montforter waren zum Theil gar arge Gesellen. Wenn sie auf Raub und Fang ausgezogen, hatten sie die Hufeisen ihrer Pferde verkehrt aufgenagelt, um ihre Feinde irre zu leiten. Einst hörten sie, der Abt von Sponheim lasse zu Köln eine kostbare Monstranz von Gold und Edelsteinen fertigen. Nach dieser gelüstete sie, und wirklich raubten sie dieselbe beim Transport und ließen sie in Mainz um schweres Geld verkaufen. Der Graf von Sponheim, der Schirmvogt des Klosters, beschloß die Frevelthat zu strafen und überfiel einst die Räuber im Dörflein Boos an der Nahe beim Plündern. Einer der Montforter wurde gefangen und nach Sponheim gebracht. Dieser aber behauptete hartnäckig, er habe keinen Theil am Raub der Monstranz. Abt und Graf forderten einen Schwur auf die Monstranz von ihm, und der gotteslästerliche Räuber leistete den Schwur. Gegen geringes Lösegeld freigegeben, kehrte er nach Montfort zurück und schrieb einen Brief voll Hohn, in dem er heraussagte, er allein habe das Kirchenkleinod geraubt. Aber alsbald verdorrten ihm die beiden Finger, die er schwörend auf die Monstranz gelegt hatte. Sein Gewissen erwachte, er hatte fürder weder Ruh' noch Rast und ging endlich in ein Kloster bei Trier. Die Bewohner des Montforter Hofes haben ihn schon oft gesehen und sein Wehklagen gehört in stiller Nacht.

816.

Die Brautfahrt.

Die vor. Schrift S. 99.

Mit dem Erzbischof von Mainz lebten die Herren von Montfort in Fehde, darum auch mit ihrem Nachbar, dem Rheingrafen vom Stein, einem Bundesgenossen des Erzbischofs. Mit dem Ritter von Böckelheim aber, einem Freunde derer auf dem Stein, stand ein Montforter in guter Freundschaft. Bei diesem sah er die Tochter des Rheingrafen, und es knüpfte sich ein Liebesbündniß, das natürlich geheim gehalten werden mußte. Aber des Fräuleins Vater, der davon nichts ahnte, sagte seine Tochter dem Rheingrafen von Grehweiler zu, und der Hochzeitstag ward anberaumt. Den Liebenden war schlimm zu Muth, doch der Böckelheimer tröstete sie und versprach zu helfen. Der Hochzeitstag kam, die Vermählung aber sollte auf dem Schlosse zu Grehweiler gefeiert werden. Der Böckelheimer war auch geladen. Der gab dem frommen Pferde, das die Braut gewöhnlich ritt und das sie auch heute zu ihrem Bräutigam tragen sollte, heimlich ein Pülverlein, daß es erkrankte und unbrauchbar wurde. „Schicket nach meiner Burg," sprach er, „und lasset den Zelter meiner Schwester holen, er geht sanft und ist lammfromm." Gesagt, gethan. Das Pferd kam, war aber das des Ritters von Montfort, das den Weg von der Alsenz nach Hause gar wohl kannte. Es trug die Braut immer eine Strecke voraus, und an der Mühle, wo der Weg gen Montfort abbiegt, flog es plötzlich mit seiner schönen Last windschnell davon. Der ganze Zug natürlich eiligst hintendrein. Als man der Burg Montfort ansichtig wurde, war der Zelter mit der Braut schon am Thor. Das that sich flugs auf und schloß sich hinter der Reiterin wieder. Der Rheingraf tobte und forderte sein geraubtes Kind zurück. „Hab' Euer Kind nicht geraubt," gab der Montforter zur Antwort: „es wird freiwillig mein Weib." Der Rheingraf zieht mit Heerhaufen vor die Burg, aber der Montforter spricht: „Gegen den Vater meines Weibes streit' ich nicht." Da redet der Böckelheimer ein gutes Wort seinem Freunde zu Gunst, und der Rheingraf gibt nach, der zu Grehweiler aber hat das Nachsehen.

817.

Drei Züge.

Bergmannssage vom Lemberg an der Nahe. — Die vor. Schrift S. 82.

Es war einmal vor vielen Jahren ein Ritter auf der Ebernburg, der hatte all sein Hab und Gut durchgebracht, daß er mit Weib und acht Kindern schier hungern mußte. Das ging ihm schwer zu Herzen. Da ging er einst auf den Lemberg in den Wald und sah auf einem Baumstrunk Einen sitzen, der ihn hell verlachte, weil er so betrübt aussah. Der arme Ritter ward grimmig und drohte mit dem Bogen, aber der Gesell lachte nur ärger. Der Ritter zielte und schoß. Der Andere stand auf, warf ihm den Pfeil zurück und sagte: „Ihr seid ein schlechter Schütze, gebt mir Euern Bogen her.“ Dem Ebernburger ward etwas unheimlich, doch reichte er den Bogen hin. Jener nahm eine rothe Hahnenfeder vom Hut, legte sie auf, schoß aufs Gerathewohl in den Wald hinein, und ein mächtiger Rehbock stürzte getroffen zusammen. „Füttert Eure hungernden Würmer damit!“ sagte der seltsame Schütze. Der Ritter stand kreidebleich und war keines Wortes mächtig. „Wollt Ihr den Bock nicht,“ sprach jener, „sagt's nur, so mag er wieder davon laufen. Soll ich Euch helfen?“ „Ja, hilf, wenn du kannst!“ rief der Ebernburger wie bethört. „Ich weiß eine Quecksilberader,“ sprach der Unheimliche, „die kann Euch zum reichen Mann machen, aber ich muß etwas dafür haben.“ Er griff in's Gras, rupfte drei Halme ab und fuhr fort: „Da sind **drei Züge**, thut einen davon. Ziehet Ihr den großen Halm, so seid Ihr selbst mein eigen; ziehet Ihr den mittleren, so ist's Euer Weib; ziehet Ihr den kleinsten, so sind's Eure Kinder.“ Dem Ritter schwindelte, denn er wußte nun, wen er vor sich hatte, und doch zog es ihm ordentlich die Hand zu den drei Halmen. Schon berührte er sie, da zuckte er zusammen und rief: „Heiliger Gott, erbarme dich mein!“ Da that's einen Donnerschlag, daß der ganze Lemberg zitterte, der Ritter bekam eine so gewaltige Maulschelle, daß er trillte und wie ein Kreisel den Berg hinunter flog. Als er wieder zur Besinnung kam, lag er unten bei seinem verpfändeten Dörflein Feil. Er faßte indeß Muth, ging in den Wald zurück und fand richtig den alten Baumstrunk wieder, aber weder den mit der Hahnenfeder, noch den todten Rehbock dabei. Die Stelle merkte er sich wohl, nahm des andern

Tages Bergleute von Bingart mit, grub nach und fand die reiche Quecksilberader. Die Grube verkaufte er dem Rheingrafen vom Stein um schweres Geld. Sie heißt heute noch die drei Züge.

818.

Der Eberkopf.

Die vor. Schrift S. 70.

Das Thor der berühmten Sickingenschen Ebernburg bei Kreuznach, die auch die Herberge der Gerechtigkeit genannt wird, war von Alters her mit einem Eberkopfe geziert, an den sich folgende Sage knüpft.

Die Burg, früher nur die an der Alsenz genannt, gehörte zu dem Gebiete der Raugrafen von Altenbaumberg und wurde von einem derselben bewohnt, der als ein tapferer aber wilder und zornmüthiger Geselle bekannt war. Dieser kam einst auf die unfern gelegene Burg Montfort und sah daselbst des Ritters schöne Tochter. Alsbald beschloß er, sie heim zu führen, erhielt aber, ganz gegen sein Vermuthen, abschlägigen Bescheid. Die Jungfrau hatte sich nämlich bereits seinem Nachbar, einem Rheingrafen auf dem Stein bei Kreuznach zu eigen gelobt. Des Raugrafen Zorn war groß. Er warf glühenden Haß auf den Rheingrafen und sann auf Rache. Eines Tags jagte er in dem Forste unweit des Rheingrafensteins. Ein grimmiger Eber stieß ihm auf. Im Kampfe mit demselben zerbrach ihm die Waffe, er gerieth in die äußerste Todesgefahr. In diesem Augenblicke blitzte vor seinem Auge eine blanke Klinge, und der Kopf des Ebers rollte, vom Rumpfe getrennt, vor seine Füße. Sein Feind, der Rheingraf, war's, der den kräftigen Hieb zur rechten Stunde geführt. Da war des Raugrafen Zorn gebrochen, er reichte dem Gegner die Hand, ward sein Freund und selbst der Brautführer an dessen Ehrentage. Ueber dem Thore seiner Burg aber ließ er zum immerwährenden Gedächtniß einen Eberkopf ausmeiseln und nannte sie fortan die Ebernburg.

819.

Das Fräulein mit dem steinernen Herzen.

W. O. v. Horn Bilder aus dem Nahethale S. 93.

Der Raugraf von Altenbaumberg hatte eine schöne Tochter, die aber fast wilder war, als der wildeste Knabe. Reiten, Jagen und Kämpfen war ihre Lust. Von Liebe wollte sie nichts wissen, und da sie alle Freier abwies, nannte man sie nur das Fräulein mit dem steinernen Herzen. Einst saß sie am Burgthor unter der Linde, da kam ein häßlich schwarzbraunes Heidenweib mit sieben hungerigen Knaben heran und bat sie um Brod. Ohn' Erbarmen wies das Fräulein sie ab, und schalt sie „Heidenbrut," als sie noch fürder baten. Das Weib fiel auf die Kniee, aber das Fräulein fluchte und rief den Knechten, daß sie die Hunde auf das Heidenvolk hetzten. Das Weib floh mit ihren Kindern und rief: „Auch du wirst Mutter werden, Mutter von sieben Knaben auf einmal, und sie werden der Fluch deines Lebens sein. Wenn dir dann die Welt zur Hölle wird, so denke, du habest es an einer armen Mutter verdient, die du unbarmherzig von dir gestoßen."

Der Fluch des Heidenweibes erschütterte die junge Raugräfin tief, aber sie wurde dadurch fortan nur herber und wilder und dachte mit Abscheu an eine Ehe. Siehe, da kehrte der Sohn des Ritters von Montfort, einst ihr Jugendgespiele, aus Welschland zurück, und die Liebe schlich sich doch in des Fräuleins steinernes Herz. Sie ward sein Weib und nach Jahresfrist wirklich Mutter von sieben Knäblein. Mit Schrecken sah sie das Fluchwort der Bettlerin in Erfüllung gehen, und da ihr Gemahl eben nicht daheim war, beschloß sie in ihrem argen Herzen, sechs der Kinder zu ertränken. Eine alte vertraute Dienerin trug sie in der Schürze fort zu den „drei Weihern." Der Ritter von Montfort aber begegnete zufällig der Alten und fragte, was sie da trage. „Junge Hunde," antwortete diese stotternd. Der Ritter wollte sie sehen, sah sechs Knäblein in der Schürze und erfuhr das ganze Geheimniß. Er nahm die Kinder und brachte sie an entfernten Orten unter, die Dienerin aber stürzte er in die drei Weiher. Zu Hause sprach er kein Wort davon, aber seine Liebe zur Gattin war dahin, er wurde hart und kalt gegen sie und schied bald darauf, um einen Zug zum heiligen Grabe zu thun. Bei dieser Gelegenheit nahm er auch das siebente Kind, das die unnatürliche

Mutter zurückbehalten, heimlich weg und ließ sie mit ihrem bösen Gewissen und ihrem Jammer allein. Nach fünf Jahren trieb ihn die Sehnsucht nach seinen Kindern zurück. Noch ehe er seine Burg Montfort erreichte, vernahm er schon, daß die Burgfrau ihr Leben unter steten Bußübungen hinbringe. Da wich von ihm der alte Groll. Als Pilger verkleidet ließ er sich melden und fand seine Gattin bleich und abgehärmt im Büßergewande. Nun gab er sich ihr zu erkennen, sie aber bekannte unter vielen Thränen ihre schwere Schuld und ihren Entschluß, in ein Kloster zu gehen. Der Ritter eilte fort und kam erst gegen Abend wieder zu ihr. „Gott ist barmherzig," sprach er: „und hat deine schwere Sünde abgewendet." Damit führte er sie in eine Halle, und siehe, sieben fünfjährige Knäblein, frisch und gesund, spielten da mit einander. Der Fluch des Heidenweibes war gelöst, das Weib mit dem steinernen Herzen hatte jahrelange Höllenqual ausgestanden, und von der Stunde an wurde sie nun eine glückliche Gattin und Mutter, denn das steinerne Herz war weich und milde geworden.

820.

Der verwünschte Rehbock.

Mündlich.

In der ehedem österreichischen Grafschaft Falkenstein am Donnersberg lag einst ein kaiserlicher Hauptmann, der sich häufig auf der Jagd herum trieb. Der kam einmal in die unheimliche Nähe des Schlosses Hohenfels, wo die Berggeister nicht gern gestört sind, aber heim kam er nicht mehr. Ein solcher erzürnter Geist soll ihn in die Irre geführt und dann in einen Rehbock verwandelt haben, als welcher er eine Zeit lang im Walde gesehen und endlich von einem Förster erschossen worden.

821.

Die Mordkammer.

Träume und Schäume vom Rhein II., 60. Geib Reisehandbuch durch die Pfalz S. 186.

An der Nordwestseite des Donnersberges gegen Falkenstein zu senkt sich eine sogenannte Thälle oder thalartige Schlucht hinab, die den Namen Mordkammer führt. Von dieser geht die Sage, „der Schwed“ habe im dreißigjährigen Kriege hier ein großes Blutbad angerichtet, und wiederum habe der Herzog von Lotharingen einen Haufen aufrührischer Bauern, welcher die Burg Falkenstein erstürmt und ausgeraubt, in dieser Schlucht bis auf den letzten Mann zusammen hauen lassen.

822.

Die Silbergrube.

Mündlich.

Im Wolfersthal am Donnersberg, nicht weit von dem ehemaligen Schlosse Hohenfels mit seiner silbernen Treppe und seinen verborgenen Schätzen, ist eine alte, verlassene Grube, die Kobolds= (Kobalt) auch Silbergrube genannt. Vor mehr als hundert Jahren grub man dort nach Kobalt. Da saßen einst zur Zeit der Schicht die Bergknappen in einer sogenannten Strecke beisammen um ein helles Feuer. Mit einmal kam eine Kröte von ungeheurer Größe zum Feuer gekrochen. Die Bergknappen erschracken. Etliche wollten das Thier tödten, etliche aber mahnten davon ab und sprachen: Wer weiß, was dahinter steckt? Die Kröte aber kroch fort und hüpfte in ein nahes Gesenk. Kaum war sie drunten, so entstand ein Tosen und Heulen in dem Gesenke, daß die Bergleute entsetzt flohen und zu Tag fuhren, dem Steiger die Anzeige zu machen. Des andern Tags sollte die Knappschaft das Gesenk untersuchen, aber niemand wollte hinabfahren. Der Steiger faßte Muth, einige Knappen folgten ihm, und sie fanden dort nicht nur eine große Menge Kobalts, sondern auch eine reiche Silberader. Von jener Stunde hieß die Grube die **weiße** oder **Silbergrube**.

Ein andermal saßen die Bergleute wieder zur Ruhezeit beisammen in der Tiefe, da hörten sie plötzlich in der Ferne arbeiten. Sie waren gewiß, daß der Berggeist ihnen etwas anzeige, merkten sich genau die Richtung, legten einen neuen Ort (Seitengang) in der Grube an und fanden dort Kobalt und Silber die Menge.

823.

Die Erzgrube im Langenthal.

Mündlich.

Vor mehren Jahrhunderten war das waldige Langenthal still und öde, und unter seinem Boden hatten die Berggeister gute Ruhe. Da entstand einst ein wüthender Sturm. Wahrscheinlich fuhr das wilde Heer, das man nicht selten um die Burg Hohenfels rasen hört, durch die Schluchten des Donnersberges. Der Wald sah am andern Morgen übel zugerichtet aus. Der Sturm hatte sogar eine uralte mächtige Eiche niedergeworfen. An den Wurzeln dieses Baumes aber fand man Erz. Alsbald wurde an der Stelle, wo die Eiche gestanden, ein Schacht niedergeschlagen, und noch heutiges Tags liefert die Grube dem Freiherrn von Gienanth viel treffliches Eisen.

824.

Der Schatz zu Rodenkirchen.

Remling, Geschichte der Klöster in Rheinbayern II., 137.

Nordwärts vom Donnersberg, nicht gar weit von dem Städtlein Kirchheimbolanden, liegen die wenigen Trümmer der alten Prämonstratenser- oder Norbertiner-Abtei Rodenkirchen. Ein einsames Gehöfte steht seit gar langer Zeit schon auf der Stelle des Klosters. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts will die Frau des damaligen Hofbauers, so oft sie im Garten arbeitete, einen Mönch gesehen haben, der immer auf einem alten Gewölbe stand. Sie machte der fürstlich Nassau-weilburg'schen Regierung zu Kirchheim die Anzeige von diesem Gesicht und erklärte, den Hof verlassen zu wollen. Sie wurde als albern verlacht. Endlich gab der Fürst

doch einem Italiäner Namens Cavallari den Auftrag, das Gewölbe zu untersuchen, mit der Bedingung, ihm von dem etwaigen Schatze den zehnten Pfennig zu geben. Lange durchwühlte der Italiäner das Gewölbe, ohne etwas zu finden. Endlich bemerkte er an der Mauer einige verschobene Steine, hob sie heraus und fand irdene Töpfe mit blinkenden Goldgulden gefüllt. Lachend zahlte er dem Fürsten den zehnten Pfennig, die Räthe kratzten ärgerlich hinter den Ohren, der Norbertinermönch aber ward von der Hoffrau nicht mehr gesehen.

825.

Der Schatz auf Hohenfels.

Mündlich.

Am südlichen Hange des Donnersberges, nicht fern von dem Dorfe Imsbach, stand vor Zeiten die Burg Hohenfels, von der kaum mehr eine Spur zu sehen ist. Die Leute in der Umgegend erzählen, es hätten vor Zeiten silberne Treppen zu derselben geführt, und reden viel von dort verborgenen Schätzen, die von Berggeistern gehütet werden, und von einem tiefen Keller, in welchem der uralte Wein in seiner eigenen Haut liegt, nachdem die Fässer längst vermodert und zerfallen sind. Den Hohenfelser Schatz zu heben, sind schon viele Leute ausgegangen. Einmal that dies eine kleine Gesellschaft von Männern in tiefer Nacht. Plötzlich standen sie vor einem offenen, hellerleuchteten Gewölbe, von dem am Tage noch Niemand etwas gesehen. Sie traten hinein und sahen in der Mitte eine steinerne Tafel, auf der ein großer Haufe Geldes lag, und nebst dem Gelde noch silberne Blumen und ein Schlüssel. Davor aber saß ein Berggeist, den Schatz zu hüten. Der Berggeist bot den Männern das Geld sammt dem Schlüssel an, so sie ihm dafür einen aus ihrer Mitte zu eigen gäben. Die Gesellschaft berieth sich, welchen sie als Kaufpreis geben solle, und verfiel auf einen Juden, der dabei war. Der Sohn Israels aber ergriff entsetzt die Flucht. Die Andern eilten ihm nach, erwischten ihn aber erst außerhalb des Gewölbes. Als sie den kläglich Jammernden zurückbrachten, fanden sie den Eingang zu dem Gewölbe nicht mehr, hörten aber in der Tiefe ein fürchterliches Geheul. Seitdem hat kein Mensch mehr den Schatz gesehen.

826.

Das Königskreuz.

Von Franz Weiß. — (Geissel) Schlacht am Hasenbühl, Speyer 1835. G. Litzel Histor. Beschr. S. 149.

Dort bei Göllheim auf dem Felde
Schon seit langer Jahre Raum,
Von dem Blitze halb zerschlagen,
Steht ein alter Rüsterbaum.
Traurend ruht in seinem Schatten
Eines Kreuzes steinern Bild,
Drauf die Zweige, wie zum Schutze,
Sich herniederbeugen mild.

Wohl bedeutsam ist die Stätte,
Die ein solches Zeichen schmückt,
Das nur selten, wo die Freude
Sich gebettet, wird erblickt.
Ward ein Mord einst hier begangen,
Oder birget wen das Grab,
Dem des Freundes Hand ein Zeichen
Seiner treuen Liebe gab?

Glüh'nde Strahlen wirft die Sonne
Nieder in des Thales Schooß,
Wo zur Erndte reif die Saaten
Harren rüst'ger Schnitter blos.
Aber an den Hügelhängen
Hat der Herrscher Machtgebot
And're Saaten aufgepflanzet,
Deren Schnitter ist der Tod.

In dem bergumkränzten Thale,
Hei, wie braus't die laute Schlacht
Heute gilt es Kron' und Leben,
Messen will sich Macht an Macht.
Mörd'risch treffen sich die Heere,
Und in heißer Kampfesgluth,
Achten sie nicht ihrer Wunden,
Kargen nicht mit ihrem Blut.

Lange schwankt des Sieges Waage,
Immer wilder tobt der Streit;
Jeder ist zum Heldentode,
Wie zum Siege gleich bereit.
Ob auch ganze Schaaren sinken,
Hingemäht vom scharfen Schwert,
Dennoch furchtlos steh'n die Kämpfer,
Alle höchsten Ruhmes werth.

Und der Kaiser, kampfbegierig,
Sprenget vor auf hohem Roß,
Oestreichs falschen Herzog suchend
In der Streiter dichtem Troß.
„Heute wirst du nicht entrinnen,
Wie, du Feiger, oft gethan,
Reich und Leben sollst du lassen
Hier zur Stund'!" ruft er ihn an.

Und mit hochgeschwung'nem Stahle
Dringt der Kaiser auf ihn ein;
Jener steht in kalter Ruhe,
Unbekümmert um sein Dräu'n;
Hebt das Schwert zum Todesstreiche,
Der vernichtend niederfährt,
Und den todeswunden Kaiser
Niederschleudert von dem Pferd.

Mittag war's, im nahen Kloster
Schlug die Glocke zwölfmal an,
Als der hochgesinnte Kaiser
Endete die Heldenbahn.
Unter Rossehufen liegend,
Und mit Staub und Blut bedeckt,
Ward die kaiserliche Leiche
Nach der Mordschlacht spät entdeckt.

Dort bei Göllheim auf dem Felde,
Wo geflossen Kaiserblut,
Steht ein steinern Kreuz in eines
Alten Rüsterbaumes Hut.
Schattend neigen sich die Zweige
Auf des Helden Todtenmal,
Leise schauernd, wenn des Frühlings
Lüfte wehen durch das Thal.

827.

Kaiser Adolph's Tod.

Von Laurian Mooris.

Es neigte sich der Tag;
Ein nebeligtes Grau
Umfloß das Abendroth,
Umschwamm der Lüfte Blau;
Des Sturmes Fittig zog
In flatternden Gestalten,
Und immer mehr sah man
Die Schwingen ihn entfalten.

Dann Donner fürchterlich —
Und Blitze kreuz und quer
Durchzischten hell die Luft,
Als ob es Morgen wär'.
Die Vögel flogen wild,
Sich bergend in den Rissen
Des nahen Rosenthals
Vor Wind und Regengüssen.

Drin saß Imagina
Still betend am Altar,
Verworr'n und aufgelöst
Flog um den Hals das Haar.
Die Blicke unverwandt
Zur Mutter mit dem Kinde,
Vergaß im heißen Fleh'n
Sie Donner, Blitz und Winde.

Und harrend des Gemahls
Ward trüber stets ihr Blick,
Gen Albrecht zog er heut,
Und ließ sie hier zurück.
Das galt ein hartes Wort —
Das Schwert in ihrer Rechten
Wollt' sie zur Seite ihm
Des Reiches Glück verfechten.

Da nun der frühe Tag
Zum Kampf den Kaiser trieb
Und sie, auf sein Geheiß,
Ihn hier erwartend blieb —
Da hat ein langer Gram
Den freien Blick umhüllet,
Ein dunkles Ahnen ihr
Das reine Herz erfüllet.

Des Sturmes Wüthen sank!
Der Mond mit bleichem Licht
Umgab das weite Land
Mit freundlichem Gesicht.
Da schwankt Imagina
Heraus zum Kirchportale;
Und schaute in die Fern',
Und lauschte in die Thale.

Und durch die Föhren drang's
Wie rascher Pferde Tritt,
Und schnaufend näher kam's
Wie von zu langem Ritt.
Dann winseln hin und her
Wie von verlass'nen Hunden,
Die auf geroch'ner Spur
Den Herrn noch nicht gefunden.

Als sie zur Quelle kam
Die von dem Hügel floß,
Schoß dicht an ihr vorbei
Ein reiterloses Roß;
Zwei Bracken ihm zur Seit'
Mit kreischendem Gehetze,
Zernagend in der Wuth
Des Sattels lang Gesetze.

Ein greller Schrei entfuhr
Der ahnungsvollen Brust,
Und hin zur Erde sank
Imag'na unbewußt.
Es war des Kaisers Roß,
Verfolgt von seinen Hunden,
Die bei des Reiters Sturz
Vom Schlachtgewühl verschwunden.

Denn als nach langem Kampf
Der tapf're Adolph fiel,
Entfloh sein wildes Roß
Wohl ohne End' und Ziel;
Die Bracken hetzen drein,
Das rasche Thier zu lähmen,
Das ohne seinen Herrn
Versucht' die Flucht zu nehmen.

Und als zu neuer Qual
Erwacht Imagina,
Da stand das treue Paar
Bang winselnd vor ihr da;
Und sprang wohl lockend hin
Zum Weg, den es gekommen,
Und klagend dann zurück —
War sie nicht nachgekommen.

Sie folgte! — Es lag still
Besternt und lau die Luft,
Als wär' die Erd' ein Sarg
Der großen Weltengruft.
Sie folgte — Gott, als läg'
In diesem Sarg ein Leben,
Das selbst der Himmel nicht
Ihr könnte wiedergeben.

Jetzt Trümmer argen Kampfs —
Ein Rumpf dort — hier ein Bein
Dort Flehen um den Tod —
Hier um das Leben Schrei'n.
Die Hunde heulten bang,
Den finstern Weg sich bahnend,
Wie oft des Nachts sie's thun
Den Tod des Nachbars ahnend.

Dann standen sie verzagt,
Sich nähernd allgemach,
Wo an des Feindes Brust
Der todte Kaiser lag.
Da ihn zum letztenmal
Durchfuhr ein krampfhaft Recken
Versuchten mit Gebell
Sie froh ihn aufzuwecken.

Er schlief den langen Schlaf!
Noch in der Faust das Schwert,
Das sich in mancher Schlacht
So stark und treu bewährt.
Imag'na starb vor Gram.
Todt — mit den treuen Hunden —
Hat man sie eines Tags
Auf Adolph's Gruft gefunden.

828.

Rosenthal.

F. X. Remling Gesch. der Abteien u. Klöster in Rheinb. I., 276.

Auf der Landstraße von Grünstadt nach Göllheim gelangt man bei Kerzenheim auf schmalem Waldwege in ein enges Thälchen, in welchem etwa dreiviertel Stunden waldeinwärts das graue, gothische Thürmlein des ehemaligen Klosters Rosenthal aus dem Schatten der Bäume trauernd hervorragt. Eberhard II., Graf von Eberstein und seine Gattin Adelinde waren die Stifter desselben. Der Name soll aus dem Wappenschilde der Grafen von Eberstein, welche eine Rose in weißem Felde führten, entlehnt worden sein. Dagegen hielten die Nonnen zu Rosenthal an der Sage, es seien, als man mit dem Baue des Klosters mitten im Winter beschäftigt war, blühende Rosen in den Gesträuchen gefunden und daher dem Kloster der Name beigelegt worden.

Es war im Jahre 1298, als der unglückliche Kaiser Adolph von Nassau auf dem Felde bei Göllheim den Tod fand und darauf in dem Kloster Rosenthal beigesetzt wurde.

829.

Die Geisterschlacht bei Neuleiningen.

Lehmann Geschichte des Klosters Limburg S. 24. Träume u. Schäume vom Rhein II., 92.

In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ließ sich bei Neuleiningen ein seltsamer Spuck vernehmen. Aus einem Berge kam in gewissen Nächten eine bewaffnete Geisterschaar hervor, um auf der nahen Ebene eine große Schlacht zu schlagen. Es kam Jedermann vor, als stritten sie zu Fuß und zu Roß mit großem Getöse. Deutlich hörte man das Klirren der Waffen, das Schnauben und Stampfen der Rosse, das Stöhnen und Wehklagen der Verwundeten. Mit der neunten Stunde zog jedesmal das ganze Heer in den Berg zurück. Drei Jahre lang dauerte dieses Wesen, und obwohl viele Menschen, gelehrte und ungelehrte, herzukamen, es mit anzuhören: so wagte doch Niemand, dieser Geisterschlacht

sich zu nahen. Endlich kam der Abt Rupert vom Kloster Limburg bei Dürkheim, ein gelehrter und frommer Mann, und wartete eines Abends unter Gebet auf die Geister. In Schlachtordnung rückten sie aus dem Berge hervor und kämpften länger und wüthender als je. Als sie nun um neun Uhr den Rückzug antraten, stellte sich ihnen Abt Rupert an dem Berge gegenüber und beschwor sie im Namen Jesu, Halt zu machen und ihm Rede zu stehen. Sie standen, und er fragte, wer sie seien. Da sprach der Vorderste derselben: „Wir sind die armen Seelen derer, die vor etlichen Jahren im Kampfe gegen ihren rechtmäßigen Fürsten gefallen und unbegraben an diesem Berge liegen geblieben sind. Du siehst unsere Waffen, das Flämmchen aber, das du siehst, ist ein unerträgliches Feuer, das uns martert." Der Abt fragte, ob sie nicht erlöst werden könnten. „O ja," sagte jener: „durch Fasten, Beten, Almosengeben und Messelesen." Darauf schrieen alle zusammen: orate pro nobis! orate pro nobis! und wurden ein Feuer und eine Flamme, bis sie im Berge verschwanden. Dreißig Tage lang ließ der Abt täglich dreißig Seelenmessen lesen, dann begab er sich wieder auf das Schlachtfeld der Geister, aber diese kamen nicht mehr zum Vorschein, und statt des wilden Getöses und Klagens hörte er ihren Jubelgesang in der Höhe.

830.

Der Hirt von Oggersheim.

Von Wolfgang Müller. — Vgl. Sagenb. I., S. 335.

Der Feind ist noch weit, doch rüsten sich halt
Zu Oggersheim mächtig die Bürger:
Sie wollten nicht weichen der Macht und Gewalt
Der frechen spanischen Würger.
Hei, hei! es ist ein stattliches Heer
Dort auf dem Markte versammelt,
Sie schleifen das Schwert, sie schärfen den Speer,
Sie halten die Thore verrammelt.

Auf einmal blickt es heran auf dem Plan,
Es nahen die feindlichen Haufen:
Jetzt fangt ihr in tödtlicher Kampflust an! —
Doch seht nur, die Tapfern laufen!

Spießbürger werfen den Spieß auf den Grund,
Pfahlbürger fliehn aus den Pfählen:
Gevatter Schuster und Schneider sind Schund,
Auf Krämer läßt sich nicht zählen.

Sie flüchten im allernothdürftigsten Kleid,
Durch Pförtchen und Hecken getrieben,
Wo sind sie in Feldern und Wäldern weit,
In Felsen und Höhlen geblieben?
Die Häuser sind leer, die Straßen sind todt,
Schier hört man die Gräser wachsen.
Ein einziger Mann nur trotzet der Noth,
Ein Mann im Haar von Flachsen.

Der göttliche Sauhirt ist's der Stadt,
Sein Weib liegt eben in Wochen,
Und als er den Knaben gesehen hat,
Fühlt kühn das Herz er pochen.
Er küsset das Kind, umarmt die Frau,
Die Hütte verläßt er schnelle,
Bald steht auf des Thurmes altem Bau
Der ehrenfeste Geselle.

Er stehet zwischen Gewehr und Geschütz
Und schwenkt eine weiße Windel,
Er denkt: Vielleicht ist Schlauheit was nütz
Bei diesem wüsten Gesindel.
„Wir öffnen" — donnert der Kühne hinab, —
„Wollt schonen ihr den Flecken,
Doch denkt ihr zu plündern, dann soll das Grab
Noch heute Manchen bedecken!"

Der Feldherr spricht: „Laß ein uns sodann!
Wir krümmen euch nicht die Haare."
Der Sauhirt ruft: „Ein Wort, ein Mann!"
Doch denkt er: „Wohlfeile Waare!" —
Er klimmt hinab und öffnet das Thor,
Die Feinde durchströmen die Gassen,
Sie schärfen das Aug', sie spitzen das Ohr:
„Die Stadt ist ja verlassen!"

„Das ist sie," ruft der kecke Hirt:
„Mein Weib hat heute geboren,
Ich bin allein hier Meister und Wirth,
Doch haltet ihr, was ihr geschworen.

Die Kammer voll Wild, der Keller voll Wein —
Ihr alle seid geladen!
Denn morgen soll die Kindstauf sein,
Und Pathe des Feldherrn Gnaden!" —

Der Spanier schaut ihn lächelnd an:
„Du Schalk machst Schelmenstücke!
Doch gut hast du dein Werk gethan
Dem Städtlein ist es zum Glücke!
Gesagt, gethan! Ein Mann, ein Wort!"
Zur Taufe gab's Wein und Braten. —
Wir rühmen den Sauhirt fort und fort,
Dem solch ein Werk gerathen.

831.

Der Schäfertanz zu Rotenburg.

J. D. W. v. Winterbach Geschichte der Stadt Rothenburg a. d. T. I., 318.

Als die Juden zu Rotenburg der Stadt nachtrachteten, und ein Schäfer sie verrathen, sind sie aus der Stadt vertrieben worden, den Schäfern aber erlaubt worden, alljährlich Dienstag nach Bartholomäi einen Tanz zu halten. Dazu versammelten sich Schäfer von ganz Franken in großer Zahl. Vormittags zogen sie in feierlicher Prozession zur Wolfgangskirche, darauf in den Gasthof zum Lamm, nach dem Mittagsessen in's Spital, wo sie eine Gans abholten und mit Wein und Konfekt tractirt wurden. Von da zogen sie mit Musik auf den Markt, wo sie den Schäfertanz aufführten und während die mitgebrachte Gans enthauptet wurde, den Herrichbrunnenkasten umtanzten.

832.

Heinrich Toppler.

Bensen Histor. Unterss. über die Gesch. v. Rotenburg S. 219 ff. Desselben Alterthümer 2c. S. 93.

Der Mann, von dem die Rotenburger Sage am meisten zu erzählen weiß, war Heinrich Toppler, der Bürgermeister. Toppler galt als der

reichste Mann seiner Zeit in der Stadt, so daß er 80,000 Gulden besteuerte; dabei besaß er viel an Gütern, Waldungen, Mühlen und Gülten. Als ein Hauptmann der verbündeten Städte in Schwaben und Franken erwarb er sich großen Kriegsruhm, und war so kühn, daß er seine Feinde bis an den Rheinstrom verfolgte und ihre festen Schlösser zerbrach. Ja viele bedeutende Anlagen in der Stadt werden ihm zugeschrieben und besonders war er auf ihre Erweiterung und Befestigung bedacht. Bei Fürsten und Herren im weiten Umkreis galt sein Name viel, und das gemeine Volk war ihm so anhänglich, daß wenn er an Festen in die Kirche ging, stets dreißig oder vierzig Bürger ihn heimbegleiteten. Damit seinem Glück es in nichts fehle, so war er auch im Haus mit drei kräftigen Söhnen und fünf züchtigen Töchtern gesegnet, von denen zwei bereits an Söhne edler Rathsherren vermählt waren. Gegen einen solchen Mann schlief der Neid nicht. Es verbreitete sich das Gerücht, Toppler halte mit seiner Sippe gegen den Stadtbrauch in seiner Wohnung über seine Vasallen Gericht und habe sich für diese ein eigenes Gefängniß bauen lassen. Den weitern Verlauf erzählt die Volkssage nach ihrer Weise also: Im trunkenen Muth würfelten Burggraf Friedrich von Nürnberg und Heinrich Toppler um die Stadt Rotenburg, wer künftig ihr Herr sein sollte; Toppler warf eilf Augen, aber der Burggraf zwölf. Seit der Zeit dachte jener darauf, die Stadt seinem Bundesgenossen zu übergeben. Dieses erkannte aber die Weisheit der Rathsherrn daran, daß einige alte Thüren der Stadtmauer, die der Bürgermeister der Befestigungsarbeiten wegen hatte einreißen lassen, gar lange nicht wieder aufgebaut wurden. Als nun Toppler einstmals mit zwei andern Rathsmannen nach Ansbach gesendet wurde, rief die Rathsglocke plötzlich den Rath zusammen, und die Parthei seiner Feinde trat jetzt hervor. Durch nachsetzende Reiter wurde Toppler unter einem Vorwand zurückgerufen, und da er als Bürgermeister die erste Stimme hatte, so wurde er befragt: was einem Verräther der Stadt gebühre. „Hungers zu sterben," erwiederte der Unbesorgte unverzüglich. Da ließ ihm der Rath sein eigen Urtheil verkünden, und ihn in das geheime Staatsgefängniß unter dem Archiv werfen. Dort lag er manchen Tag, bis er verschmachtete. Andere behaupteten, er sei an Gift gestorben. Sein bekümmertes Weib, setzt die Sage noch hinzu, versuchte es, von den Kellern ihres Hauses aus, einen unterirdischen Gang bis zum Gefängniß ihres Eheherrn treiben zu lassen, kam aber zu spät. — Toppler wurde in die Kirche begraben, wo ein Altar seinen Namen führt. Im

Jahr 1839 fand man bei einer Wiederherstellung der Steinplatten auf dem Boden des Chores unter dem größten schwerbeweglichen Stein das guterhaltene Gerippe eines langgewachsenen Mannes, der fast dicht unter der Fläche des Steines und dem Anschein nach ohne Sarg und Zubehör, von dem sich doch immer eine Spur erhält, leicht in die Erde verscharrt war. Das dürften wohl Heinrich Topplers Reste gewesen sein. Der Grabstein an der Kirchenthür von St. Jakob mit dem Wappen ist wohl erst später gesetzt, als der Kaiser Ruprecht über das Verfahren des Raths ein strenges Urtheil gefällt hat.

833.

Der Herren von Uortenberg Herkommen.

H. W. Bensen Alterthümer. Inschriften und Volkssagen der Stadt Rotenburg S. 78.

Als die Herzoge auf der Rotenburg saßen, waren in der Burggasse nicht mehr als sieben Häuser. In einem derselben wohnte ein Kürschner, ein redlicher und frommer Mann, der die Herren am Hof gut mit Pelzwerk versorgte und sonst wohl gelitten war. Zu derselben Zeit begab es sich, daß Edelleute von Burlenschwab auf Raub ausritten und einen großen Stübig mit trefflichem Rauchwerk gewannen. „Wir wollen die Pelze," sprachen sie, „dem Kürschner bei der Rotenburg verkaufen, das wird dem Herzog gefallen und er mag uns mit gutem Imbiß ergetzen."

Als nun der Kürschner den erkauften Stübig aufbrach, fand er ganz unten eine große Summe in Silbergeld und Goldgulden, welche die Kaufleute unter den Fellen verborgen hatten. Anfänglich erzürnte der Herzog über den Handel und wollte das Geld an sich nehmen; da stellten ihm aber seine Räthe und andere ehrbare Leute vor: wäre der Mann doch schon so lange an seinem Hof gewesen und habe viel hübscher Knaben von kräftiger Art, die wohl zu frommen Leuten erwachsen möchten; bei diesen sei das Geld gut angelegt. Darauf zog der Herzog seine Hand zurück, und weil der Kürschner fortan sich redlich hielt, so begnadigte ihn der Fürst mit einem Wappen und machte ihn zu seinem Küchenmeister, dessen Söhnen aber gestattete er, Land und Leute zu erkaufen und sich sonst in ehrlichen Dingen mit Edelleuten zu vermischen.

834.

Der Hohenlohe Herkunft.

Bensen a. a. O.

Es war ein armer Wagner im Dorfe Holbach — Hohenlohe — der hatte eine Anzahl hübscher Knaben. Wie nun von ungefähr der Kaiser durch das Ort ritt und jene sah, rief er verwundert aus: „Mein Gott! wem gehören die schönen Knaben? sollte ein Landesherr solche Kinder haben, er könnte stolz darauf sein. Als er nun hörte, sie seien des Wagners im Dorfe, ließ er den Vater zu sich kommen und bat ihn um seine Söhne: er wolle sie an seinen Hof nehmen, allwo sie Zucht und Ehre erlernen sollten. Also ließ der Wagner seine Söhne dem Kaiser über, der sie vor allen andern Kindern lieb und theuer hielt. Da sie aber kräftig aufwuchsen und dem Kaiser in vielen Dingen gute Hilfe leisteten, begnadigte er sie mit einem Wappen, einem Rädlein in weißem Felde und einem aufgeschwungenen halben Adler.

835.

Der Kappenzipfel.

H. W. Bensen S. 82.

Die Bürger von Rotenburg gingen den Kaiser Albrecht oftmals mit Bitten an: er möge ihnen gestatten, das reiche Hospital zum heiligen Geist in ihre Mauern einzuschließen. Lange weigerte sich der Kaiser, weil die Stadt durch die Erweiterung zu schwer zu vertheidigen sei. Endlich, als die Bürger nicht nachließen, sagte er ärgerlich: „Sieht eure Stadt doch so schon aus, wie eine Schlafkappe, so mag dieses der Zipfel daran sein.“ Demnach nannte man den neuen Anbau: „den Kappenzipfel.“

836.

Der blaue Thurm in Rothenburg an der Tauber.

Nachricht von der Stadt Rothenburg an der Tauber, Windsheim, Schweinfurth und Weißenburg, am Nordgau. Herausgegeben in Frankf. u. Leipz. c. 1708.

Von dem blauen Thurme geht eine Sage, daß, wenn er umfallen und solches nach auswärts geschehen sollte, Würzburg sodann das Recht an selbigen bekommen würde; fiele er hingegen einwärts, so verbliebe er der Stadt. Wie weit dieses der Wahrheit gemäß, oder woher es rühre, kann man so genau, in Ermangelung mehrerer Nachrichten, nicht sagen; doch mag es so gar sonder allen Grund nicht sein, sondern zum wenigsten etwas Wahres dahinter stecken, ob man gleich nicht weiß, was es eigentlich sei, oder woher es rühre.

837.

Das Steinkreuz.

Bensen a. a. O. S. 85.

Bei Horabach oben im dichten Holze liegt ein einsames Grab mit einem halbversunkenen Steinkreuz. Dort spielten einst Knaben und ahmten das hochnothpeinliche Halsgericht in der Stadt nach. Als nun der Kläger und die Zeugen vernommen waren, die Schöppen abgestimmt hatten, brach der Ritter den Stab und hieß seinen Schergen, den jüngsten Knaben, welcher den Dieb vorstellte, an eine alte Eiche henken. Kaum aber war dieses geschehen, so brach eine gehetzte Bache durch das Gesträuch und die Spielgefährten entflohen: denn sie glaubten, der Böse wolle sie für ihren Frevel bestrafen. Das erwürgte Kind aber liegt unter dem kleinen Hügel.

838.

Der Schlingenbach.

Die vor. Schrift S. 86.

Unter dem Berge, worauf einst das Schloß Entsee stand, liegt ein kleines, wildes Gehölz: der Schlingenbach. Dort ist vor Zeiten eine Unthat geschehen, wie denn auch der bekannte Gelehrte und gekrönte Dichter Bruschius daselbst von Räubern ermordet wurde. Furchtbarer aber war der Wald für das Landvolk dadurch, daß er den verwünschten Seelen der Rotenburger Herrn angewiesen war. Denn wenn sich sonst in der Stadt so eine arme Seele als „Schlarfer" oder „Klopfer" oder als ein Spuk anderer Art bemerkbar machte, da ließen die Verwandten heimlich den klugen Mann kommen, den man insgemein „den Pöpelträger" nannte. Der bannte sofort den schlimmen Geist in einen Sack und trug ihn fein säuberlich nach dem Schlingenbach, wo er volle Freiheit hatte, sein Unwesen zu treiben.

839.

Das Herrgottskloster zu Nördlingen.

Stengel. comment. rerum August. II. c. 55. Crusius Schwäb. Chronik I., 957. Franc. Petrus Suevia eccles. p. 639.

Am Mittwochen, in den heiligen Osterfeyren, als man zählt nach Christi Geburt 1381, ist ein wunderbarlich Zeichen durch Gottes Verhängniß zu Nördlingen geschehen. Denn zu der Zeit war ein Mann, genannt Ulrich Meyninger, auf der Hofstatt, da nun jetzunder unsers Herren Altar stehet, mit Haus gesessen; dem man in seiner Krankheit nach christlicher Ordnung das heilige Sakrament reichen und geben wollt. Und als der Priester vor demselben Kranken stund und ihm das Sakrament darbot, war an derselbigen Statt unter ihnen ein Keller, dessen Gewölb unter dem Priester und allem Volk gegenwärtig einfiel und niedergieng. Daselbsten war das Sakrament verschütt und verloren, daß man mit dem Proceß aller Priesterschaft, samt dem Rath und ganzer Gemein der Stadt Nördlingen das verlorne Sakrament mit fleißiger Andacht und großer

Arbeit gesucht: und das bis auf ein Stuck, das darvon kommen, nit gefunden war. Und als man das einig Stuck nit finden kunt noch möcht, ward gemacht ein Feuer von Stroh und Holz allda und an derselbigen Stätte alles Erdreich zu Aschen verbrannt. Allererst fand man das einig Stück des heiligen Sakraments an der Statt, da die Grub unter gegenwärtigem Altar gesehen wird, so ganz klar, lauter und unversehrt, wie es der Priester allererst aus der Büchsen genommen hatte. Und als oft darnach der Hirt das Vieh über dieselbige verbrannte Hofstatt trieb, wollt kein Vieh noch auf dieselbig Statt kommen, bleiben und Wesen han; ward darnach solchem Wunderzeichen nach allererst eine Kapell gebauet, und geschahen täglich so große Wunder, daß viel fromme Leut hierher wallten und Almosen gaben, darumb man ein Kloster und Gotteshaus gebaut hat, welches auch das „Herrgottskloster" genannt worden.

840.

Der suchende Geist.

Von Rehlen. Vgl. Sagenb. I., 382.

Zu Deiningen schmausen die Templer im Thurm,
Da sind sie sicher vor Regen und Sturm;

Da sind sie sicher vor Raub und Mord,
Der ihnen dräuet von allem Ort.

Sie sitzen beisammen beim frohen Mahl;
Vom Weine duftet der goldne Pokal.

Sie haben getrunken bis Mitternacht,
Der trauteste Diener bei ihnen wacht.

Nun schlafen sie ruhig nach fröhlichem Mahl,
Da fasset der Diener den blinkenden Stahl.

Das Gold und das Silber das leitet den Arm,
Wie fluthet das Blut aus den Herzen so warm.

Und als nun geflossen das edle Blut,
So suchte der Mörder nach ihrem Gut.

Seit ist vergangen manch' hundert Jahr,
Das Gut ist zu finden noch immerdar.

Die Kammer gebrochen, zerbrochen der Schrein,
Noch suchet der Diener beim Mondenschein!

841.

Die Kapelle in Trochtelfingen.

Trochtelfingen im Ries. — J. B. Guth das Ries, wie es war und ist, Nördlingen 1844. X. H. S. 47 ff., woraus auch die Beziehung der Sage zum bayr. Ries erhellt.

Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts nach Christi des Herrn Menschwerdung, hauste auf dem Schlößchen in Trochtelfingen, da wo man gen Bopfingen geht, Herr Gerung von Emmershofen, ein stattlicher Ritter, edel von Geschlecht wie von Gesinnung. Neben allen schönen Gaben am Körper, Geist und irdischen Gütern, womit Gott nach seiner Gnade ihn reichlich gesegnet, war ihm auch der herrlichsten Gottesgaben eine geworden, ein schönes, frommes Weib, Margaretha von Holheim geheißen. Vor Kurzem hatte er sie heimgeführt auf sein Schlößlein, und sie machte ihm die Erde zum Garten Eden, in welchem jedoch weder eine Eva noch eine Schlange war. Er war auch gerade der Mann dazu, sein Glück so recht von ganzem Herzen zu fühlen, und wenn ihn auch öfter nach adeliger Sitte und Ritterbrauch das edle Waidwerk in die nahen dunkeln Forsten, oder Stand und Beruf zu Hof und Festgelag rief, so kehrte er stets um so lieber zum heimischen Herde, und zu seinem trauten Weibe zurück.

Auf den höchsten Gipfel war sein irdisch Glück gestiegen, als sie ihm nach Jahresfrist ein Söhnlein gebar, schön wie eines der Engelein, die er oft in der nahen Klosterkirche zu Neresheim gesehen. Aber es erging ihm wie ein altes Volkslied singt:

Und hat dir Gott ein Lieb beschert,
Und hältst du es recht innig werth,
Die Deine,
Dann wird's wohl nicht mehr lange sein,
So läßt sie dich so gar allein,
Dann weine.

Ja, er weinte die bittersten Thränen, die je ein Mann geweint, und doch wollte das herbe Weh des Herzens ihn nicht verlassen. Wenige Tage nach der Geburt seines Söhnleins starb die Mutter in seinen Armen. Ein Fieber hatte sie dahingerafft. Oed und ausgestorben war ihm Haus und Hof, und der Umgang mit Menschen widerte ihn an. Das fröhliche Wiehern seines muthigen Rosses drang nicht in seine Ohren, des Forstes Schatten zog ihn nicht an, die treuen Rüden kannten ihren Herrn nicht mehr und die Diener des Hauses schüttelten wehmüthig den Kopf, wenn sie ihren Gebieter sahen. Wäre nicht das Kindlein gewesen, aus dessen Augen er das Ebenbild seiner Verlornen zu sehen glaubte, er wäre gar bald zu ihr hinabgetragen worden in die kühle Gruft, um dort Ruhe zu suchen von des Herzens tiefstem Gram.

Doch die Zeit geht mildernd auch über solches Weh, und als das Knäblein mit der Zeit seinen Vater kannte, und ihn selbst in seiner großen Trauer anlächelte, als wollte es ihm Trost in's zerrissene Herz hinein lächeln, da ward ihm immer deutlicher, daß ihn doch noch etwas im Leben festhalte, und er noch eine Schuld abzutragen habe, die des Vaters gegen sein ohne ihn ja ganz verlassenes Kind. So geschah es denn auch, daß endlich die oft zornig oder wehmüthig zurückgewiesenen Ermahnungen der wohlmeinenden Freunde, dem Kindlein eine andere Mutter zu geben, Eingang fanden, wenn auch nicht im Herzen, so doch im Verstande, und er führte, seinen oft deutlich gefühlten Widerwillen männlich niederkämpfend, Wiltrude von Schopfslohe heim in sein Schlößlein.

Sie war schön und klug, und unter den Glückwünschenden waren nicht Wenige, welche ihn als einen Ausbund des Glücks laut priesen, oder heimlich beneideten, weil er nach so herbem Verlust abermals solch herrlich Kleinod gewonnen. Diese Ansicht schien sich auch immer mehr als richtig zu bewähren. Emsig und verständig stand Frau Wiltrude ihrem Hauswesen vor, freundlich und scharfsinnig kam sie den Wünschen ihres Eheherrn entgegen, und je mehr er sich selbst oft Vorwürfe darüber zu machen hatte, daß er seine Hausfrau nicht nach Verdienst mit gänzlicher Hingebung zu lohnen im Stande sei, um so mehr gab er sich Mühe, ihr wenigstens äußerlich alle Beweise der Achtung und Liebe zu geben. So schien Allen das Glück des Paares fest begründet, besonders als Wiltrude ihrem Eheherrn zwei gesunde und wie alle Welt behauptete, ihrem Vater gar sehr ähnliche Knäblein geboren hatte. Aber was auch

das schärfste Falkenaug des Verstandes nicht gewahret, das fühlt richtig das liebende Herz.

Wiltrude hatte schon früher das Bild des edeln Emmershofen liebend im Herzen getragen, und dies war ihr, wenn nicht vorher, so doch damals schrecklich klar geworden, als er seine Margaretha heimgeführt hatte, und sie aus Herzeleid fast vergehen mußte. Je mehr sie das vor der Welt zu verbergen sich gedrungen fühlte, um so mehr ward ihr ganzes Wesen mit Haß gegen die glückliche Nebenbuhlerin erfüllt. Dieser Haß war zwar eingeschlummert, als das Schicksal ihr so unverhofft nun dennoch den Mann ihres Herzens zuführte, aber er erwachte um so heftiger, als sie sah, mit welchem Wohlgefallen Gerung oft seinen Erstgebornen betrachtete, wie Jedermann die Aehnlichkeit des heranwachsenden Knaben mit seiner verstorbenen Mutter rühmend pries und ihr Eheherr auf solche Reden bald laut Antheil nehmend einging, bald wehmüthig stille vor sich hinsah, und wohl zuweilen einen leisen Seufzer zu unterdrücken suchte. Sie wähnte sich und ihre Kinder schmählich zurückgesetzt, und wenn sie darin auch Unrecht hatte, weil der redliche und von Herzen wohlwollende Gerung dessen in der That unfähig war, so hatte sie doch darin Recht, daß sie sich nicht im gleichen Maße geliebt glaubte, als Margaretha geliebt war; denn solche Liebe blüht nur einmal im Leben und nicht wieder.

Und wie sie das richtig herausgefühlt hatte, so mußte ja auch dem Ritter immer deutlicher werden, wie sehr ihr es auch die Klugheit zu verbergen rieth, daß Wiltrude seine Margaretha noch im Grabe hasse und diesen Haß auch auf sein geliebtes Kind übertrage. So konnte es dann nicht anders kommen, als daß die Herzen der Ehegatten sich immer mehr abstießen, und wie mit heimlicher Zaubergewalt auseinander gehalten wurden.

Der starke Mann suchte sich mit willenskräftigem Entschlusse stets auf der Bahn der Pflicht zu halten, und sein eifrigstes Bestreben ging nach wie vor dahin, sein Weib in Ehren zu halten, und vornämlich die Knaben in wahrer Bruderliebe zu einander zu erziehen. Aber wie oft auch bei solchen offenbaren Beweisen seines redlichen und tugendlichen Strebens Wiltrude in alter Liebe sich oft zu ihm hingezogen fühlen mochte, das schwächere Weib war nicht im Stande, die gewaltige Leidenschaft zu unterdrücken, oder doch in den rechten Schranken zu halten. Ungerechte und bittere Vorwürfe machten öfter und immer öfter dem

zwischen Liebe und Haß gewaltsam gepreßten Herzen Luft. Gerung trug still, konnte es aber natürlich bei aller Seelenstärke doch nicht ganz vermeiden, daß nicht seine Gedanken immer wieder bei Margaretha weilten, und endlich auch sein Gang in die Gruft immer regelmäßiger und häufiger wurde.

Wie er aber Trost und Ergebung dort suchte, so das leidenschaftliche Weib bei ihren Söhnen, und ihre anfänglich halb erstickten, bald nur zu deutlichen Aeußerungen drückten frühe schon den Stachel der Leidenschaft in die Seele der beiden Knaben. Der ausgestreute Same wuchs kräftig zum Bruderhaß heran, und wurde nur zu eifrig von der in entsetzlicher Verblendung rasenden Stiefmutter groß gezogen. Vergeblich war alle Bemühung des unglücklichen Vaters, in den Brüdern das üppig aufschießende Unkraut zu unterdrücken, der Haß der Beiden gegen den Erstgebornen ward um so giftiger, je mehr sie ihn vor der Welt und vor dem Vater zu verbergen suchten, und je mehr ihr Bruder nicht Gleiches mit Gleichem vergalt, sondern immer sanft und freundlich blieb. Der Vater ermattete in stillem Gram, und die ungetheilte Liebe, welche sich der immer herrlicher aufblühende Jüngling durch sein freundliches und wohlwollendes Benehmen überall erwarb, schürte die Flamme nur heftiger.

Früher fast stets unter Aufsicht des Vaters in ritterlicher Uebung und im edeln Waidmannswerk erhalten, zogen die drei jetzt oftmals allein in den Forst. Da brachten eines Abends Knechte auf einer von Aesten und Zweigen geflochtenen Bahre die Leiche des Erstgebornen in's Schloß. Stumm und das Kainszeichen auf der Stirne folgten die beiden Andern, und es fuhr wie ein entsetzlich grell leuchtender Blitz durch die Jammernacht des trostlosen Vaters, daß die Brüder den Bruder erschlagen, wenn gleich der Leichnam am Fuße des Felsens gefunden worden, über den er im blinden Eifer der Jagd herabgestürzt sein sollte. Wenige Fragen und Antworten gaben ihm die Gewißheit, daß der fürchterliche Verdacht nur zu wohlbegründet sei. Da verließ ihn die Kraft, und mit dem Ruf zu Wiltrude: du hast Brudermörder geboren und groß gezogen, und deinen Mann gemordet, sank er zusammen.

Mit Entsetzen und Abscheu wandte sich Alles von dem elenden, zernichteten Weibe, von den von Gott gezeichneten Brudermördern, und als man nach wenigen Tagen den armen unglücklichen Gerung zu seiner Margaretha in die Gruft hinabtrug, da waren die Brüder verschwunden, und Niemand wußte wohin. Sie hatten sich entfernt, als Alle im Hause

um das Bette des von unsäglichem Jammer bis zum Tode gebeugten Ritters, und um die in Verzweiflung tobende Frau beschäftigt waren.

Die Unselige schlug sich die Brust wund, zerraufte ihr Haar und klagte sich laut selbst an; sie rief bald ihrem Gatten im Grabe, bald ihren verschwundenen Söhnen, und bald Gottes Strafgericht auf sich herab, und dennoch überstand Leib und Seele die furchtbare Prüfung. Wie von Höllengeistern gejagt, flog sie in der Nacht Treppe auf Treppe nieder mit fliegendem Haare, die Hände ringend und wehklagend, und wer sie sah, der glaubte einen Geist zu sehen, der nicht Ruhe finden konnte im Grabe. Wie war doch Alles so verändert im Hause! Noch vor Kurzem von einem treuen Gatten und von blühenden Söhnen umgeben, war sie jetzt so fürchterlich allein in ihrem selbstverschuldeten Elend. Wie oft sie auch von einem Fenster zum andern im Schlößlein gehen und ihr Auge umherirren lassen mochte, sie sah Niemand, der sich in bekannter Gestalt ihr genähert hätte, und so fehlte ihr der einzige Trost, der den Verlassenen auf Erden gegeben ist, wie das Lied sagt:

Nur mußt du mich auch recht versteh'n,
Ja recht versteh'n,
Wenn Menschen auseinander geh'n,
So sagen sie auf Wiederseh'n,
Auf Wiederseh'n.

Eine Ahnung sagte ihr, daß sie sie nicht mehr wiedersehen sollte, ihre Söhne, und wenn auch, konnte sie sich des Wiedersehens freuen? Furchtbar klang ihr noch der schneidende Vorwurf ihres heimgegangenen Gatten in die Seele: du hast Brudermörder geboren und herangezogen; und mußten nicht die Söhne diesen Vorwurf still oder laut wiederholen? Hatte sie nicht ihre Jugend mit tödtlichem Hasse vergiftet? Sagte ihr nicht das eigene Gewissen, daß die eigene Mutter ihre Söhne um ihres Lebens Glück schändlich betrogen hatte?

Und wenn sie nun vollends an das Wiedersehen jenseits denken wollte, ach da kam sie vollends ein Grauen an. Es war ein entsetzlicher Zustand, in dem sie lebte, und wer das auch in den späteren Jahren noch schön gewesene Weib gekannt, wer sie vollends in ihrer Blüthe gesehen hatte, der erkannte sie wahrlich nicht wieder! Doch die Zeit, die Alles mildernde, wirkte beruhigend auf ihre Seele. Sie, die früher leider gar wenig an Gott gedacht hatte, die in der letzten Frist nur mit Furcht und Zittern an ihn hatte denken können, machte sich nun allmählig mehr

mit diesem Gedanken vertraut, und dachte, wenn auch öfter an den gerechten, doch zuweilen auch an den barmherzigen Gott.

Da kam einstmals ein Pilgersmann zu ihr, gar ehrwürdig von Ansehen, und Vertrauen gewinnend in seiner Art zu sein und zu reden. Er hatte eine Erquickung und ein Nachtlager verlangt, und Beides war ihm von der Wittwe bereitwillig zugesagt worden. Da wünscht er zum Danke ihr und den Ihrigen Heil und Segen, und dieser Wunsch entlockte ihr Seufzer und Thränen. In dieser weichen Stimmung konnte sie der bescheidenen Frage des Pilgers um die Ursache ihrer Trauer nicht widerstehen, sie erzählte was wir wissen und vertraute zum ersten Male ihr Elend einem menschlichen Ohre. Das diente zu ihrem Frieden, wie es denn auch das erste äußerliche Zeichen aufrichtiger Besserung war. Immer gespannter hörte der Fremde zu, und sprach als sie geredet hatte, gerührt: Da komme ich wohl zur rechten Stelle. Und nun fing er an zu erzählen, wie er als Pilger in's Morgenland gekommen, wie er dort unter den Maltesern zwei ritterliche Knappen kennen gelernt, welche als Büßende um einer schweren Sünde willen vom Papst in Rom in den Krieg gegen die Türken gesendet, düster und in sich gekehrt, in Folge ihrer Buße ohne Wappen und Namen als die Tapfersten unter den Tapfern in einem Gefechte beide schwer verwundet worden seien; wie er, der Pilger, sich ihrer Pflege unterzogen und durch liebevolle Aufmerksamkeit ihr Vertrauen gewonnen habe. So hätten sie ihm denn auch einen Theil ihrer Geschichte, jedoch ohne Nennung eines Namens vertraut, und ihn um seine Meinung gefragt, ob solche schwere Sünde je Vergebung finden könne? Er habe sie sodann auf den Gnadenschatz der Kirche verwiesen, und sie zu beichten überredet. Bis aber der Priester, der nicht in der Nähe gewesen, von ihm aufgefunden und herbeigeführt worden, habe sich der Zustand der beiden Verwundeten in dem Grade verschlimmert, daß sie fast unter der Beichte und zu gleicher Zeit gestorben seien. Er sei sodann nach vollzogener christlicher Beerdigung von dem Geistlichen, der ihre Beichte empfangen, beauftragt worden, im Schwabenlande bei seiner Heimkehr die Mutter der Verstorbenen aufzusuchen, (deren Wohnort und Namen er der deutschen Sprache wenig mächtig, nicht behalten habe), und ihr zu hinterbringen, daß sie mit vollkommener Absolution, nach Erfüllung der ihnen vom heiligen Vater in Rom aufgelegten Buße gestorben, und auch ihr der Mutter von Herzen vergeben hätten. „Das waren eure Söhne," sagte der Pilgersmann, „wie ich nach dem, was sie selbst, und der Priester

nach ihrem Tode, in voller Uebereinstimmung mit eurer Erzählung gesagt, vollkommen gewiß bin. Sie starben in Frieden, so suchet auch ihr den Frieden, edle Frau, und gewiß ihr werdet ihn finden, wie eure Söhne. Euer Gemahl, der nach eurer eigenen Schilderung schon auf Erden so liebevoll und sanftmüthig war, hat euch droben im Lande des Friedens und der Liebe gewiß längst vergeben, und auch Gott wird euch vergeben, wenn ihr ernstliche Buße thut.

Bei diesem Zuspruch ward der sonst so leidenschaftsvollen Frau das Herz gerührt, und sie weinte heiße Thränen und erbat sich noch manchen Rath von dem frommen Pilgersmann an diesem Abende.

Als derselbe am folgenden Morgen geschieden war, kam bald der ehrwürdige Geistliche, welchen sie hatte rufen lassen, und dieser verließ sie fortan nicht mehr. Unweit des Schlößleins erbaute sie eine Kapelle und daneben ein Haus für den Priester, welchem sie zur Pflicht machte, bekümmerte und niedergeschlagene Herzen aufzusuchen und zu trösten, und die Pilger, welche des Weges kamen, zu bewirthen und zu pflegen. Der Friede, den sie in ihrem früheren Leben nie gekannt hatte, zog ein in ihr Herz, noch ehe dasselbe aufhörte zu schlagen, und als sie an einem stürmischen Herbsttage 1351 ihr so bewegtes Leben endigte, da ward sie in die Gruft jener Kapelle getragen zu ihrem Gemahle und zu dem einst so gehaßten Stiefsohn, mit dem sie nun im Grabe vereint ward.

Wanderer stehe still an ihrem Grabe, lerne die Sünde fliehen, die dich elend macht, und suche den Frieden des Herzens in Demuth und Gottesfurcht.

842.

Der Graf von Pappenheim.

Von Karl Ulmer.

Zu Pappenheim im hohen Saale
Da sitzt der alte Graf;
Die Lampe glimmt mit mattem Strahle,
Rings waltet tiefer Schlaf.
Der Alte nickt auf weichem Stuhle,
In Schlummer eingewiegt;
Die Tochter neben spinnt zur Spule,
Die Spille schnurrt und fliegt.

Es heult der Wind, es klirrt das Fenster,
Es schreit die Eule bang,
Und gleich als hausten drin Gespenster,
Erhallt's den Saal entlang.
Tief unten wogt der Strom, es rauschet
Herauf aus finsterm Thal,
Und durch zerriss'ne Wolken lauschet
Der Mond mit bleichem Strahl.

Das Mägdlein bebt, der Ritter lächelt,
Es träumt der müde Greis;
Um die ergrauten Locken fächelt
Ein Lufthauch sanft und leis.
Die Tochter streicht die Silberhaare
Ihm still vom Angesicht,
Und auf dem Lieben ruht das klare
Und keusche Augenlicht.

Der Graf erwacht, sein Auge flammet,
„Hab' ich denn recht gehört?"
So ruft er: „Hat der Nacht entflammet,
Ein Traum mich nur bethört?
Wo ist die Mutter? — Wo sie säumet?
Sprich, hast du Nichts gesehn?"
Die Jungfrau sagt: „Ihr habt geträumet,
Es ist wohl Nichts geschehn."

„Maria! geh' und nimm die Harfe!
Stimm' an den Lieblingsang!
Das alte Herz erquickt der scharfe,
Vertraute Saitenklang."
Er spricht's, das Fräulein geht, und bringet
Die schwere Harfe schnell,
Und rührt sie, daß es rauscht und klinget,
Drein tönt die Stimme hell:

„Es zog von seinem Schlosse
Ein Graf zum heil'gen Land,
Er zog auf stolzem Rosse,
Das Kreuz auf dem Gewand.

Er half das Grab befreien,
Er stritt voll kühner Glut;
Nur Liebe konnte feien
Des Helden tapfern Mut.

Er war allein gezogen
Zur festen Burg hinaus,
Doch kam auf Meereswogen
Mit ihm ein Weib nach Haus.

Es fiel ihr schwer und bitter,
Vom Mutterland zu flieh'n,
Doch folgte sie dem Ritter,
Denn Liebe hieß sie ziehn.

Die Blume beugte nieder
Des Nordens eis'g Weh'n;
Nach Morgen trieb sie's wieder,
Der Heimat Licht zu seh'n.

Da ist sie einst verschwunden
Hinweg von Kind und Mann,
Und ward nicht mehr gefunden,
Obschon manch Jahr entrann."

Das Mägdlein schließt mit zagem Munde,
Leis schwirrt der Harfe Strang,
Da summt die mitternächt'ge Stunde
Vom Thurme dumpf und bang.
Im Vorgemach ertönt ein Schallen
Von Tritten, leicht und lind,
Und knisternd weht es durch die Hallen,
Wie kühler Morgenwind.

Es knarren auf die Pforten schnelle,
Es lischt der Lampe Schein,
Da schwebet rasch zur offnen Schwelle
Ein Frauenbild herein.
Ein weiß Gewand umfließet schimmernd
Das milde, blasse Weib,
Und hehres Licht entströmet flimmernd
Dem geisterhaften Leib.

Der Graf erstarrt. Sie naht, und winket
Mit zarter Hand ihm zu.
Er sieht's, erhebt sich, schwankt und sinket,
„Bist's du's, o Agnes! Du? —
Leb wohl, mein Mägdlein!" ruft er, haltend
Sein Kind an's morsche Herz,
Und drückt es sanft, und schließt erkaltend
Die Augen ohne Schmerz.

Die Jungfrau, zitternd, hält umfangen
Den stillerblichnen Greis,
Und Thränen thauen auf die Wangen
Des Vaters, viel und heiß.
Da legt die Mutter, glanzumwoben,
Die Hand auf's treue Kind,
Und lächelt mild und zeigt nach Oben,
Dann flieht sie luftgeschwind.

843.

Geschichte und Sage vom Gottfried Pappenheim.

Von J. Sendtner. — Döderlein histor. Nachrichten von dem Hause der Erbmarschalle Grafen zu Pappenheim. Schwabach, 1739. S. 325. Lex. histor. univ. Basil. III., 794 u. A.

Zu Pappenheim im Schlosse da schaut gar hoch und weit
Vom Berg aus in die Sterne der Erbmarschall Graf Veit.

Er weiß geheim zu lesen in der Gestirne Lauf,
Und sucht dort seines Söhnleins verborgen Schicksal auf.

Dein Gottfried, stark und kräftig, als wär' sein Leib von Stahl,
Trägt auf der jungen Stirne ein seltsam Muttermal.

Wie auf dem Wappenschilde der Herrn von Calentin
Kreuzweis zu seh'n zwei Schwerter, so zeichnen sie auch ihn.

Nicht sichtbar, wenn der Knabe im Schooß der Mutter spielt,
Siehst du die Schwerter funkeln, wenn er im Zorne glüht.

Wohl glänzt, so deutet kundig, der Vater dieses Mal,
Auf Gottfrieds Heldenstirne dereinst des Ruhmes Strahl.

Das Kind wußt nichts von Thränen, ein einzigmal im Bad
Sah es die Amme weinen, was nie seitdem es that.

An Kraft und Kerngesundheit dem Mark der Eiche gleich,
Schien an Verstand nicht minder der frische Knabe reich.

844.

Pappenheim bei Prag.

Von E. Duller. — Die vor. Schrift.

Das war eine Nacht im November wie grimm!
Da lagen viel hundert, voll Wunden gekerbt,
Und schrieen und stöhnten mit heiserer Stimm;
Es hat sie all' die Pragerschlacht verderbt.
Am weißen Berg in der Pragerschlacht
Haben zween verloren ihre kostbarsten Schätz;
Sein Krönlein der Winterkönig in Acht,
Und das Böheimerland seine Freiheit für stets.

Wie geschlagen war die Pragerschlacht,
Manch' ein Prager stand da und wartete drauf,
Ob auf der Brücke um Mitternacht
Der Pfeiler nicht donnernd spränge auf,
Und flöge draus das geflügelte Schwert,
Das fliegen wird in Böhmens Sterbestund'
Und ob es nicht sause, dem Feind zugekehrt
Und schlüge den Zwingherrn scharf in den Grund.

Doch der Pfeiler hat sich nicht aufgethan,
Und geflogen ist nicht das rettende Schwert,
Aber Eisen hat aufgeräumt den Plan,
Und die Jungfrau „Böhmen" sie ward entehrt.
Und aus tausend Wunden ruft manche Stimm',
Aus tausend Herzen das Leben verdampft,
Es jagen die Sieger durch's Schlachtfeld grimm,
Von Rossen wird manche Rippe zerstampft.

Einer liegt da, der war mit dabei,
Trieb sein Handwerk baß, denn zum Zeitvertreib;
Den haben sie zwar nicht gehauen entzwei,
Doch gezeichnet mit Kerben, schier hundert am Leib.
Dem gerinnt in den Wunden das Blut zu Eis,
Nie bis heute hat ihm die Schlacht so geschmeckt;
Verstarrt ihn der Frost, so ist ihm doch heiß,
Es ward ja der Tisch heut mit Feuer gedeckt.

Gelegen hat er die Nacht für verlor'n;
Gedanken kommen ihm allerhand,
Und brummt, die Augen fest zugefror'n:
„Wo halt ich jetzund wohl Quartier und Stand?
Für die Hölle spür' ich zu wenig Leid,
Auch focht ich ja gegen die Ketzer die Schlacht;
Für den Himmel schmeck' ich zu wenig Freud,
Auch hab ich ja meine Beicht nicht vollbracht.

Wo ich jetzund mag sein, ich bild mir's ein;
Bin ich nicht in der Höll und im Himmel nicht,
Mag wohl mein Quartier jetzt das Fegfeuer sein,
Zumal mir's in Gliedern wie Dornen sticht.
Doch, wo ich lieg und in welchem Quartier, —
Einen rechten Reuter, den kümmert's nicht viel;
Katholisch bin ich und bleib's auch hinfür, —
Katholisch machen ist all' mein Ziel."

Da kräht der Hahn und der Rabe kräht auch;
Viel Hundert röcheln ihr Leben aus.
Die Sonne wird wach und die Sieger werden's auch;
Der Rabe fliegt aus um Mord und Schmaus;
Kömmt manch ein Wallone bei Zeiten auf's Feld,
Manch einer, dem Wamms und Hosen gar noth;
Geh'n auf blutigen Markt zu kaufen ohne Geld,
Zahlten gestern schon mit Münzen blutroth.

Einer sucht und spähet und mäkelt nicht lang,
Ist ganz zerlumpt, an den Waden fast nackt,
Der gewahrt auf seinem Jahrmarktsgang
Den, der im Fegfeuer liegt, so vielfach verhackt.
Den Wallonen friert's an die Beine wie scharf!
Ruft: „Kerl! Du hast gute Hosen an,
Eines guten Paar's Hosen ich eben bedarf,
Mit Verlaub will ich ziehen die deinen an."

Da muckt sich der andere unter dem Pferd,
Und setzt sich dem lumpigen Plünderer zur Wehr,
Hat noch in der Faust seinen Stummel von Schwert,
Das ist voll Scharten gekerbt, wie er.
„Mach nit viel Wesen!" ruft der Wallon',
„Dein sauber Paar Hosen in die Augen mir sticht."
„Ho!" versetzt der andere, „Hand weg davon,
So wohlfeil stirbt der Pappenheim nicht!"

Das hört der Wallone und kraut mit Bedacht
Sich hinter den Ohren und im Zwickelbart: —
„Hätte schier ein albernes Stücklein vollbracht,"
Brummt er und bückt sich nieder und scharrt
Und rafft und gräbt unter'm Roß herfür
Den Pappenheimer, der im Fegfeuer lag.
Und trug ihn nach Prag stracks in's Quartier,
Seiner Wunden ein trefflicher Bader dort pflag.

Als der Pappenheim lag auf dem Siechenbett,
Der Bader ihm sorglich zur Seite stand,
Die Wunden künstlich zusammen näht
Und legt ihm Pflaster und starken Verband;
Der Pappenheim wendet sich hin und her,
Der Bader brauchte fast hundert Händ;
Dem Pappenheim langweilt's eben gar sehr,
Er meint: „Das Heften und Nähen nimmt kein End."

Nun unter dem Heften und unter dem Näh'n
Vom Kurfürsten Max der Medicus kommt,
Bringt Gruß vom Herrn, ist gesandt, um zu seh'n,
Ob menschliche Kunst noch dem Pappenheim frommt?
Der Bader spricht: „Ich trau mich's fast,
Zu heilen den Pappenheim mit Gottes Huld,
Wenn gleich sechs Wunden ihn tödtlich gefaßt —
Hätt der edle Herr nur nicht Ungeduld."

Das hört der Pappenheim wohl im Bett,
Und runzelt die Stirn und ruft voll Grimm,
Dem Bader fast Hören und Sehen vergeht,
So tüchtig in's Mark schallt des Kranken Stimm,
Ruft der Pappenheim: „Das zahl ich theu'r,
Der Pflasterstreicher hat Reden gar fein,
Ich lag zwar' ne Nacht lang im Fegefeuer! —
Bei dem Heften und Näh'n soll der Teufel geduldig sein."

845.

Das Lied vom Pappenheim.

Hormayr Taschenb. 1830. S. 415.

Hascha, wen sieht man dort reiten?
Was muß doch dieses bedeuten?
Haben alle lange Stangen,
Was werden sie nur damit anfangen,
Krumme Degen an der Seiten;
Wollt' auf mein Aid rathen
Das sind die Krabaten;
Auch der General Heimpappen
Ich thu ihn wohl kennen,
Seht wie er thut rennen,
Auf seinem schönen Rappen,
Mit ihm reit't der Scharnbacher
Seine Reiter hinter ihn nacher;
Es wird setzen grobe Kappen.

Hascha, es sind ihr' viel hundert,
Mit Copin durchrennet, daß mich wundert
Wo thut bleiben heut unser Wundsegen;
Drum sind sie also ganz verwegen,
Die schießen all' zu, daß's donnert,
Dem Jodel, dem Becken,
Im Rücken thut stecken
Ein Spieß, ist abgebrochen,
Der Hauptmann, der Jäger,
Auch seine zween Schwäger
Seind neben viel Andern erstochen,
Das thut der Pappenheim ausrichten,
Wir müssen all' trachten und dichten,
Daß wir's an ihm thun rächen.

Hascha, hier müssen wir weichen,
Wir wollen's drum nit verzeihen,
Dem Pappenheim und den Krabaten
Das seind die rechten Teufelsbraten,
Die wir wöllen erreichen,
Ja alles vergeben,
Die wütigen Löwen
Die seind schon unter ihnen,
Die unsern verzagen,
Die ihren nachjagen,
Kein Teufel kann ihnen entrinnen,
Reicher Christ dich unser erbarm,
Zu helfen uns, streck aus dein Arm,
Weil wir jetzt nit mehr können.

Hascha, dort kommt der unsinnig
Von Pappenheim geritten ganz grimmig,
Rennt über alle Zäun' und Gräben,
Daß ihm gleich die Haar aufstäben
Stellt sich, als wär' er winnig
Kein Prügel, kein Stecken
Will gegen ihn klecken,
Noch unsere Kolben spitzig
Kein Büchsen kein Degen
Auch gar der Wundsegen,
Er sey selbst ganz der leidige Teufel;
Seht wie er drein geht hitzig.

Hascha, ich sag noch und Zweifel
Ob das nicht seind lauter Teufel,
Die her kommen aus der Höllen,
Zu denen sich Pappenheim thut gesellen,
Weil ihr ein so kleines Häufel,
Sich gegen uns wagen,
Die meisten erschlagen
Uns auf den Fuß nachziehen,
So schrecklich sich wehren,
Daß ich doch thät schwören,
Sie müssen sich alle verkriechen;
Die wir hielten schlecht und wenig,
Machen uns ihnen unterthänig
Müssen sich förchten und fliehen.

Hascha, ihr lieben Spießgesellen
So wir nit alle heut sterben wöllen,
Laßt uns laufen zum Pappenheim,
Wenn sein Herz wär' Eisen und Stein,
So wir's ihm recht erzählen,
Und im fallen zu Füßen,
Schön bitten wir müssen;
Daß er uns wölle vergeben
Was wir sie verbrachten,
Und thäten stets trachten
Nach seines Vaters Leben
Was wir thun, das weiß wohl er
Und gilt auch viel bei dem Kaiser;
Wir wöllen ihm uns ergeben.

Hascha, der Pappenheim gütig
Wird seinen Herr Vater demüthig
Bitten, er woll sich erbarmen,
Unserer Weiber und Kinder armen,
Die Zaghaft und kleinmüthig,
Die Straf nit mehr denken,
Das Leben uns schenken
Beim Kaiser uns versöhnen,
Wöllen ihn gar gern
Für unseren Herrn,
So lang wir leben erkennen,
Wenn er wiederum woll' einstellen,
Denen die uns tödten wöllen,
Das Morden, Rauben und Brennen. —

846.

Pappenheims Tod.

Von J. J. Sendtner.

Zu Lützen auf dem Felde da geht was Großes vor,
Da blickt die Sonn' so blutroth durch dichten Nebelflor.

Zu Lützen auf dem Felde da zieh'n die Heere ein
Mit Schwedens Gustav Adolf, mit Deutschlands Wallenstein.

Doch sagt, was stellt dem Auge sich Pappenheim nicht dar?
Der streift auf Halle's Feldern mit seiner Reiter Schaar.

Die Schlacht beginnt zu donnern, daß weithin es erkracht;
Er hört's — „das ist die Botschaft," ruft er, „der Lützner Schlacht!"

Und furchtbar wie der Bergstrom in's Thal herniedersaust,
Nach Lützen auf das Feld hin der Pappenheimer braus't.

Und wie er fliegt und rennet, der Tag doch fast vergeht;
Blutroth, wie sie erwachte, die Sonn' im Westen steht.

Das Schlachtfeld — welch' ein Anblick! Verzweiflung hier und dort,
Ob auch schon spät, doch rieselt das Blut noch immer fort.

Gefallen ist der Schweden gekröntes Heldenhaupt;
Des Tages Ruhm dem Friedland sein blut'ger Schatten raubt.

Und rings wogt finsterer Nebel und hüllt voll Grabgeruch
Die blutgetränkte Erde wie in ein Leichentuch.

Ist Alles denn verloren? so ruft der Wallenstein;
Da trifft mit seinen Reitern der Pappenheimer ein.

Es ist, als ob gewartet die Schlacht mit ihrem Schluß
Auf noch ein großes Opfer, das jetzt noch bluten muß.

Wie auch die Reih'n durchbrochen, wie auch das Heer geschwächt;
Der Pappenheim verzagt nicht und kommt noch eben recht.

Schnell ordnet er die Glieder und sucht im vollen Lauf
Mit seinen Regimentern den Schwedenkönig auf.

Mit dem ist's ihm vor allen an diesem Tag zu thun;
So lange der noch athmet, kann Pappenheim nicht ruhn!

Nun saust's, — welch wilder Regen, nun pfeift's, welch scharfer Wind! —
Ich wette, dies die Kugeln der Schwedenflinten sind.

Und wie gerade mitten in dickster Kugelsaat
So recht gepackt die Feinde der Pappenheimer hat, —

Und was die Brust ihm drängte, der Arm vollführet frei —
Da trifft den Unerschrocknen der Kugel tödtlich Blei.

Er steht — an seine Wunden die eine Hand gepreßt,
Indeß er mit der andern noch hält den Degen fest.

Die Stirne zornentflammet, die Augen wild gerollt, —
Sucht er nur jenen Einen, dem all' sein Inn'res grollt.

Erst als er hört die Kunde, daß Gustav Adolf todt,
Läßt frei sein Blut er fließen in Strömen purpurroth.

Und rufet laut: „Willkommen mir jetzt der Tod erscheint,
Da Er zugleich gefallen, der meines Glaubens Feind."

Und wie er stets gestanden ein wackrer Kriegesheld —
So stirbt er, hoch berühmt auch den schönen Tod im Feld.

Dies ist das Lied von Gottfried, dem Grafen Pappenheim;
Dort hängt sein Reiterdegen — sein Leib der ruht daheim.

847.

Das Kreuz auf dem Hesselberge.

Von Adalbert Müller. — Nach mündlicher Mitth.

Am Hesselberge im Frankenland
Vor Zeiten ein ehern Kreuzbild stand,
Das blinkte gleich einem Sterne
Hinab in Thal und Ferne.

Im Winter, durch hartgefrornen Schnee,
Stieg einst ein Mägdlein heran die Höh'
Und setzte sich, müd und müder,
Zur Rast am Kreuze nieder.

Und wie sie in's Thal hinunterschaut,
Zum Dörfchen, am Bergeshang erbaut,
Da wird es vor Leid und Schmerzen
Ihr bitterweh im Herzen.

Denn in den Häusern und Häuschen all
Bereiten die Frau'n das Vespermahl;
Der Speisen würzige Düfte
Verdampfen in die Lüfte.

Und ach! des Mütterchens Herd allein
Erhellt nicht der Flammen falber Schein;
Kein Rauch entqualmet dem Schlote,
Des regen Feuers Bote.

„O weh!" so jammert, so ruft sie aus,
„Lieb Mütterchen liegt mir krank zu Haus;
Sie stöhnt und möchte verzagen
Vor Frost auf hartem Schragen.

Noch hat kein Süpplein sie heut' erquickt;
O wie sie schmachtet und leidend blickt!
Und ich der Siechen zur Labe
Nur Thränen — Thränen habe.

Ach, ob ich klagte und ob ich bat,
Doch Keiner — Keiner geholfen hat;
Will denn der Wittwen, der Armen
Sich Niemand mehr erbarmen?

Doch ja" — und sie schaut zum Kreuz' empor —
„Hier oben hört mich des Helfers Ohr;
Es steht meinem Jammer offen —
Auf Christum will ich hoffen.

Du heiliger, benedeiter Gott,
Laß nicht, o Vater, in dieser Noth
Lieb Mütterchen mir verderben,
Lieb Mütterchen mir sterben.

Du bist des Erbarmens ew'ger Quell,
Der Born der Liebe fließt reich und hell;
Ein Tröpfchen auf ihre Wunden,
Und Mutter wird gesunden."

Und sieh! urplötzlich aus starrem Eis
Erhob sich ein maiengrünes Reis,
Mit rosigem Strahle glühten
Am Kreuzesstamm die Blüthen.

Die Kleine labt sich am Wunderstrauch
Und schlürfet entzückt den Balsamhauch
Und bricht, die Mutter zu trösten,
Ein Zweiglein von den Aesten.

Und eilet heimwärts mit flücht'gem Schritt,
Und wie sie in's dunkle Stübchen tritt,
Da glänzt mit der Sonne Blenden
Der Zweig in ihren Händen.

Die Mutter verläßt der Schmerz zur Stund',
Sie fühlt sich erstarkt — sie ist gesund:
In heißem Gebete loben
Sie den Erretter oben.

Das Mägdlein pflegte mit treuem Fleiß,
Mit zarter Liebe das Wunderreis;
Da war der Himmlischen Segen
Fortan auf ihren Wegen.

848.

Der Einsiedler Sola zu Solenhofen.

Rader. Bavar. sancta II., 78. Falkenstein antiqq. Nordg. I., 247. A. Grammer das gottsel. und heil. Eichstädt. 1780, S. 111.

Solenhofen hat von dem heiligen Einsiedler Sola, der daselbst eine Zelle bewohnte, den Namen. Von diesem Gottesmanne wird gemeldet, er sei einmal auf einem Esel geritten, da sei ihnen ein erschrecklicher Wolf begegnet, darüber denn wie billig der Esel gar sehr betroffen gewesen. Da habe ihm Sola befohlen, gutes Mutes zu sein und den Wolf anzugreifen; das habe denn auch der Esel gethan, den Wolf mit Füßen geschlagen und mit Beißen erwürget.

849.

Das alte Haus bei Aicha.

Mündlich.

Hinter der zur Pfarrei Wellheim gehörigen Filiale Aicha erhebt sich in dunkler Buchenwaldung ein schauerlich steiler Felsen, dessen Platte mit Buchen und uralten Eichen bewachsen, die Ruinen der uralten Veste des alten Hauses im Loche oder Altenstein trägt. Oede und verlassen sehen die Trümmer der Veste auf dieser steilen Höhe in die wenig belebte aber reizende Landschaft hinaus, während das helle Grün des Epheu, dessen Stämme armsdick sich an den Felsen herabranken, das Auge erquickt. So dürftige geschichtliche Notizen sich über die Burg vorfinden, so lebt doch manche sagenhafte Ueberlieferung, die wir hier treulich aus dem Munde des Volkes wiedergeben. — Vor Alters hot auf der olten Bürg, die den Pflegern z' Kunstan g'hört hot, Aner, Groß hot er sie g'schriebn, a Fraüla ghot, is kaum sei anzigs Kind gwest, die nit allan arm sondern a unmügli wüaft u mit feuerrothe Hoar bhaft gwest is. Dorüber hot sie dös Fraüla unmügli kränkt. Do kommt ihr a mol a Jager im Holz z' entgegen u frogts, worum S' denn gor so trauri wär. Schads wohl, hots Fraüla gsogt, weil i nit schö bin u kan Geld hob. Sogt der Jager, bold mir Dein Seel verpfändst af 3 Johr, so moch i di schön u reich a. S'Fraüla frogt ihn wer er sey. Drauf sogt der Jager, wenn d' mein Noma inne werst, so schenk i dir dei Seel; die i nach 3 Johren holen thue. Dös war dem Fraüla recht, und glei drauf is schön woren u reich a, u es san grods gnug komma, dies hobn heirathen wollen. Endli ruckt d'Zeit on, wo der Jager ihr Seel hot holen wollen; S' Fraüla hot aber unter der Zeit gheirath ghot, u glückli mit ihrem Mon glebt, izat is ihr aber Angst woren u do hot sie d' ganz Gschicht ihrm olten Jager onvertraut. Der is glei Tog u Nocht im Holz rumglafa u hot überoll den Jager gsucht, endli hot er anmol an Zwerg gsegen, der af Bürg zugieng u voll Freuden in d' Höh sprang u asrief: Wie mi dös Ding jezt freut, daß s' Fraüla no net weiß, daß i Silfingerl heiß. Jezt war dem Jager gholfa, er is glei voranglafa, hots seiner Fra gsogt, wos er gsegen u ghört hot, u wie der Teufel komma is, hots sie ihm glei bey sei'm Noma ongredt, aus lauter Zorn is der Teufel fort, daß dganz Burg zittert hot u hot an solche Gstank hinterloßen, daß Niemands

mehr hot drin wohna können. No wachsen Pflanzle dorum, die ma Silfingerl hoast u die a bisla viel stinken, bsonders bold mans reibt. Af der verwünschten Bürg aber segn d' Herten u Köhler, bsonders zu heilinge Zeiten, an grausamen Spuck u lüftigen Tanz von die Geister; worunter der Silfingerl allemol dabei is, u ohne s' Kreuz z' mochen, geht gwiß kan Mensch af die olt Bürg.

850.

Der St. Willibaldsbrunnen.

Mündlich.

Bei dem Ittstätter Hof, dem einzigen von dem ehemaligen Pfarrdorfe Ittstätten bestehenden Weiler nächst Kloster Bergen, stößt das Heilig- und Brunnenholz, deßwegen so genannt, weil sich in demselben der St. Willibaldsbrunnen befindet, zusammen. Der St. Willibaldsbrunnen ist ein sechzehn Fuß im Umfange messender Felsen, der nur zwei Fuß aus der Erde hervorragt und mehrere Löcher von verschiedener Größe und Tiefe hat, die stets mit Wasser gefüllt sind. In der größten Sommerhitze trocknen diese oft über drei Schuh tiefe Höhlungen nie aus, und wenn sie auch mit Fleiß ausgeschöpft werden, wie dieß der Fall einmal war, so sind sie doch sogleich wieder voll. Die Volkssage berichtet hierüber, daß der heilige Willibald hier auf seiner Reise mit seinem Pferde gestürzt sei, und daß diese Löcher die Eindrücke des gefallenen Rosses seien. 1750 wurde zu diesem Brunnen eine Kapelle neu erbaut, die mit der hölzernen Bildsäule des heiligen Willibald und manchen Votivtafeln versehen ist, worunter auf einer derselben die Sage abgebildet ist. Vormals war dieser Brunnen mit Stauden und Hecken eingefriedigt und nur den Jägern und Anwohnern bekannt, wie dieß Christoph Schachner S. J. in seinem „heilsamen Oehlbrunn der heiligen Walburg, Ingolstadt 1621," bezeugt.

Wie der heilige Willibald so ist auch der heilige Wunibald, dessen Bruder, durch einen Brunnen verewigt. In dem ehemaligen Klostergarten zu Heidenheim zeigt man den Wunibalds- oder Heidenbrunnen, mit dessen Wasser St. Wunibald die heidnischen Bewohner dieser Gegend taufte.

851.

Die Geistermühle.

Mündlich.

Zwischen Ittstätten und dem rothen Kreuze trifft man rechts, unfern der von Naßenfels herkommenden Römerstraße, zwei Löcher, wovon jedes zwanzig Fuß im Durchmesser hat, und die sich trichterförmig verengen. Legt man sich hier auf den Boden, so bemerkt man ein gewisses unterirdisches Rauschen und Getöse, von dem die Sage berichtet, daß hier unter der Erde eine Mühle sei, wovon man nur das Geräusch und Geklapper höre, und die von Geistern bedient werde.

852.

Kloster Marienstein bei Eichstädt.

Mündlich.

In diesem Jungfrauenkloster wird ein uraltes anmuthiges Cruzifixbild aufbewahrt, welches, wie die Schwestern beständig vorgaben, mit einer ihrer Mitschwestern vor hundert Jahren geredet und sich dieß folgendergestalt zugetragen habe.

Als man im ganzen Kloster drei Tage lang den Geruch und Rauch einer Feuersbrunst verspürte, und doch Niemand wußte, wo sie verborgen sei, suchten jene Schwestern, denen die Feuerstätten, als Bäckerei, Brauhaus und dergleichen Orte anvertraut waren, überall nach, konnten aber nirgends verborgenes Feuer entdecken. Alle waren deßhalb in Sorgen. Eine unter ihnen, so ihren heiligen Gehorsam in der Küche versah, trat nicht ohne sonderbare Eingebung Gottes zu vorbemeldtem Cruzifix und suchte göttliche Hilfe und Rath, fiel nieder auf die Knie und betete inbrünstig zu Gott, seine Dienerinnen nicht zu verlassen. Und siehe, das Cruzifix fing an zu reden und den Ort, wo das Feuer verborgen war, mit diesem Wort anzuzeigen: „Gehe hin in das Kohlhäuslein, auf dem Kasten wirst du das Feuer finden,“ und also ist es gefunden worden. Eben dasselbe Cruzifixbild soll, wiewohl es sehr trocken gestanden, im Jahre 1633 den 23. Juli Abends 9 Uhr häufig Zähren vergoßen und am ganzen Leib

geschwitzt haben, so daß die hellen Wassertropfen in großer Menge herabgelaufen und das Kreuz sammt dem Stocke befeuchtet wurde. Dieß bezeugten alle Schwestern, die es mit eigenen Augen gesehen und die ganze Nacht dabei im Gebete verharrten. Dieß ist für ein gewisses Zeichen und Vorbedeutung des großen Unheils so dem Kloster begegnet, gehalten worden, da 1634 am 7. Februar die schwedischen Reiter das Gotteshaus und Kloster, so sie für Rebdorf ansahen, in Asche legten.

853.

Die heilige Walburgis.

Von Ed. Böneke. — A. Crammer das heil. u. gottf. Eichstädt, S. 70. Rader. Bav. S. III., 46. Th. D. Popp Anfang und Verbreitung des Christenthums im südlichen Teutschlande. Ingolstadt 1845. S. 180.

Walburgis die, von Königsstamm entsprossen,
Von Albion sammt ihren beiden Brüdern
Nach Deutschland kam, um hier den Sieg
Des Christenthums noch weiter zu verbreiten,
Herrscht in dem Kloster, das zu Heidenheim
Der eignen Brüder Einer einst gegründet,
Als Aebtissin.

Rings um sie Heiligkeit
Zu der hienieden nur die Auserwählten
Gelangen durch des Himmels Gnad' und Huld;
Rings um sie Glanz, wie Engel ihn ergießen,
Ob sie auch selber bleiben unsichtbar;
Rings um sie Kraft und Macht, in der Gedeihen,
Wie nur durch Gottes Hand es wird zu Theil;
Rings um sie Heiterkeit, in welcher Tugend
Und Frömmigkeit als holde Schwesterbilder
Sich spiegeln.

Einst als schon der späte Abend
Hereingebrochen, sitzt die Heilige
In ihrer Zelle, die ein Licht durchglänzt,
Das kaum der Sonne Schimmer zu vergleichen.
Zwar ist Walburgis von den Schwestern fern,
Doch weilt bei ihr, dem sie als Bräutigam
Für Erd' und Himmel liebend sich ergeben.

Sein Anschau'n ist ihr Wonn' und seinem Mund
Entnimmt sie, was zu thun ihr zugewiesen,
Um unter Menschen Gottes heil'ges Reich
Durch Lieb' und Wohlthun weiter zu verbreiten.
Von seiner Hand wird ihr dazu die Kraft,
Um betend Wunderthaten zu verrichten.

So eben tönet ihr des Heilands süßes Wort:
„Walburgis, auf! Dich rufen hohe Pflichten,
Du wirst sie üben, und verherrlichen
Will ich auf's Neue meines Namens Ehre,
Noch eh' der neue Tag am Himmel glüht.
Ich will dich, Treue! führen — folge mir! —
Und was du thun sollst, in das Herz dir legen."

Walburgis macht sich auf und gehet, ohne
Daß eine ihrer Schwestern es bemerkt,
Durch ihres Klosters wohlbewachte Pforten.

Sie kommt zu eines reichen Mannes Haus
Und steht an dessen Thür gleich einer Fremden.
Als nun der Hausherr sie daselbst erblickt,
Besorget er, daß durch die Wuth der Hunde
Die Unbekannte leicht an ihrem Körper
Ein Unglück leide. Er befiehlt sogleich,
Sie möge schnell kund geben wer sie sei.

Sie aber spricht: O keineswegs fürcht' ich,
Daß mir von deiner Hunde wüth'gem Zahn
Ein Leid geschehe. Sie sind nicht im Stande,
Walburgis, also heiß' ich, zu verletzen.
Denn er, der unverletzt zu deinem Hause
Mich führte, der wird an denselben Ort,
Woher ich kam, gesund zurück mich führen;
Auch wird der Herr, deß Dienerin ich bin,
Durch mich dir der Gesundheit Balsam spenden,
Wenn du mit deinen ganzen Kräften glaubst,
Daß er der Arzt der Aerzt' ist."

Unverweilt
Eilt, achtlos seines Rangs, der Hausherr selbst,
Um sie, die hohe Jungfrau, zu begrüßen,
Sie, die das Volk als eine Heil'ge kennt.

Als nun die Nacht hereingebrochen war,
Nachdem des Abends Stunden noch Walburgis,
Dem Beispiel ihres Himmelsbräutigams,
So lang er auf der Erde wandelte,
Nachfolgend, in Gesprächen zugebracht,
Die über Welt und Zeit den Geist erheben
Und ihn einführen in die Herrlichkeit,
Die als des frommen Christen Erbtheil harrt:
Da will die Jungfrau nirgend anders sich
Als im Gemache, wo zum Tode krank
Die Tochter liegt, zur Ruhe legen.

Ehrfurcht
Gebeut, ihr zu bewilligen den Wunsch
Und sie allein zu lassen bei der Kranken.

Ein Wunder nun bereitet sich. Walburgis
Liegt im Gebete vor des Heilands Kreuz
Die Nacht hindurch, und schon am Morgen eilet
Zum lang und schmerzlich ach! entbehrten Gruß
Gesund in ihrer Eltern Arm die Kranke.

Wer malte würdig wohl des Vaters Freude,
Wer treu der Mutter unbegränzte Wonne
Nach so viel Tagen tiefster Seelenschmerzen?

Als d'rauf die Eltern dem Allmächtigen
Für solch' ein Wunder seiner Vatergüte
In brünstigem Gebete Dank gebracht,
Da bieten sie, noch ganz von Wonne zitternd,
Der heil'gen Jungfrau mancherlei Geschenke
Von hohem Werth. Die aber lächelt hold:
„Was soll mir dieses Alles? Hab' ich nicht
Ihn selbst, der solche Wunder thut? Ist Christus,
Der Heiland, selber nicht mein Eigenthum?
Behaltet Euer Gut und wollet Ihr,
Daß Gott gefällig es verwendet werde,
So theilt's den Dürftigen und Armen aus,
Was meinen Dienst, wie Ihr es nennt, betrifft,
So wisset, daß, was ich umsonst bekommen,
Ich auch umsonst vergeben." — Also sprechend
Verließ sie das beglückte Haus und ging
Zurück in's Kloster, wo sie lange noch

Als eine Hochbegnadigte vom Herrn,
Durch Frömmigkeit, Gebet, Wohlthat und Wunder
Am Dom des Gottesreichs auf Erden baute,
Bis Engel unter Jubelklängen ihre Seele
Empor zum Thron des Dreimalheil'gen trugen.

854.

Die Zufluchtsstätte der heil. Walburgis.

Von J. N. Vogl.

Der Eichwald saust, es heult der Sturm,
Horch! Eulenruf im alten Thurm!
„Du Pilgrim, nimm dich wohl in Acht,
Des Mörders Aug' im Walde wacht."

„Du Pilgrim mit dem weißen Stab,
Steig' nicht in's finst're Thal hinab,
Kehr' um, kehr' um, noch ist es Zeit,
Der Weg nach Sanct Walburg ist weit."

Der aber spricht: „Muß fürder zieh'n,
Muß heut' nach Sanct Walburg noch hin,
Hab mich verlobt, in tiefem Leid,
Der Jungfrau dort mit heil'gem Eid."

Hin geht er d'rauf in Nacht und Grau'n,
Vor Tag's den hohen Dom zu schau'n,
Kein Laut — der Sturm nur heult allein,
Und wimmert tief im Felsgestein.

Da bricht's hervor, da springt's heran,
Mit nerv'gen Armen faßt's ihn an,
Wild schnaubt der Mord: „Dein Gold! dein Gold!"
Des Pilgrim's Blut im Staub entrollt.

Hoch aus dem Hals ein Blutstrom quillt,
„O Mörder, stießest gar zu wild! —
Was wühl'st du so mir im Gewand?
Umsonst nach Gold sucht deine Hand!"

Und der betrog'ne Mörder d'rauf
Voll Ingrimm springt vom Pilger auf,
Der aber, krümmend sich im Blut,
Stöhnt noch mit letzter Lebensglut:

„O Sanct Walburgis, hehr und mild,
Du wunderthätig Frauenbild,
O gib, daß ich zu dir mich find',
Wenn Seel' und Leib geschieden sind."

Verstummt ist d'rauf des Pilgrims Mund,
Der Sturm nur gibt sein Zürnen kund,
Es saust der Wald, es rauscht die Flut,
Von ihm gepeitscht mit toller Wut.

Und zu dem Strom, auf öder Bahn,
Der Mörder schleppt den Pilgersmann,
„Hinab mit dir, daß nicht Verrath,
Dem Tag' vertrau' die nächt'ge That."

Da plötzlich um den Träger preßt
Der Pilgrim seine Arme fest,
Wie der auch strebt und wie er ringt,
Nicht los er ihn vom Rücken bringt.

Aufkreischt er da in Schrecken wild,
Von mehr als Todespein erfüllt:
„Wer hilft mir von der grausen Last,
Die mich — weh mir! — so kalt umfaßt?" —

Doch fest, an Brust und Schulter warm,
Klemmt sich des Todten eis'ger Arm,
Das grause Antlitz, hohl, verbleicht,
Mit Grinsen sich zu seinem neigt.

„Zu Hilfe! Hilfe! — Steht mir bei!"
So schallt des Flücht'gen Angstgeschrei,
Wild fliegt sein Haar um Aug' und Stirn',
Wie Wahnsinn zuckt's ihm durch's Gehirn'.

„Und bring' ich nirgends mehr dich los,
Begrab' uns Beid' des Stromes Schooß,"
Er ruft's und saust im schweren Fall
Hinunter in den Wasserschwall.

Still ist's ringsum — wohl hält der Schlund
Die beiden fest im tiefen Grund;
Betrogen! — schaut! — in grimmer Wut,
Wirft sie zurück an's Land die Flut.

„Weh mir! weh mir!“ der Mörder ruft,
„Weh dir!“ hallt's nach aus Thal und Kluft,
Die Wölfin selbst, die Blut nur sucht,
Entflieht vor ihm zur tiefsten Schlucht.

Und fort und fort durch Wald und Au'n,
Und fort und fort spornt ihn sein Grau'n,
Da blinkt es fern', da klingt's so mild,
Wie Glockenton, durch's Thalgefild.

„Was steigt dort auf im Morgenlicht?
Ist das der Dom zu Eichstädt nicht?
Der Dom, — so Sanct Walburg geweih't,
Zu dem den Pilgrim rief sein Eid?“

„Wie fand mein Fuß hieher die Bahn?
Durch Sturm und Nacht, hinab, hinan?“
O folg' der Stimme, die da sagt:
Dir hilft nur dort die Gottesmagd.

Und mühsam ringt er sich hinauf,
Hell glühen Fenster, Thurm und Knauf —
Die Frühmeß' mit gar frommem Sinn,
Hört eben die Gemeinde drin.

Zur Pforte tritt er — und mit Schrei'n
Zerstiebet Alles vor den Zwei'n,
Und auf die Knie' zum Tod entstellt,
Mit seiner Last der Mörder fällt.

„O Heil'ge,“ ruft er, „schau in Huld,
Auf mich, der bald gesühnt die Schuld,
Sieh' mich in meiner tiefen Reu'
Und mach' mich von dem Todten frei!“

Und kaum er so zur Heil'gen spricht,
Entweicht von ihm das Schreckgewicht,
Und auf die Schwelle gleitet sacht
Der Pilgrim, der die Fahrt vollbracht.

Der Mörder aber im Gebet
Noch brünstig zu der Heil'gen fleht,
Und als der dritte Morgen naht,
Hat er in Reu' gesühnt die That.

855.

Die Felsen-Jungfrau bei Weltenburg.

Von Isabella Braun. — Mundlich.

1.

Weiche Sommerlüfte kosen
In der nächtlich stillen Au;
Blüthen, Blumenkelche, Rosen
Trinken süßen Abendthau;
Gräser schwanken wie im Tanze,
Elfen schweben im Gefild,
Und der Mond im weichen Glanze
Blicket auf das holde Bild.
Auch der Donaustrom, der greise,
Wallet hin im Wellengang,
Feierlich, doch mild und leise
Hält er seinen Abendsang.
S' ist, als ob ein junges Leben
Walte keck in seinem Schoos;
Denn die Wellen senken, heben
Glänzend sich und fessellos;
Wiegen wie im Jugendspiele
Leicht ein Schifflein her und hin;
Nicht nach vorgesetztem Ziele
Steuernd, liegt ein Schiffer drin.
Glühend sendet er die Augen
Auf die Wogen, monderhellt,
All die Schönheit einzusaugen
Dieser seiner Lebenswelt.
Offen, wie der Kelch der Blüthe,
Weich, als wie der Blumenhauch,
Ist des Schiffers jung Gemüthe,
Wegend, wie die Welle auch.

Alle seine Liebeslieder
Läßt er rauschen in die Fluth,
Und die Töne steigen nieder,
Wo die Wassernixe ruht.
Sieh! da tauchet aus der Welle
Rasch und leicht die Nixe auf,
Und der Mond wirft mild und helle
Seinen Silberglanz darauf;
Macht die blonden Locken leuchten
Wie das Gold so hell und klar,
Senket in den Blick, den feuchten
Einen Zauber wunderbar.
Und die Nixe lauscht der Lieder,
Die der junge Schiffer singt;
Mit der Welle auf und nieder
Sie die zarten Glieder schwingt;
In dem Nixentanze wieget
Sich der kleine, schwache Kahn;
Da erstaunt der Schiffer, bieget
Nieder sich zur Wellenbahn.
Sieh! da treffen sich die Augen,
Treffen glühend in einand,
Und des Schiffers Blicke saugen
Ein den wonnig süßen Brand.
Doch die Nixe taucht in Wogen
Nieder, scherzend voller Lust,
Daß des Stromes Wellenbogen
Schlagen an des Schiffers Brust.

Da durchströmt ein heiß Verlangen
Des erstaunten Jünglings Herz,
Sich die Nixenmaid zu fangen
Zu der Minne süßem Scherz.
Zu dem tiefen Wellenschooße
Senket er sein Netz hinein,
Zieht empor — o, welcher große
Welcher Wunderfang ist sein!
Aus dem Netze windet leise
Sich das Nixlein zart und zahm,
Fern von ihrem Wellengleise
Steht sie da in holder Scham.
Doch der kecke Fischer windet
Weich um sie den starken Arm;
Und der Nixe Beben schwindet,
Und es wird das Herz ihr warm!
Und die beiden jungen Herzen
Werden Eins in dieser Stund;
Bei des Himmels Sternenkerzen
Schließen sie den Liebesbund.
Ihre Treueschwüre tauschen
Sie beim Mondenschimmer ein,
Und des Donaustromes Rauschen
Muß das Wort des Priesters sein.
Und der Zweige leises Säuseln,
Und der Lüfte Aeolsklang,
Und der Wogen Spiel und Kräuseln,
Wird zum süßen Hochzeitsang.

2.

Wie zog der silberne Mond heran
So manche Nacht an dem Himmelsplan,
Sich leise spiegelnd in Stromeswogen:
Kein Schifflein kam mehr daher gezogen.
Denn o! vergessen in Lust und Scherz
Hat bald der Schiffer das treue Herz!
In neuem, seligem Liebesbunde
Vergessen jene glückliche Stunde!
Doch ihm zu eigen in treuer Lieb
Das Herz der glühenden Nixe blieb;
Und Sehnsuchtsthränen voll Schmerzensgluten
Vermischten sich mit den kalten Fluthen.
Zum grünen Ufer, wo Blumen steh'n,
Wo Bäume kühlende Schatten weh'n,
Wo ausgeworfen die Angel hing,
Die Nixe suchend den Liebsten ging.
Da fand sie ihn endlich nach manchem Tage,
Nach manchen Nächten so kummervoll!
Da fand sie ihn endlich, und bange Klage
Aus ihrem liebenden Herzen quoll:

„O, sei mein eigen in treuer Lieb!
„Die Wogen haben den Schwur gehöret
„Als du dies zärtliche Herz bethöret!
„O, sei mein eigen! dein Herz mir gieb,
„Daß nicht die Woge dir Rache schwöret!
„Und rühret nimmer dich all mein Flehen,
„So lerne anderes Wort verstehen,
„Das unterm Herzen mir leis und bang
„Dich „Vater" rufet mit Liebesklang!" —

So fleht die Nixe und ringt die Hand,
Und naht sich liebend dem grünen Strand,
Und will ihn ziehen zu sich hinein;
Doch höhnend sieht er der Nixe Pein
Und stößt sie lachend hinab zur Welle
Mit Sang verlassend die Trauerstelle.

Da wendet ringend in Qual und Weh
Die Nixe sich an des Stromes Fee,
Ihr klagend gleich einer Erdenmaid
Das thränenbittere Herzeleid;
Bang klagend über den theuren Mann,
Und flehend sie um Erbarmen an. —

Doch weh! es zürnet die Stromesfei!
Ihr Auge funkelt in Scham und Scheu!
Ihr Herz erbebet bei solcher Kunde!
Zur Strafe hebt sie empor die Hand,
Die Nixe samt ihrer Liebe Pfand,
Verfluchend mit ihrem keuschen Munde.
Und sieh! — nicht regt sich die Nixe mehr.
Da stehet sie wie ein Fels im Meer
Zu Stein verwandelt nun grau und alt —
Als ewig warnende Felsgestalt. —

3.

Wieder fuhr im schwanken Kahn
Auf des Stromes leiser Bahn
Hin der Schiffer liebewarm,
Haltend nun sein Weib im Arm.
Wieder tönen seine Lieder
Froh und kräftig durch die Welt;
Aber plötzlich still er hält —
Denn er sieht die Nixe wieder!
Sieht die starre Felsenmasse,
Sieht das stiere, graue, grasse
Angesicht der Liebsten sein!
Da ergreift ihn heiße Pein,
Da ergreift ihn Schreck und Grauen,
Und sein Blut will stille stehen
In dem furchtbar stieren Schauen,
Denn er ahnet, was geschehen. —
Von Verzweiflung wild gejaget
Stürzt er in die grausen Schluchten,
Und die blasse Lippe klaget
Ob dem Stein, dem schwer verfluchten!
Und die Lippe ruft mit Beben
Ruft mit heißem Seelenschrei
Zu der harten Stromesfei,
Diesen Zauberbann zu heben. —

Doch dieweil im schwanken Kahn
Harrt sein Weib mit Furcht und Grauen;
Immer, immer muß sie schauen
Dieses starr Gebilde an! —

Dreimal stieg die Sonn' herauf
Und beschien das Schreckgebilde;
Dreimal kam in seinem Lauf
Auch der Mond, der sanfte, milde;
Doch er ward zum Geisterschein
Als er um den Felsen schwebte;
Banger noch das Herz ihr bebte,
Grausenvoller ward die Pein.

Aber immer harrt sie aus!
Harret, daß der Gatte kehre
Wieder aus dem Schluchtenhaus.
Horch! da hört man Raben krächzen!
Und aus tiefer Schlucht hervor
Kommen sie in schwarzem Heere,
Rufend in des Weibes Ohr
Ihres Mannes Todesächzen. —

Zitternd schleicht davon das Weib,
Doch es zieht mit ihr das Beben,
Und es wühlt in ihrem Leib,
Hemmet ihres Herzens Schlagen,
Und nach sieben Leidenstagen,
Hat geendet sie das Leben. —

4.

Die Schiffer ziehen voll leichtem Muth
Im schwanken Nachen durch Stromesfluth,
Sie halten fröhlich den Schiffersang
Und lauschen munter dem Echoklang.

Doch horch! zu Ende ihr Liedchen geht!
Vor ihnen steinern die Jungfrau steht,
Vom Sturm verwittert das Angesicht
Doch noch gelöset vom Banne nicht.

Denn drinnen lebet das Nixenkind;
Es stöhnet und ächzet durch Fluth und Wind,
Und wimmert schaurig die leise Klag
Bis einst sie endet der jüngste Tag. —

856.

Störche künden den dreißigjährigen Krieg an.

Mitth. v. K. Böhaimb.

Anno 1632 begab sich der Zufall, daß sechzehn Störche um die auf der Residenz zu Neuburg sich damals befindlichen Storchennester stritten und gleichsam Krieg zu führen begannen. Bald gewann diese, bald jene Partei die Oberhand, doch behaupteten am Ende jene den Besitz, welche schon vorher die Nester eingenommen hatten. Einer jedoch und zwar der größte aus ihnen, setzte sich vor dem Abzuge auf jenen Theil des Daches, womit die Wohnung, in der sich nachmals der König Gustav Adolph von Schweden aufhielt, bedeckt war, flog aber nach einiger Zeit auch wieder hinweg. Auf einer alten Abbildung der Stadt Neuburg bei Merian sieht man noch einen Storch auf diesem Dache stehen, eine Anspielung auf obige Begebenheit, die, wie der Chronist beifügt, bei den alten Heiden große Bedeutnusse, bei Christen aber wenig Aufmerksamkeit verdient. Doch hat man Beispiele, daß sich die Störche vor ihrer gewöhnlichen Zeit aus etlichen Städten begaben, wann dieselben einen großen Ruin erlitten.

857.

Maria von Brabant.

Von Rudolf Magenau. — Freyberg's Sammlung histor. Schriften u. Urkunden I., 56. Falkenstein bayr. Gesch. III., 205 (6), woselbst d. Literatur.

Auf Donauwörths Hofburg, im fürstlichen Saal
Saß Ludwig des Bayers holdsel'ges Gemahl
Im Kreise der tröstenden Frauen.
Ihr Herr war gezogen in's Lager am Rhein,
Vergebens schon harrte seit Monden sie sein,
Das füllte die Brust ihr mit Grauen.

Sie schrieb ihm ein Brieflein mit ängstlicher Hand,
Versiegelt mit röthlichem Siegel am Rand:
Doch ein zweites mit schwärzlichem Wappen
Schrieb sie auch in Züchten und Ehren gemeint,
An Ritter von Hirschau, Herrn Ludwigs Freund,
So gab sie die Brieflein dem Knappen.

Ein tapferer Ritter im Waffengewühl
War Heinrich von Hirschau; in Kurzweil und Spiel
Geübt und beliebt auch bei Frauen;
Wo Schwerter erklangen, war stets er voran,
Doch ließ er auch gern als ein muntrer Kumpan
Im wirbelnden Reigen sich schauen.

Oft bat er zu glänzen in stolzem Turnier
Die Fürstin: „O dürft' ich nach Rittergebühr
Euren eigenen Ritter mich nennen,
Wohl trüg' eure Farb' ich zu rühmlicher Schau." —
Doch nimmermehr wollt' ihm die edele Frau
Die Ehre des Vorzugs vergönnen.

Es stand in dem Brieflein, das sie ihm gesandt:
„Vertraut ward euch Ritter! mein köstliches Pfand,
Ach! rathet dem Herzog zum Frieden!
Und bringt ihr ihn glücklich der Gattin zurück
Dann sei Euch zum Danke mit freundlichem Blick,
Was längst ihr schon wünschtet, beschieden!"

Doch leider das Brieflein, das sie ihm gesandt,
Gab der thörichte Knapp' in Herrn Ludwigs Hand.
Kaum trauend den forschenden Sinnen
Erstieg der Ergrimmte das flüchtige Roß,
Und jagte voll Argwohns zurück auf's Schloß,
Tod schnaubend und wüthend von hinnen.

Es saß sonder Ahnung sein frommes Gemahl
Auf Donauwörths Hofburg im fürstlichen Saal,
Herein stürzt mit Zittern und Zagen
Ein Fräulein: „Schon klirrt auf der Treppe sein Sporn
Es naht der Herzog in grimmigem Zorn,
Schon hat er den Schloßvogt erschlagen.

Und kaum daß das Fräulein gesprochen das Wort,
So sank sie vom Schwerte des Herzogs durchbohrt
Im Blute der Fürstin zu Füßen,
„Euch," brüllt er, „euch hab' ich mein Bestes vertraut,
Wohl hab' ich auf trügrische Wächter gebaut,
Nun sollt ihr den Meineid mir büßen!"

Drauf wandt' er zur Gattin den glühenden Blick,
„Nun magst du bescheiden dem Ritter das Glück,
Das du freundlichen Blicks ihm versprochen,
Hat darum, dich Schlange! dein stolzes Brabant
Mein Haus zu beschimpfen hieher mir gesandt?
Selbst hast du den Stab dir gebrochen."

„Wie trüg' es des Bayers altfürstliches Blut?
Vertilgt wird die Schande mit Gold nicht und Gut,
Mit weibischem Flehn nicht und Zagen."
Er winkte den Dienern, — er schwur ihr den Tod, —
Ihr reines Blut färbte den Estrich bald roth, —
Das Haupt ihr vom Rumpfe zu schlagen.

Da füllte die Hofburg Entsetzen und Graun,
Es ließ sich kein lebendes Wesen mehr schaun
In den blutigen, schweigenden Hallen,
Sie floh'n vor dem Sturme der tobenden Wuth;
Doch endlich begann auch sein kochendes Blut
In kälterem Laufe zu wallen.

Nun schien ihm ein Kerker sein einsames Schloß,
Umsonst hofft er Ruhe mit schnellem Geschoß
Durchstreifend den Forst zu erjagen;
Ihm ward nicht des Friedens erheiterndes Glück,
Es verfolgt durch den Wald ihn mit strafendem Blick
Die Unschuld, die frech er erschlagen.

Oft sah er in Nächten, in quälendem Wahn
Im blutigen Gewand die Erschlagenen nah'n
Und flehende Hände sie ringen;
Er sah die Gattin in himmlischem Glanz
Und Engel der Lilien silbernen Kranz
Um die leuchtende Stirne ihr schlingen.

Da ergriff ihn mit flammenden Schmerzen die Reu';
Bald traten viel redlicher Zeugen herbei,
Für Mariens Unschuld zu sprechen;
Auch dräute Herr Heinrich laut zürnend vom Rhein,
In offnem Gericht vor der Fürsten Gemein
Die beleidigte Ehre zu rächen.

Nun irrt' er umher in unendlichem Weh,
Es bestreut ihm die Locken der Kummer mit Schnee,
Die bräunlichen Wangen erbleichten,
Er floh zu der Kirche verzeihender Huld,
Und eilte nach Rom, um die brennende Schuld
Dem heiligen Vater zu beichten.

Zwar ward ihm die Sünde des Mordes verzieh'n;
Doch mußt er dem Geiste Mariens zur Sühn'
Heimkehrend ein Kloster erbauen;
Da schlummert ihr Leichnam in marmornem Schrein,
Noch kehren viel pilgernde Frauen dort ein,
Mit Thränen ihr Grab zu beschauen *).

858.

Lied von Enthauptung der Herzogin Maria von Bayern.

Von Meister Stolle. — Fr. L. v. Soltau Volkslieder S. 42.

O we hiute und immer me (re) wafen sie geserit.
so we dem tage. so we der naht. so we der veigen zit.
so we dir gar verscamte vrucht.
uz Peyerlant wie hastu dich geschendet.
an einer hochgelobeten vrouwen die was wite irkant.
von kuninges kunne was sie geborn unde heizen von Brabant.
ir wiplich ere ir wiplich zucht.
ir wiplich vröude die hastu irwendet.
sie ist an der merterere stat.
alsam diu guote sante Katerine.
die bot sich vlehten an ein rat.
durch den suezen got leit sie vil manige swere pine.
so ist der edelen Herzoginnen sele vor gote irkorn.
wan sie gar ane schulde an rehtem morde hat ir lip verlorn.

Ich vernam bi allen minen tagen mort noch nie so grez.
so von der Peyer Herren der hat sich gemachet bloz.
an tugende unde an der werde sin.
got schende, die den rat im haben geraten.
der von Isols riet so hore ich jen unde der von Brockensberc.
die zwene haben geraten diu lesterlichen werc.
an der edelen Herzogin.
man solte sie beide uf einer hürde braten.

*) Fürstenfeld.

nu muget ir horen jamer klagen.
sie bat ir Herren Kusses e ir (me) ende.
sol ich nu sin von iu irslagen.
das muzent ir vil dicke winden sere iuwe (r) hende.
ich laze ez an der megede sun daz ich unschuldich bin.
Der tot den ich nu liden muoz der wirt noch iuwers Heiles ungewin.

859.

Mordfeld und Dietwiese.

Laber Wemdinger Chronik S. 21. v. Raiser Oberdonaukreis II. Abth. S. 89 u. 197 Note.

Zwischen Mündling und Hoppingen liegt die sogenannte „Dietwiese" auf Mündlinger Flurmarkung am Wege nach Harburg. Dieser Name erinnert uralter Sage nach an eine blutige Schlacht, welche einst hier zwischen Römern und Deutschen geschlagen worden. Das Heer der Deutschen soll unter der Anführung eines Dieters (Dietrichs) zwischen Mündling, Huisheim und Gosheim gelagert haben, während das der Römer jenseits der Wernitz gestanden habe.

860.

Der Grieche.

Mittermaiers Sagenbuch 1850 S. 112.

Prachtvoll residirte zu Dillingen der Bischof Petrus von Schauenburg, der später Kardinal wurde. Freund ritterlicher Ergötzungen ließ er manches Ritterspiel in seinem Schloßhofe aufführen und bewirthete dann die zahlreichen Gäste, welche seine Freigebigkeit stets um ihn versammelte, fürstlich. Herr Petrus war ein feiner, weltkluger Mann, der auf dem Concilium zu Basel gewesen und in manchen Staatsangelegenheiten von den Königen Englands und Frankreichs, wie von den Herzogen von Burgund und jenen von Bayern zu Rathe gezogen wurde.

Als im Mai 1453 das griechische Kaiserthum mit seiner Hauptstadt Konstantinopel in die Hände der Türken gefallen, fanden sich fast an allen deutschen Höfen flüchtige Griechen ein. Auch Herr Petrus nahm

sich eines solchen Vertriebenen huldreich an, umsomehr, als derselbe durch seine Gelehrsamkeit und sein Wissen als Arzt diese Güte auch in reichlichstem Maaße zu verdienen schien. — Der Grieche, welcher sich mit seinem Diener hier niedergelassen, hieß Kartaphilus, und oft wurde er, als sich sein Ruf immer mehr verbreitete, zu Kranken gerufen. Doch seltsam war es, wenn er sah, daß so ein Patient rettungslos verloren, harrte er mit gespannter Aufmerksamkeit auf den letzten Athemzug desselben, küßte ihm denselben von den Lippen und hauchte dann in eine gläserne Phiole, welche er sorgfältig wieder verschloß. In das Gemach, welches er in einem Thurme des Schlosses bewohnte, durfte außer seinem Diener Niemand und es hieß, er mache dort für den lebenslustigen Fürstbischof Gold. Der Grieche mußte schon sehr alt sein, denn sein Bart war schneeweiß und sein Gang gebückt. Plötzlich war er verschwunden, und sein Diener gab nur verlegene Antworten über den Vermißten, so daß der Bischof das Thurmgemach mit Gewalt öffnen ließ. Da fand man die Luft voll Qualm und Dunst, räthselhafte Kreise auf dem Boden gezeichnet und in einer Ecke den Griechen mit umgedrehtem Halse und zerschmettertem Gehirne, das an den Wänden verspritzt war.

Der Diener aber sagte aus: daß sein Herr sich im Gemache verschlossen und ihm strenge befohlen, so lange Niemand vor ihn zu lassen, bis er sich wieder zeige. Er wisse aus manchen Reden desselben, daß er im Glauben gestanden, mit Hilfe eines Dämons und des letzten Lebenshauches, welchen er seit Jahren von Sterbenden gesammelt, sich wieder verjüngen zu können; das Experiment müsse jedoch mißlungen sein. Der Bischof ließ den Leichnam auf dem Schindanger verscharren und somit glaubte Jedermann die Sache beendigt.

Nun ließ sich seit undenklichen Zeiten in den unterirdischen Gewölben des Schlosses ein harmloser Hausgeist sehen. Schattenartig schwebte ein gespenstartiger Reiter, den ein schwarzer Pudel begleitete, durch die Räume, verschwand jedoch jetzt auf einmal, als in den obern Gemächern ein so heilloser Spuck begann, den Jedermann dem Griechen zuschrieb, daß der Bischof schon im Begriffe stand, nach Augsburg zurückzukehren; dieß geschah aber nicht, da ein Exorcist den Spuckgeist, der sich ihm in Koboldsgestalt zeigte, in ein Gefäß bannte, welches man in der Gegend verscharrte. Von dieser Zeit begann auch der geisterhafte Reiter wieder seinen Ritt, den er vielleicht bis auf den heutigen Tag fortsetzt.

861.

Die Roßdiab speisn.

Mündlich. — Lauinger Mundart. Mit Abweichungen durch ganz Schwaben gangbar.

Nacher groaßa Viehseucha hatr Bischof öll in Ba thoa, die Vieh', aber vor ällä am strengsta die Roß stehla went, u. zwoar habn's ött int Kircha gau därfa u. au ött beichta u. ött speisa. Ein gar argar Roßdiab hätt nu währli geara mit andere ährliche Leut sein österli Beicht u. Komiau gemacht, aber s'Gwissa hotm weganam Ba doch an Stüpfer geh u. er hat se ött traut. — Aber d'Schand hatr ött auf se hau möga u. so hotr am letzta Sontig mitgmacht, u. dös seini Spießgsella verzählt, u. dia hants itz älli Jaur au so gmacht, u. wau oiner in Schwauba sei österlicha Christasach bis auf's Letzt verschiabt, sätt ma zuam: Du wörst gau au mit de Roßdiab speißa!

862.

's Herrgottsruaklöasterli.

Mündlich. — Lauinger Sage. Von dem Klostergebäude sind nur mehr die Grundmauern vorhanden. Die Zerstörung fällt in frühere Zeit, als jene des 30jährigen Krieges, an welche die Sage hält. Vgl. Sagenbuch I., 393.

'S ischt a mol a bildschöas Mädli z'Lauinga gwea, dia ischt a Klostarfro woara, weil ihr ihr Vater ihran Schatz öt zuam Maa gea hott. 's Kloastr wo sie Nonn woara ischt, ischt dau dusa gstau, wo ma da Berg ins Weihgoi nah gat. Sellmol hat der wild Schwed im Land ghaust u. ihr Schatz ischt beiam Soldat woara u. hat's bis zum Offizirer braucht. Er ischt wiedar int Gegat komma u. hat se mit der Nonn verschwoara, sie ausm Klostar zholla u. älles Gold u. Silber so im Gotteshaus drina lieg mit se znehma. Der Offizirer ischt richti in dr Nacht komma, aber 's Ding hatn Lärm geba u. Dianstbota im Klostar hant se gwehrt u. durch a Ungschick hat der Offizirer sein oigana Schatz, die sell Nonn, verschossa, u. wie er fürchti jomarat hat, hant seine Leut 'sKloastar in Brand gsteckt u. dös ist verbronna.

Sei Lebtag hat ma vom Offizirer ör meh ghört; d'Nonn aber hot ma oft gseha, den se got als Goischt um, und der waus erlösa thuat, griegt a ganza Truha voll Geld.

863.

Vater und Sohn.

Von Isabella Braun. — Vgl. (Mittermaiers) Sagenbuch der Städte Gundelfingen ꝛc. 1849.

Gleich dem Patriarchen Jakob, reich an ird'schem Gut und Segen,
Wallet Rabbi Eliesar auch auf seinen Lebenswegen;
Doch vor allen seinen Schätzen dünkt ihm Einer groß und echt,
Und der Eine dieser Schätze ist sein blühendes Geschlecht.

Und von diesem Blüthenbaume ist Ein Zweiglein, zarter, neuer
Als die andern starken Aeste ihm vor Allen werth und theuer;
Dieses Zweiglein ist sein Joseph, ist sein holder, jüngster Sohn,
Dem der Geist im Blicke sprühte als ein kleiner Knabe schon.

O, mit welchem Vaterstolze, o mit welchem Hochentzücken
Sieht er seines Lieblings Stirne mit dem Kranz der Musen schmücken!
Sieht ihn, Sohn von einem Stamme, viel verachtet und gehöhnt —
Mit der stolzen Doktorwürde in so jungem Jahr gekrönt! — [*]

Aus der Heimath seiner Jugend, von dem rauhen Donaustrande,
Zieht der Jüngling frohen Muthes zu dem schönen, warmen Lande
Wo der Rhein die Auen tränket, wo die süße Rebe rankt,
Wo im Kuß des Sonnenstrahles Blüth und Blume holder prangt.

Ziehet in die Stadt der Musen zu der Heidelberger Schule;
Schleudert goldne Geistesblitze von dem hohen Lehrerstuhle,
Daß die jungen Seelen flammen wie die eig'ne feurig, klar;
Opfernd in Begeisterungen an der Wissenschaft Altar.

Doch auch in des Lehrers Seele ungekanntes Wissen ziehet,
Und ein dichtgewebter Schleier vor dem klaren Geiste fliehet.
Aber — nein! — nicht Wissen — Glauben heißt des Sternes Wunderlicht
Das durch seiner Seele Dunkel, Alles rings verklärend, bricht. —

Nicht allein in Blitz und Donner, nicht allein in düstrer Wolke
Siehet er den Gott der Väter, wie er zeigte sich dem Volke
Als es um den Berg gestanden zu empfahen sein Gebot:
Nein — aus seiner Kindheit Glauben steigt ein neues Morgenroth.

Denn vor seinem Geistesauge jene Bilder sich verweben,
Wie in seiner ew'gen Liebe Gott den Sohn dahingegeben,
Daß er alle Menschen trage himmelwärts mit Hirtenhuld,
Daß er tilge durch sein Leiden all die schwere Menschenschuld.

Und der Lehrer wird zum Jünger, wird zum demuthsvollen Lamme,
Das der Heiland sich erkaufet blutig an dem Kreuzesstamme;
Wird zum Jünger, der in Liebe umgewandelt fühlt den Hohn;
Der ans Herze schlägt und rufet: „Wahrlich! das ist Gottes Sohn!" —

Doch dieweil in Josephs Blicken Himmelsklarheit webt und leuchtet,
Hat mit Thränen diese Kunde seines Vaters Aug' befeuchtet;
Und dieweil des Sohnes Lippe seinem Heiland Lieder singt —
Aus des Vaters bleichem Munde sich die herbe Klage ringt.

Und dieweil ein neues Leben ist dem Sohne aufgegangen,
Seufzet Vater Eliesar in des Todes Qual und Bangen;
Doch dieweil der Jude fluchend an den Sohn, den fernen, denkt —
Dieser voller Kindesliebe heimwärts seine Schritte lenkt. —

An dem Sterbelager knieet Joseph mit gefalt'nen Händen;
Nicht kann er sein weinend Auge von des Vaters Blicken wenden,
Die seit seiner Kindheit Tagen stets so warm auf ihm geruht,
Und nun in dem letzten Scheiden sprühen wilde Hasses=Glut.

Seine frommen Augen flehen um des Vaters letzten Segen,
Und er faßt die welken Hände, daß sie auf sein Haupt sich legen;
Da erhebt mit letzten Kräften sich der Vater noch einmal
Und ein Fluch dringt aus den Lippen, flammet in des Auges Strahl. —

Ja, ein Fluch, ein grausenhafter donnert durch die Sterbestunde,
Fluch dem milden Christengotte, Fluch dem ganzen Christenbunde,
Fluch dem heil'gen Kreuzeszeichen, das die starre Welt besiegt,
Fluch dem ganzen, ganzen Volke, das vor ihm anbetend liegt.

Und ein Fluch dem bleichen Sohne, knieend an dem Sterbebette,
Knieend mit erhobnen Händen in versöhnendem Gebete. —
Sieh! — da ist die Kraft gebrochen! — in dem grausenhaften Fluch
Sinket Rabbi Eliesar sterbend in das Leichentuch. —

Aber stille kniet der Jüngling immer vor des Vaters Leiche,
Blicket ins gebroch'ne Auge, in das Antlitz, in das bleiche;
Auf den Flügeln des Gebetes möchte er des Vaters Herz,
Möcht er die entfloh'ne Seele heben, tragen himmelwärts!

864.

Kirchenfrevel zu Lauingen.

(Mittermaiers) Sagenbuch 1850 S. 68.

Im Jahre 1404 wurde in der Pfarrkirche zu Lauingen der Kelch mit den geweihten Hostieen entwendet. Für die frommen Einwohner der Stadt war dies ein trauriges Ereigniß. Von den Kanzeln ertönten schlimme Prophezeihungen für solch' ruchlose Zeiten und Jedermann wünschte sehnlichst, daß der Frevler recht bald entdeckt und der Gerechtigkeit überliefert werde.

Eines Abends, als der Glöckner die Betglocke zog, bemerkte er im Halbdunkel des Glockenhauses eine zusammengekauerte Gestalt; in der Meinung, ein Gespenst zu erblicken, eilte er schnell hinaus, holte seinen Sohn und einige Kameraden aus der Nachbarschaft und begab sich mit ihnen zur nähern Untersuchung in den Thurm. Und siehe da, das vermeinte Gespenst war Niemand anders, als ein hier wohl bekannter alter Jude. Umsonst warf er sich auf die Knie und bot Geld, viel Geld; es nützte ihm nichts, er wurde gebunden und dem Gerichte überliefert. Er wurde, als er nicht gestehen wollte, was er in der Kirche zu thun gehabt, gefoltert, und bekannte nun, daß er kürzlich den Kelch entwendet und sich zum zweitenmale in die Kirche geschlichen, um auch die Monstranz, die er das vorigemal nicht habe mitnehmen können, zu holen.

Die Hostien hatte er in der Flicken, einem unfern der Stadt gelegenen Wäldchen, verborgen. Man führte den Juden dorthin, um die Stelle zu bezeichnen, doch er konnte sie nicht mehr finden. In der darauf folgenden Nacht vernahm jedoch ein Jäger, der spät von der Jagd heimkehrte, am Fuße eines Weidenbaumes wunderbaren Gesang und bemerkte die Hostien, welche vom himmlischen Lichte umgeben über der Erde schwebten. Eiligst lief er hieher und schnell zog die Geistlichkeit im Ornate aus, und wie man den Kelch an die Hostien brachte, schwebten sie von selbst hinein.

In der Spitalkirche zu Lauingen befindet sich ein schönes altes Gemälde, welches diese Scene versinnlicht, auch in Privatbesitze befindet sich ein gleiches. Das erste hat die Umschrift „Anno ɔ†c cccciiij (1404) ist das Sakrament zu Lauingen gestohlen, allda erbar wieder erhebt worden." Renov. 1730 & 1844.

865.

Die goldene Windfahne.

Die vor. Schrift S. 70.

Nicht weit von Giengen, der einstigen reichsfreien, jetzt würtembergischen Landstadt, erheben sich auf einem Hügel die Trümmerhaufen der Güssenburg mit noch dreizehn Schuh dicken Mauern, besonders im Glanze der Abendsonne malerisch anzusehen. Diese Burg besaß im fünfzehnten Jahrhundert Hans Güß von Güssenburg vulgo Mordhans, und wie dieser Beiname sagt, ein böser und gefährlicher Kumpan. Dessen größte Freude war, Kaufleute und Reisende, die ihr Weg an seiner Burg vorbeiführte, zu überfallen, auszuplündern und gefangen in sein Raubnest zu schleppen. Nur gegen bedeutendes Lösegeld öffnete sich ihnen die Thüre des Kerkers wieder, wenn sie dem Ungemache der Gefangenschaft nicht erlegen waren.

Die benachbarten Handelsstädte gaben sich alle Mühe, den Bösewicht in ihre Gewalt zu bekommen, doch vergeblich. Zwar war es den Ulmern schon einmal gelungen, ihn gefangen zu nehmen, aber der Burgvogt der Güssenburg schickte den Kopf eines mit mehrern andern Ulmern gefangenen Kaufmannes in die Reichsstadt mit der Kundmachung, wenn sein Herr nicht binnen achtundvierzig Stunden frisch und gesund auf der Burg eintreffe, werde er allen übrigen Gefangenen das Haupt abschlagen lassen.

Dies wirkte, und bevor noch die Frist verstrichen, war der Mordhans wieder in seinem Schlosse und preßte aus den Gefangenen eine solche Summe Geldes heraus, daß er davon auf ein Zinnenthürmchen seines Schlosses eine Windfahne von lauterm Gold, einen Drachen vorstellend, machen lassen konnte. Ungewarnt und ungebessert setzte er sein ruchloses Treiben fort und achtete nicht der ewigen Wahrheit, daß jegliches irdische Thun seinen Zielpunkt hat, wo es heißt: bis hieher und nicht weiter!

Die Nähe der Güssenburg war den Lauingern eine recht verdrüßliche Nachbarschaft, und die Bürger knüpften ohneweiters mit den Ulmern und andern insgeheim Unterhandlungen an, das Raubnest zu zerstören. Besonders thätig war bei diesem Unternehmen ein Lauinger, um seiner Profession willen der Schlosserpeter genannt, der lange im Felde gedient, und eben erst recht mit der in Gebrauch kommenden Artillerie und in Verfertigung von allerlei Waffen und Mordmaschinen sehr erfahren war.

Er verfertigte eine Maschine, welche er mit feinstem Schießpulver eigener Komposition füllte und dann schwur, mit derselben das ganze

Thor der Güssenburg, und wenn es auch noch zehnmal stärkere Eichenbohlen habe und aus noch mehr Eisen bestehe, über den Haufen zu werfen gleich einem Garbenbündel. Seinem oft bewährten Worte vertrauend und lüstern nach der Beute des Schlosses, verbanden sich viele Bürger und zogen mit ihm. Und am Vorabende des Tages St. Johannes des Täufers 1448 zogen Abends die Bürger von Lauingen aus; hinter ihnen wurden, damit Niemand die bedrohte Burg warnen könnte, die Stadtthore geschlossen und Niemand mehr hinausgelassen.

Auf den Abend folgte eine regnerische und stürmische Nacht und außer der ausgestellten Hochwacht lag auf der bedrohten Burg Alles im Schlafe. Den Lauingern war es gelungen, die Höhe der Veste zu ersteigen und an deren Mauern gedrückt, harrten sie der Oeffnung des Einganges, um Brand und Mord hineinzutragen. Behutsam arbeitete der Schlosserpeter an dem Thore, und die Horcher glaubten das Geräusch von Schrauben zu vernehmen. Es war schon Mitternacht vorüber, als er endlich mit seiner Arbeit fertig war, hinter den Vorsprung der Mauer eilte und leise rief: „jetzt gilt's, seid bereit!"

Nun erscholl Geräusch wie von einer ablaufenden Weckuhr, dann auf einmal eine hellaufblitzende Feuerlohe und ein erschütternder Knall und die beiden riesigen Thorflügel lagen in Splittern im Schloßhofe und die Bürger stürzten voll Blut- und Beutelust hinein. Sie trafen wenig Widerstand, denn die furchtbare Explosion und der unvermuthete Ueberfall hatte Alles außer sich gebracht, und da die Burg schnell an allen vier Ecken in Brand gesteckt wurde, so war das Schreckensschauspiel bald ausgespielt. Weit durch das Brenzthal hin verkündeten die auflodernden Thürme der Veste Fall und Zerstörung.

Der Mordhans war, als er im Hemd mit einem Streitkolben bewaffnet auf dem Burghofe erschienen, gleich im Anfange des Kampfes erschlagen worden, seine Leute hatten sich meistens geflüchtet. Als die schwer mit Beute beladenen Bürger sich zum Abzuge bereit machten, fehlte der Schlosser, und erschien erst spät, nachdem er mehrmals der Gefahr ausgesetzt gewesen war, von stürzenden Balken erschlagen zu werden oder im Rauche zu ersticken. Auf seiner Schulter trug er stolz die goldene Windfahne, die er von ihrem Standpunkte herunter zu bringen gewußt hatte. Obwohl mehrere der Bürger verwundet wurden, so war doch nur einer erschlagen worden, ein Handwerksgeselle aus einem fernen Ort, um den sich Niemand bekümmerte.

Unter den entflohenen Burgleuten befanden sich auch die beiden Töchter des Mordhans, welche später jedes Jahr nach der Stätte der elterlichen Heimath wallten und des Vaters Tod und die Zerstörung der Burg bejammerten. Man will sie als Gespenster noch immer in der Nacht vor St. Johannestag in den Ruinen wandeln sehen, in welchen man häufig Pfeilspitzen, Nägel ꝛc. findet, und acht bis sechzehn Schuh hoch ist der Boden mit Brandtrümmern bedeckt. Die noch stehenden Mauern sind zum Theil aus rothem Marmor erbaut, was merkwürdig ist, da es heut zu Tage in der Gegend keinen Marmorbruch mehr gibt.

Der Schlosserpeter hätte seine werthvolle Beute oft verkaufen können, aber er sagte immer: „nach meinem Tode will ich's dem vermachen, der mir am Leben der liebste war!“ Und Jedermann schmeichelte ihm nun, in der Hoffnung, das werthvolle Kleinod zu erben, doch als er endlich hochbetagt starb, da fand man in seinem Testamente: die goldene Windfahne schenke er der Stadt, sie möge selbe auf den eben vollendeten Hofthurm setzen lassen. Wenn man jedoch um des edlen Metalles willen Bedenken trage, so habe er eine gleiche Windfahne von Messing eigener Erfindung verfertigt, die von dem Originale kaum zu unterscheiden sei.

Eine dieser Windfahnen wurde wirklich auf den Thurm gesetzt, ob es aber die ächte oder jene von Messing war, konnte man nie erfahren.

866.

Der Lilienstengel.

Von August Schnezler.

An dem alten braunen Tische
Einst Albertus Magnus saß,
Langte sich aus einer Nische
Manches Buch und schrieb und las;
Dachte hin und dachte her
Ueber Gottheit, Welt und Leben,
Doch der Kopf ward ihm nur mehr
Voll gelehrter Spinneweben.

Eifrig thät er sich befleißen
Der geheimen Wissenschaft,
Spähte nach dem Stein der Weisen
Und nach der Gestirne Kraft;
Dachte hin und dachte her
Ueber Menschen, Thiere, Pflanzen,
Doch der Kopf ward ihm nur schwer,
Und er kam zu keinem Ganzen.

Wie nun in die Folianten
Er so tief versunken saß,
Forschend nach dem Unbekannten,
Das Bekannte schier vergaß:
Oeffnet stille sich die Thür,
Und ein Mädchen wie ein Engel
Tritt an seinen Tisch herfür,
Haltend einen Lilienstengel.

Glanzumstrahlend ihre Locken
Wie aus himmlischem Gefild,
Und Albertus sieht erschrocken
Plötzlich dieses Wunderbild;
Doch die Jungfrau spricht ihn an,
Lächelnd mild ihr Antlitz blicket:
„Sag Albertus! Welch ein Wahn
Hielt so lange dich umstricket?

In der Wesen Quell zu dringen,
Mühst du dich vergeblich ab;
Kann der schwache Mensch erzwingen,
Was ihm die Natur nicht gab?
Willst du denn im Bücherstaub
Suchen deine ganze Nahrung?
Geh! des Waldes Frühlingslaub
Giebt dir bessre Offenbarung!

Auf! beginn' ein neues Leben!
Noch fünf Jahre sind jetzt dein;
Wer die Schleier nicht kann heben,
Lern' im Glauben selig sein!
Drum von heut an sollst du nie
Ueber Gott und Welt mehr grübeln,
Solcherlei Philosophie
Ist das schlimmste von den Uebeln."

Mit dem Lilienstengel leise
Rührt das Mädchen Alberts Stirn —
Hell auf wundersame Weise
Fühlt der Greis nun sein Gehirn,
All' seine Philosophie
Drin vergessen und verschwunden,
Doch dafür hat er noch nie
Sich so leicht und wohl empfunden.

Und die Jungfrau war geschieden
Hin woher sie kam, zurück;
Und der Greis fand endlich Frieden
Endlich das ersehnte Glück;
Alle Bücher schlug er zu,
Draußen auf den grünen Triften
Las er Glauben, Weisheit, Ruh,
In den Stern- und Blumenschriften.

Einstmals einen Lilienstengel
Hielt er sinnend in der Hand,
Wohl gedenkend an den Engel
Der einst mahnend vor ihm stand —
Denn fünf Jahre waren um.
Sanfter Schlaf umfing den Greisen;
Im verhüllten Heiligthum
Fand er wohl den Stein der Weisen.

867.

Der schwäbische Herkules.

(Mittermaier's) Sagenbuch 1850, S. 57.

Im Dorfe Bächingen lebte im vorigen Jahrhundert ein überaus starker Mann. Vieles erzählt man sich beim Lampenscheine der winterlichen Spinnstube von seinen Thaten. Einmal war er in einem würtembergischen Dorfe Knecht und bekam mit seinem Bauern Streit, und als derselbe fluchend auf ihn eindrang, ergriff er ihn bei der Gurgel und warf ihn zur Scheune hinaus. Der wüthende Bauer rief nun nach den Nachbarn, die auch anrückten, doch der mannhafte Knecht trieb sie denselben Tag mehrmals in die Flucht, schnitt immer wieder ruhig sein Futter weiter, und legte sich Abends im wohlverschlossenen Stadel schlafen. Am Morgen erneuerten die Bauern den Angriff in vergrößerter Anzahl und litten endlich Sturm und schrieen, wie es in würtembergischen Dörfern, wenn man einen prügeln will, Sitte ist: „Uf ihn, uf ihn, er ist von Ulm!"

Der Pfarrherr kam auch und wollte vermitteln, doch eben machte der Bächinger mit einem gewaltigen Prügel einen Ausfall, warf viele zu Boden, prügelte Manchen und trieb die Uebrigen in die Flucht, so daß ihm um die eigene Haut bangte und er sich im Stalle versteckte. Der Knecht aber packte seine Habseligkeiten zusammen, zündete seine Tabakspfeife an und ging ganz ruhig zum Dorf hinaus der Heimath zu und verdiente dort sein Brod. Damals war auf den Kopf des sogenannten bayerischen Hiesels ein bedeutender Preis gesetzt, doch der Hiesel war um seiner Stärke willen weit und breit gefürchtet, und Niemand getraute sich an ihn. Nun erblickte ihn unser Bächinger einmal im Holze bei Obermedlingen und zwar ohne den Hund Tiras, schnell ging er auf ihn zu und ehe Hiesel noch zu den Waffen greifen konnte, hatte ihn der Bächinger zu Boden geworfen und wurde nach verzweifelter Gegenwehr über den Hiesel Herr und wollte ihm eben ganz ordentlich die Hände auf den Rücken binden, als er durch den Waldweg die Gesellen des Hiesels heraneilen sah und zu gleicher Zeit der Gebundene grimmig um Hilfe brüllte.

Da dachte der Bächinger an das, was ihn immer abgehalten hatte Soldat zu werden, nämlich: daß er nicht hieb= und kugelfest sei, flüchtete sich in das Holz und entkam auch glücklich jeder Verfolgung, war aber erst aus aller Angst, als der Hiesel in Dillingen hingerichtet wurde, wobei

er gemüthlich zuschaute. Er ließ sich hierauf, wer sollte es glauben, zu Bächingen als Webermeister und Taglöhner nieder, und würde er nicht längst schon im Reiche der Todten wandeln, könnte er noch seine Abentheuer mit den Revolutionsmännern im Franzosenkrieg, deren er eine Menge erlebt haben soll, selbst erzählen.

868.

Die nächtliche Spinnerin zu Günzburg.

Die vor. Schrift S. 42.

Spinnen in der Samstagsnacht galt im vorigen Jahrhundert für eine große Versündigung, der sich so leicht nicht Jemand theilhaftig machen wollte. Aber damals war in Günzburg eine geizige Frau, welche regelmäßig auch diese Zeit benützte, etwas zur Vermehrung ihrer Leinwand beizutragen. Einmal hatte sie so bis Mitternacht gesponnen, als sich auf einmal eine Gestalt, in welcher sie mit Schrecken ihren längst verstorbenen Großvater erkannte, mit Grabestönen vernehmen ließ: „Ungerathene Enkelin, alle diese Spindeln mußt du in einer Stunde voll gesponnen haben, sonst drehe ich dir den Hals um!“ wonach das Gespenst verschwand. Die Frau hatte Todesschrecken und verschwur hoch und theuer das Spinnen am Samstage für immer. Sie wollte fliehen, aber sie gewahrte erst jetzt, daß sie sich nicht vom Stuhle heben könne; da kam ihr endlich in der Angst ein Einfall: sie wickelte alle Spindeln voll Flachs, welchen sie außen umspann und wurde eben fertig, als die Gestalt wiederkehrte und sprach: „das hat dir Gott gerathen, es hätte dich das Leben gekostet!“ worauf sie verschwand und die Frau sich wieder bewegen konnte.

869.

Schleierstrafe zu Raunau.

Mitgeth. von A. Bohaimb.

Als einen Beitrag zur Sittengeschichte erzählt eine handschriftliche Weißenhorner Chronik, daß im Jahre 1525 zwölf Bauern zu Raunau

einen Bund gemacht hätten, daß keine ihrer zwölf Frauen im Vorübergehen zum Opfern in der Kirche, der Gattin der Gutsherrschaft die Ehre der Reverenz mehr bezeugen sollte, und ebenso habe keiner der Bauern mehr, wie zuvor, den Hut abgezogen. Auf dieß hin habe der Gutsherr solches Fürnehmen damit bestraft, daß die Frevler sechs Wochen lang wie die Weiber Schleier tragen mußten, in denen sie an den Werktagen arbeiten, und an Sonntagen zum Opfer gehen mußten.

870.

Wahrzeichen zu Kirchheim.

Mündlich.

An der Wand beim Thore des Schlosses zu Kirchheim im schwäbischen Mindelthale befindet sich ein zentnerschweres, gegossenes Pflugeisen, womit nach einem vorhandenen Gemälde zur Ableitung des Mooswassers im Riede bei Kirchheim Gräben gezogen, und an die Maschine 102 Pferde eggeförmig angespannt wurden.

871.

Hungerbach bei Mindelheim.

J. Ph. Brunnemair Gesch. d. Stadt u. Herrschaft Mindelheim, S. 72.

Der Hungerbach bei Mindelheim hat seinen Namen von der Volksmeinung, daß in den Jahren, in welchen er viel Wasser führt, allemal Theurung des Getreides entstehe. Diese Meinung hat sich auch in dem Hungerjahre 1816/17 vollkommen bestätigt; denn damals war dieser Hungerbach so wasserreich, daß man sein Rinnsal erweitern mußte. Hingegen in dem fruchtbaren Jahre 1818 war der Bach beinahe vertrocknet, worauf eine fast beispiellose Wohlfeilheit des Getreides erfolgte.

872.

Versunkene Stadt.

Die vor. Schrift S. 233 u. mündlich.

In dem Urbar der Herrschaft Mindelheim wird ein Platz die alte Stadt bei dem Pfarrdorf Erisried genannt. Es geht davon die Sage, vor Alters wäre auf demselben Platze eine Stadt gestanden, später aber versunken; einmal hätten auf dem Platze Schweine geweidet und durch Wühlen den Kirchthurm entdeckt; aus diesem hätte man sodann die Glocken genommen und sie in den Thurm der Kirche zu Mussenhausen gebracht, wo sie jetzt noch hängen.

873.

Mindelheim durch einen Husaren erobert.

Die vor. Schrift S. 403.

Es war im Jahre 1635, am 1. Juni, als nächtlicher Weile bei einem dicken Nebel eine Eskadron schwedischer Reiter an die Thore von Mindelheim kam, auf der Stelle zwei wachthabende Soldaten erschossen und die übrige Garnison in solchen Schrecken versetzten, daß sie keine Gegenwehr wagte. Der Feind hatte also bei offenen Thoren freien Eintritt, doch er machte Halt und ein Reiter kam in die Stadt, nahm von einem Bäckerladen ein Brod, zeigte es seinen Kameraden und rief ihnen zu, herein zu kommen, Alles sei sicher, jedoch eine Kriegslist ahnend, zogen sie friedlich ab, der Vorfall aber gab zur Sage Anlaß, ein Husar habe die Stadt Mindelheim erobert.

874.

Das Königsfest zu Memmingen.

Nach Ph. Karrer's Memminger Chronik. Vgl. Sagenb. I. 29.

In ältern Zeiten wurden die drei ersten Schulkinder mit Kronen, Zepter und Blumensträußen geschmückt, und hießen Könige und Königinnen,

und hatten noch die drei ersten Kinder vom vorigen Jahr, die auch so geschmückt waren, und noch drei andere, welche Gesangführer hießen, zur Begleitung. Dieses war mit großem Kostenaufwand verbunden; daher die Schulmeister allezeit große Schwierigkeiten hatten, solche Eltern zu finden, die geneigt waren, mit ihren Kindern diesen Aufwand zu machen, weßwegen dann selten diejenigen, welche durch Fleiß und Geschicklichkeit das Prämium verdienten, dasselbe erhielten. In neuern Zeiten ist das abgeschafft und vereinfacht geworden; doch ist noch immer die Sache nicht ganz im Reinen, denn diese Eltern wollen es auf diese, jene auf jene Art gehalten wissen. Am Pfingstdonnerstag begeben sich viele Eltern mit ihren Kindern in ein vor der Stadt gelegenes Wirthshaus, wo alsdann die Schulmeister mit einem Reihen auf einem grünen Platze den Kindern eine öffentliche Freude machen.

Der Ursprung dieses sogenannten Königsfestes soll sich von Kempten herschreiben, und sei im achten Jahrhunderte auf folgende Art entstanden.

Karl der Große kam einmal nach Kempten in das Schloß Hilarmont, oder Bürkhold, zu seiner Gemahlin Hildegarde, die sich daselbst aufhielt, um den Fortgang des Klosterbaues zu besehen. An der Tafel soll unter seinen drei Söhnen, Pipin, ein muthiger Prinz, zu seiner Mutter in folgenden Ausdrücken gesagt haben: Ei! meine liebe Mutter, wenn der Herr Vater gen Himmel gekommen ist, werde ich darauf König werden? Karl, der andere Sohn, ebenfalls begierig zu herrschen, wandte sich an seinen Herrn Vater, und behauptete: er müsse im Reich als Thronfolger nachfolgen. Ludwig wollte auch Regent sein: dieser wandte sich an seine beiden Eltern. Hildegardis endigte den Streit also: auf ihren Befehl sollten die drei Söhne von den Bauern in dem Flecken Kempten ein jeglicher einen eigenen Hahnen holen; wessen Hahn im Kampfe den Sieg davon tragen würde, der sollte König sein. Ludwigs Hahn siegte. Als sie nun bei der Schule vorbeizogen, so begleiteten die Schüler, weil es gerade um die Zeit war, wo sie aus der Schule gingen, die drei Prinzen bis zum Schlosse. Dieses Spiel gefiel den königlichen Prinzen selbst, und andern Schülern, daß diese es im folgenden Jahre wiederholten, und in Prozession herumzogen. Als man nun anfing in den Oertern zu Kempten, auch in dem Flecken Grünenfurth, welches das jetzige Memmingen ist, Schulen anzulegen, wurde dieses Fest von der Schuljugend auch begangen, besonders zur Aufmunterung im Fleiße, man wählte allezeit (das doch nicht immer geschehen ist, wie schon gemeldet) drei aus den

besten Schülern. So entstand das sogenannte Königenfest, das 1804 eingestellt wurde. Der Scherz mit den Hahnen ging nachher zufälliger Weise in seine Erfüllung. Ludwig, der Fromme genannt, ward als der einzige, noch überlebende Sohn nach Karl des Großen Tod (814) Kaiser.

875.

Das heilige Heiligthum.

B. v. Ehrhart Beschr. der Pfarrkirche St. Martin in Memmingen. 1846. S. 83 ff.

Unter die Merkwürdigkeiten der Martinskirche zu Memmingen gehört von alten Zeiten her das sogenannte heilige Heiligthum, oder die heilige Wunderhostie, mit welcher es sich auf folgende Weise verhalten haben soll.

Die Besitzer zweier Mühlen, welche im Jahre 1215 auf dem sumpfigen Riede oder Moorgrunde unfern dem Pfarrdorfe Beningen gestanden, hätten sich damals in sehr verschiedenem Nahrungsstande befunden. Der Eine auf der dem Pfarrdorfe näher gelegenen Mühle hätte überreichliche Arbeit und Verdienst gehabt, der andere aber auf der der Stadt näher befindlichen sich aus Mangel an Arbeit in großer Dürftigkeit und Armuth befunden. Darüber neidisch und mißgünstig, habe denn der Letztere dem Erstern den Segen des Himmels dadurch zu entziehen, und dessen Glück sich zuzuwenden gehofft, wenn er seinem glücklichen Nachbar eine geweihte Hostie unter den sogenannten Laufer der Mühle lege. Dieß gottlose Vorhaben habe er auch bereits in der Nacht auf den grünen Donnerstag, den 16. April 1215, ausgeführt; da aber beinahe ein ganzes Jahr nichts darauf erfolgte, und er nach dieser Zeit die Hostie unverletzt unter dem Laufer fand: so hätte er sie nun von da weggenommen, und unter dem Kumpfe des Mahlsteins verborgen, zuvor aber den Dorfeinwohnern den Wohlstand des glücklichen Müllers verdächtigt, und sie aufgefordert, dessen Mühlwerk genau zu durchsuchen. Dieß sei nun am 12. März, dem Gregoriustag, 1216 geschehen, und der boshafte Müller selbst hätte dann, wie von ungefähr, zur Auffindung geholfen, welche natürlich großes Aufsehen erregt, und den unschuldigen Müller so in Schrecken gesetzt habe, daß dieser in die Stadt geflohen sei, um sich daselbst zu verbergen. Auf die Anzeige im Dorfe von diesem Vorgange sei der Ortsgeistliche im priesterlichen Ornate herbeigeeilt, um in reine Leinwand die heilige Hostie

aufzunehmen, die ihm indessen der gottlose Müller bereits in einem Becher entgegen getragen. Die Hostie sei bis dahin unverändert geblieben; aber nun, als der Geistliche sie auf die reine Leinwand gelegt, sei Blut aus derselben über seine Hände geflossen. Als der Ruf von diesem Wunder hieher, nach Memmingen gekommen, habe der damalige hiesige Offizial, oder bischöfliche Vikar, Heinrich Rogunk, den Prediger Landolt mit seinem Diener an Ort und Stelle geschickt, um sich darüber näher zu erkundigen, und als dieser die heilige Hostie noch voll Blut gefunden, hätte er sie nach der Stadt getragen, wo sie später vom Bischof Siegfried von Augsburg in eine Monstranz eingeschlossen worden. Zur Anbetung sei sie in der St. Martinskirche niedergelegt worden.

876.

Basilisk zu Memmingen.

Mündlich. Memminger Mundart durch W. G. Mündler.

An ama Haus henter'm Engel z'Memmenga sieht ma̅ an geala Basilischka mit era fuirothe Zonga. — Dau haut ma̅ amaul d'Magd in Keller na g'schickt und haut g'wahtet und g'wahtet, aber s'ischt koi̅ Magd meh rauf komma. Do haut ma̅ eppen andersch na g'schickt, aber s'ischt wieder nemad rauf komma, denn sobald's der Basilischk anguckt haut send se g'schtorba. Am End gaut oiner her, nemmt an Schpiegel und laut da Basilischka nei̅ gucka, und sobald se der sell drenn g'se̅a haut, ischt er uf der Schtell verreckt. —

Wenn a Gockeler reacht alt wird, so legt er an Oi, bruatets aus, und us dem wird denn a Basilischk.

877.

Das Pferd in der Wiege.

Mündlich. Memminger Mundart, durch H. Daar.

Wenn man auf der Straße von Augsburg her nach Memmingen kommt, so erblickt man gleich an einem der ersten Häuser ein in der Wiege

liegendes Pferd angemalt. Fragt man einen schlichten Memmingerbürger nach der Bedeutung dieses Gemäldes, so erhält man etwa folgende Auskunft: „A früherer Besitzer von dem Haus ischt a maul der Moining gwest, sei Frau sei gstorba. Sie isch aber nit recht gstorba gwest, sondern blos scheintodt. Zur ghörige Zeit aber, am zwoita oder dritta Tag, haut ma sie in alle Ehra begraba. Die Frau wär au nomma me us ihrem Grab rauskomma bis an jüngste Tag. Non haut aber dr Todtagräber gwißt, daß ma ihr etlich schöne, werthvolle Ring mit ins Grab ge̅ haut, und dau haut r denkt, die brächtet ihm mehr Nutza, als der todta Frau. — Er ist also spät in dr Nacht naus und haut's Grab göffnet. Jz aber denk a Mensch sein Schrecka! Wie r de Deckel weg thuat, wird d' Frau lebendig, regt sie und staut auf. — Daß dr Todtagräber d' Laterna vergeßa haut, isch koin Wunder; — d' Frau aber haut sie gnomma und isch mit r hoim.

Wie sie an ihrer Glocka g'litta haut, isch z'erst d'Magd ans Fenster komma. Uf ihr Frauga: „wer läut't?" antwortets drunta: „Mach auf, d'Frau ists." — Die moint nit anderst, als as sei a Gspenscht, weckt da Herra und verzält m Allz. Der hälts au für unmöglich und sait: „Eher liegt mein Pferd in der Wiege, als daß meine Frau da drunten ist." — Wie ma aber gschaut haut, dau ischts denn doch d' Frau gwest und haut allz verzält und haut no manchs Jaur glebt, bis sie wirklich gstorba ischt und zum Andenka an dia Begebenheit ist an dem Haus das Pferd in dr Wiega angmault bis uf da heutiga Dag."

878.

Der Schlorkhans.

Mündlich. Memminger Mundart.

Dea Schlorkhans z' Memminga waur a gueter Christ. Am Antonierkloster, wo ma des Antonifuir ghailet haut, haut er sei Gschäft ghet. Wenn Fehla *) gjaumret hant, sie thätet it fetig **) weara, isch des Wasser scho gholt gweasa in d' Kucha. Aber Ogläubige moinet, dersel guat Goist sei koi reachta Goist gweasa, sondern von Floisch und Bluet, wia die andern floischerne Mensche au.

*) Madchen. **) fertig.

879.

Was ma no sait.

Mündlich. Memminger Mundart.

Aes Kinderfest, wo ma auf d' Schuel zuicht ond Gschenk uf de Stängele trait*) ond wo de erste Mädla der obersta Claß als Könege Kränz traget, isch wie ma sait, von der Könege Hildegard, de Karl de Großa seiner Frau, herkomme, die am Martinsthura ahg'maulet**) waur. Von der Schlüsseljungfer sait ma, daß uf de Maur am Eilauß no umgau. — Von eme Ring, de e Magd gstohle hau soll, was aber a Gaz***) thau haut, woiß ma ner meh, au net vo de fluigede Sau. Waurum di blau Saul stauht, woiß i au it; au de schöna Spruach liast me nemma:

Gott bhüt dies Haus so lang,
Bis daß e Schneack die Welt ausgang,
Ond en Ameis dürst so sehr,
Bis sie austrenkt das ganze Meer.

880.

Herrn Jörgen singen.

Feyerabend III., 63.

Es geht ein Sprichwort in Schwaben: „Wart! ich will dir den Herrn Jörgen singen." Das soll daher kommen. Georg Truchseß von Waldburg, der wackere Held im Bauernkriege, zog nach dem Flüßchen Luibas unweit Kempten, wo er den Bauern ein schlimmes Lied in den härtesten Tonarten sang, so daß sich sein Angedenken in obigem Drohwort erhalten.

*) trägt. **) abgemalt. ***) Vogel.

881.

Die Martinsgänse.

Mündlich.

Fast bis zu der Zeit, da die Altstadt Kemptens dem bayerischen Staate einverleibt wurde, mußte nach einem uralten Brauch der Spitalbäcker zu Kaufbeuern jedes Jahr am Martinstage Punkt zwölf Uhr Mittags zu Pferd an der Illerbrücke eintreffen und zwei silberne Händleinpfennige nebst zwei Martinsgänsen mit sich bringen, einen der Pfennige ins Wasser werfen und den andern beim Hause Nr. 226, wo der Stadtkirchner seine Ankunft erwartete, abgeben. Die Gänse durften, während er über die Brücke ritt, nicht schreien, sonst war die Gabe ungültig.

882.

Blutender Laib Brod.

Mündlich.

Im Pfarrorte Böhen bei Ottobeuern geschah einst ein merkwürdiges Ereigniß. Ein Landmann, der seinen Dienstboten immer selbst das Brod austheilte, wollte dieß gewohnter Weise auch wieder einmal thun. Aber siehe da, als er den Brodlaib mit dem Messer theilte, floß Blut aus demselben. Solches hat sich auch zu Speyer ereignet, wo einer das Vorbrod aus dem Ofen herausnahm, bevor es noch recht gebacken war. Und dieß bedeutete die große Hungersnoth, so bald darauf erfolgte.

883.

Der Spielmann von Blonnhoven.

Von Ludwig Wihl. — Vgl. Sagenb. I., 43.

Der Spielmann von Blonnhoven
Zog unter Sauß und Brauß
Von einer lust'gen Kirmeß
Bei Nacht zurück nach Haus.

Am Weg fand er 'ne Schenke,
Die sonst nicht dorten war,
Und Lichter brannten drinnen,
Aufflackernd wunderbar.

Und Leut' in närrischen Trachten
Bewegten sich hier und dort,
Die tobten, sprangen und lachten
Und sprachen dabei kein Wort.

Als sie den Spielmann sahen,
Erfaßten sie seine Hand
Und machten demselben ein Zeichen,
Das er sogleich verstand.

Drob geigt er einen Walzer;
Sie tanzten federleicht,
Da er ihn hatte geendigt,
Ward ihm viel Gold gereicht.

Doch Paar um Paar verschwand dann,
Das Wirthshaus wurde leer,
Und Morgens Früh da fand man
Auch's Wirthshaus selbst nicht mehr.

Statt dessen war der Spielmann
Auf den Galgen hingestellt,
In den Händen hatte er Scherben,
Die waren das goldne Geld.

884.

Die Jakobsbrüder.

Nach Lentner, Geschichten aus den Bergen 1851.

Es hängt in der Kirche „Maria unter der Ecke," unweit Peitingen, eine alte Tafel, gerade kein Kunststück, was die Malerei anbelangt, doch des Gegenstandes halber, den ihre Schildereien darstellen, immerhin werth, daß man sie näher besehe.

Das ziemlich große, da und dort schon etwas schadhafte Bild ist in viele etwa sechszehn oder zwanzig, Felder eingetheilt, in welchen die verschiedenen Begebnisse einer Geschichte nach der Ordnung ihres Verlaufes abkonterfeiet sind, zu deren Gedächtniß das Gemälde vor langen Jahren gefertiget worden ist. Unter jedem der einzelnen Bilder ist ein Reimspruch zu lesen, und abermals, wie bei dem Meister Maler, muß man an des Dichters Werk nicht so fast seiner Reime Zierlichkeit, als vielmehr ihren Inhalt in Anschlag bringen.

Vor etwa drei= oder vierhundert Jahren — so lange her ist es gewiß, weil bemeldete Tafel bereits Anno 1628, wenn ich mich recht entsinne, renovirt wurde, wie darauf zu lesen — waren unter allem Christenvolk die Pilgerfahrten nach manchen heiligen Orten noch viel im Brauche. Obenan in der Reihe solcher vielbesuchter Stellen blieb freilich noch immer unsers Heilandes Grab zu Jerusalem, und das Land Palästina, allwo in

die Fußtapfen des Herrn die Betfahrer wandern konnten von der Krippe in Bethlehem bis auf den Kalvarienberg; aber dazumal war es bereits wieder mit mächtigen Schwierigkeiten und vielfachen Gefahren verbunden, dahin zu gelangen. Das christliche Königreich Jerusalem war wieder an die Ungläubigen verfallen, und so wendete sich die fromme Wanderlust um so eifriger nach den gottbegünstigten Orten des Abendlandes, gen Rom, nach Loretto, vor Allem nach Sanct Jakobs Grab zu Compostella im spanischen Lande. Es sind uns noch aus jener Zeit viele Lieder aufbewahrt, wie sie die Pilgrime sangen, welche gen Sanct Jakob fuhren und dabei viel Noth und Elend und manch Abenteuer erlitten, allzeit aber gerettet und gebessert heimkehrten, weil es Gott Allen lohnte, die Sanct Jakob dienten.

Solchen Gotteslohn zu erwerben, zog, wie meine Tafel in Bild und Schrift vermeldet, ein Mann mit seinem Sohne aus nach Compostella. Es ist dieser Pilgrime Namen nicht auf dem Gemälde verzeichnet, auch nicht, woher des Landes sie waren; so viel aber bestättiget das Lied, daß sie Deutsche waren, und ich halte sie denn gutmeinend für ein paar ehrliche Schwaben. So sehen wir nun aus ihrem friedlichen Heimwesen am Waldufer des Lechs, oder aus den Geländen des Allgäues die zween Jakobsbrüder auswandern, ganz wie das alte Lied verlangt, mit der Schüssel bei der Flaschen, den breiten Hut und den Mantel mit Leder wohl besetzt,

„es schnei oder regn' oder wähe der wint,
„daß in die luft nicht nezet.“

Sack und Stab fehlen auch nicht, und so lassen wir sie das Elent bauen *) im Schweizer= und in der armen Jeken Land, in Soffeien, Langedoken und Hispanierland, lassen sie den Berg von Runzevall oder All Fabe übersteigen, wo „viel manches Biedermann's Kind aus deutschen Land begraben leit,“ bis sie endlich einziehen in Sanct Jakobs Münster. — In der Stadt zu Compostella nahmen sie ihre Einkehr bei einem Wirth, einem bösen, gott= und ehrvergessenen Manne, was aber freilich die zwei Fremdlinge nicht wußten, die in dem welschen Lande die fromme Einfalt ihrer Heimath nicht aufgegeben, und noch jeden Mann für's Erste auch für einen ehrlichen ansahen. Obwohl ich dafür halte, daß der Säckel der guten Gesellen nicht allzustraff angefüllt gewesen sein mochte, so war ihr

*) So sagte man vor Alters, statt „in die Fremde ziehen.“

Bislein Hab und Gut doch groß genug, den schlechten Herbergvater anzureizen, es durch List oder Gewalt sich anzueignen. War es nun wieder nicht sonderlich weltklug von den Betfahrern gewesen, daß sie die etlichen Goldgülten oder Silberlinge ihrer Baarschaft in der wilden Fremde so unbedenklich vor Jedermanns Augen brachten, so hielten sie wohl dafür, daß ein Gast sicher sein sollte in eines Mannes Haus, dessen Salz er genossen, und vergaßen ob des Glaubens an das gute Gastrecht ganz das Sprüchlein: „Trau, schau, wem." Der habgierige Wirth machte aber von Stund an, da er der Fremdlinge Reisepfenning ersehen, seine Pläne und Anschläge, wie er desselben am besten habhaft würde und war vorerst der Freundlichste und Dienstwilligste gegen seine Gäste, labte sie mit Speis und Trank, wies ihnen ein gutes Lager an, und rechnete auch, was billig und bräuchlich war, so daß er in allewege für einen rechtschaffenen Gastgeb gelten mochte, wofür ihn die zween Schwaben gehalten hatten.

Also gut verpflegt, gingen diese mit desto unbeschwerterem Gemüth, ledig aller Weltsorgen, ihren geistlichen Geschäften nach, pflegten ihre Andacht am Grabe des Apostels, empfahlen ihm und dem lieben Gott ihre allgemeinen und besondern Aufliegenheiten und dachten nach genügender Zeit wieder an die Heimkehr. Rechneten darum mit ihrem Wirthe zu beiderseitiger Zufriedenheit, schliefen noch einmal in guter Bequemlichkeit recht nach Herzenslust, um für alle Strapazen gestärket zu sein, und wanderten am nächsten Tage bei guter Zeit selbander hinaus vor das Thor zu Compostella morgenwärts, wo das freilich noch weit entlegene liebe Schwabenland ihrer wartete.

Noch hatten sie nicht eine viertel Wegstunde hinter sich, da kamen auf gut ausgreifenden Pferden ihnen etliche Männer nachgetrabt, die sie anriefen, stille zu stehen in des Königs Namen. Als die Reiter sie eingeholt hatten, erkannten unsere Pilgrim alsogleich ihren Herbergvater darunter, aber auch bewaffnete Schergen und Gerichtsleute, und der Vornehmste aus diesen sprach: „Wir greifen Euch als unsere Gefangene, denn ihr seid Diebe und Räuber." Das hörten sie mit nicht geringem Erstaunen: aber noch bestürzter und völlig verwirrt machte es sie, da ihr Wirth anhub, sie zu beschuldigen, aus seinem Hause einen kostbaren, goldenen Becher entwendet zu haben, und bei allen ihren Betheuerungen desto hartnäckiger darauf bestund, Niemand Anderer, als diese fahrenden Gauche könnten das Geschmeide gestohlen haben. Ohne ihre Eidschwüre und Klagen zu beachten, führten die Reiter sie auch zurück nach der

Stadt und auf das Richthaus daselbst, wo sich der Richter alsobald hinsetzte, ihnen das Recht zu sprechen, auf des Wirthes wiederholte Anklage. Und siehe, als man ihre Wanderbündel durchsuchte, fand sich in des ältern Wallfahrers Gepäck ein goldener Becher, welchen auch der falsche Gastgeb sogleich als den seinen erkannte. Es half nicht viel, daß der Pilgrim bei Gott und allen Heiligen, ja selbst bei dem Landspatron Sanct Jakob schwur, er wisse nicht, wie der Becher in seine Tasche gekommen; der Richter hatte Beweises genug für seine Schuld und sprach ihm das Urtheil, daß er solle gehenkt werden, und zwar noch in der nächsten Stunde. Sein Bislein Hab und Gut ward auch zu Händen genommen und dem Bestohlenen, dem Wirthe, zugesprochen, welcher somit sein böses Verlangen erfüllt sahe. Als nun der junge Pilgram merkte, daß kein Erbarmen und keine Rettung zu gewarten sei, da man über seinem Vater den Stab brach und ihn dem Freimann überantwortete, fiel er vor dem Richter auf die Knie und bat hoch und theuer, daß man ihn möchte an seines Vaters Statt hinwegnehmen und sterben lassen. Es hub sich ein schöner, herzergreifender Streit an zwischen den zweien armen Gesellen; ein jeder wollte dem andern zu Lieb den Tod erleiden. Dennoch bat und sprach der Sohn viel dringlicher und überredender, wie daß der Vater sich am Leben erhalten und als die nothwendige Stütze und Hülfe der Seinen zur Mutter und den Geschwistern getrost heimkehren sollte und ihm vergönne, Gott und dem vierten Gebot zu Lieb, an seine Stelle zu treten. So ward denn zuletzt der junge Betfahrer von dem Richter an seines Vaters Statt angenommen, vor die Stadt hinaus geführt und an den Galgen aufgehangen.

Zur selben Stunde lag der Alte in Sanct Jakobs Münster auf den Knieen und klagte dem Heiligen seine bittere Noth und seines unschuldigen Kindes Verlurst und betete so recht aus innerstem Herzen zu Gott, brünstig und lange, bis mit einem Male ein wunderbarer Trost und Muth über ihn kam, und er in solcher gottesfreudigen Beruhigung sich aufmachte auf den Heimweg. Er mußte da an dem Hochgericht vorüber, wo sein Sohn hing, und — o Wunder! — er sah sogleich, als er einen letzten Abschiedsblick auf dessen Leiche richtete, daß noch Leben in dem Gehenkten wäre, worauf derselbe sogar ihn ansprach und zum festen Vertrauen auf Gott aufforderte, der ihnen noch sicherlich helfen werde. — Lief also der Vater stracks zu dem Richter, zeigt ihm an, was sich begeben, und dieser, nicht wenig erstaunt, geht mit ihm alsogleich hin, den wunderbaren Fall zu

untersuchen. Wie sie an des Wirthes Haus vorüber kamen, heißt sie eine innere Stimme eintreten und dem Bösewicht das Gericht Gottes verkünden, das also laut für die Unschuld gesprochen hatte. Sie finden den falschen Mann guten Muthes hinter einem gedeckten Tische, an welchem er es sich wahrscheinlich recht wohl sein lassen wollte, weil ihm sein Bubenstück so ganz nach Herzenslust gelungen war. Aus dem goldenen Becher trank er kühlen Wein, und hatte man ihm ein paar gebratene Tauben vorgesetzt. „Wisse, Du arger Bösewicht und Lügner," rief ihm also der alte Pilgrim zu, „daß mein unschuldiger Sohn noch lebet durch Gott und Sanct Jakobs Hülfe, und daß deine Schandthat an den Tag kommen wird!" Da lachte der Wirth und spottete: „Ei, du alter Narr! an deine Mähr' will ich dann glauben, wenn diese gebratenen Tauben auf und davon fliegen." Hatte kaum solche frevelhafte Worte ausgesprochen, als auch schon die Tauben aus der Schüssel sich erhoben und frisch und frei durch das offene Fenster gen Himmel flogen. Nun stand er wohl wie vom Wetterstrahl getroffen; es ließ ihn auch der Richter ergreifen und binden, und führte ihn mit sich. Derweil hatten die Fronboten des Pilgrims Knaben vom Galgen genommen, den sie gesund und wohlbehalten zu dem hocherfreuten Vater begleiteten, an seine Stelle aber noch in selber Stunde den falschen Wirth aufknüpften. Freudig und frohlockend und mit dem Gewinne eines niemals schwankenden Gottvertrauens zogen aber die zween Jakobsbrüder heimwärts, wo sie ihre wunderreiche Geschichte zu Gottes Lob und Ehr' männiglich kundthaten und vielleicht auch jene alte Tafel zu frommem Gedächtniß malen ließen, welche uns dazu verhalf, den geneigten Lesern diese alte Sage mitzutheilen, aus der sie am besten selbst die allzeit neue Lehre abnehmen mögen: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut," oder: „Wer Andern eine Grube gräbt" u. s. w.

885.

Lieb Frauen Bild zu Peutingen.

Gumppenbergs Marian. Atlas, deutsch von Wartenberg IV., 187.

Peutingen ist ein Dorf, von dem einen Musketenschuß weit eine Kapell unser lieben Frauen, deren Anfänger ein Schneider gewesen, Lorenz mit Namen, ein Inwohner dieses Orts. Als der noch ein kleiner Knab

war, hat er oft von seiner Ahnfrau Apollonia gehört, es lägen an jenem Ort diejenigen aus der Pfarr Peutingen, so an der Pest gestorben, begraben; wenn er groß würde, sollte er auf seine Kosten ein Bild unser lieben Frauen machen und darein stellen lassen, den armen Seelen zu Trost. Nach dem Tod der Apollonia ist Alles in Vergessenheit gerathen, bis den Lorenz, da er schon ein gestandener Mann, ein großer Schmerzen bei dem Herz ankommen, so von Tag zu Tag zugenommen, ohne daß ihm irgend ein Mittel helfen können. Indem wird er im Schlaf ermahnet, ein Muttergottesbild aufzurichten, darnach werde das Uebel aufhören. Wie er erwachet, ist er des Wortes seiner Großmutter eingedenk alsbald hingangen und hat den ersten Stein zu einem kleinen halbrunden Kirchlein, sechs Schuh hoch und vier breit, gelegt, hat auch der Schmerz angefangen nachzulassen, bis er mit Vollendung der Kapelle völlig verschwunden. Darauf hat der Lorenz ein hölzernes Bild unser lieben Frauen darein gestellt, solches haben die Pilgrim häufig besucht und Wundergnaden empfangen; ist also hernach eine rechte, doch nit große Kirche daraus gemacht worden. Da man das Fundament gegraben, hat man die Todtenbeiner gefunden, daß also des Lorenzen Ahnfrau recht gesaget.

886.

Das Pestmännlein.

Nach J. F. Lentner, Geschichten aus den Bergen S. 104.

Vor Jahren hatte das Stift zu Rottenbuch sein eigen Recht und Land und ließ seine Leute vor dem eigenen Stuhle richten, selbst auf Leben und Tod. Sie hielten sich dazu einen eigenen Richter, und da war denn auch einmal ein gar schlimmer und scharfer, der für die Chorherrn Schwert und Wage handhabte, aber weit lieber mit dem einen darein schlug, als auf das richtige Zeigen des Züngleins an der andern wartete.

Einmal, nach einer großen Tafelei, es war gerade des Herrn Prälaten Namenstag, lag der Richter in seiner Behausung wie ein Stückfaß auf dem Lotterbett und schnaubte und athmete, als wollte er zur Stunde ersticken, denn er hatte sich das Bankett zu wohl behagen lassen. In seinem Taumel hatte er lange nicht bemerkt, daß ein Mensch vor ihm stand, ihm zusah in seinen Nöthen und dabei lachte, so gut es sein saures

Gesicht erlaubte. Der Mensch war ein schmutziger Bauer, mit nußbrauner Haut und einer Igelperücke, knochigen Leibs und kaum in ein paar Lederfetzen gewickelt. Man hieß den wilden Gesellen den „Filzdraken," weil er wie ein Drache im öden Forst am Filze*) sich eine Lehmhütte gebaut und dorten in Noth und Elend hauste mit Weib und Kind.

Der Drak also brummte ein paarmal etwas in den Bart und machte so seine Gegenwart kund, daß darob der Klosterrichter aus seinem schweren Schlaf erwachte. Wie er nun den Bauern vor sich sah, erschrak er sichtlich, denn er hatte den Mann, einen Zinspflichtigen des Stifts, kürzlich im Uebermuth und um schlechten Vorwand hart gebüßt und ihm die einzige Kuh aus dem Stall getrieben. Schnell aber nahm er sich wieder zusammen und wie das die Gerichtsherrn im Brauch haben, wenn ihnen ein Untergebener vorkommt, dem sie Unrecht gethan, ward er grob und begann den Filzdraken zu inquiriren, was er hier in der Stube suche, wie er gleich Diebsgesindel hereingekommen, weßhalb er ihn böswillig erschrecke, und mehr dergleichen, wobei er ihm schließlich mit Keuche und Ruthenstreichen drohte. Der Filzdrak ließ sich aber des Gestrengen Zorn nicht irren, stellte sich steif vor ihn hin und hielt ihm mit einer Feuerzange einen alten, zerdrückten Bauernhut hin, ohne ein Wort zu sagen.

„Was sollen die Narretheidungen!" grollte da der Vogt, „weßhalb bringt Er den Hut in der Zange? Was treibt Er für Gespötte mit mir?" Dabei riß er dem Bauern den Hut weg, zerdrückte ihn mit beiden Fäusten und trat dann mit den Füßen darauf herum. Der Filzdrak aber öffnete sein breites Maul und begann faul und eintönig: „Ich habe Ew. Gestrengen nur berichten wollen, wie es sich mit dem Hute verhält, weil das eine besondere Sache ist und mir viel zu bedeuten deucht. Mein Bub der Jürgenatz (Georg Ignatz), hütet die letzten zwei Gaisen, die Ew. Gnaden mir noch übrig gelassen, müßt Ihr wissen, und die trieb er heute in das Wäldlein gegen die Wildsteig hin. Da saß der Bube und weinte, weil ihn hungerte, und er glaubte, man müsse dann essen. Er ist noch dumm und weiß nicht, daß Ew. Gestrengen es nicht leiden mögen, wenn wir Bauern satt sind, und uns darum das Tischtuch kürzen. Wie er so heulte, kam mit einem Male ein wunderliches Männlein, schier nackend, mit einem Laubgürtel um die Lenden und ein Hütlein auf, aus dem Wald gelaufen, und ehe mein Bub vor Angst und Furcht entlaufen konnte,

*) Moorland mit niederem Buschwerk.

hatte es ihn erwischt und hielt ihn am Kittel fest. Das Männlein, sagt der Bube, war käsebleich und gelb, zottig von Haaren, sah darein mit gläsernen Augen und krächzte ein Kauderwelsch mit weinerlicher Stimme. Meinem Jürgenatz ward todtenübel, er riß sich mit Gewalt los und rannte heimwärts; das Männlein aber sprang ihm nach eine gute Weile und schrie dazu: „Wehe und aber wehe!" daß es wiederhallte im Holz. Wie mir der Bube die Mähre vorgekeucht, laufe ich waidlich hinaus, das Männlein zu sehen. Es war aber verkommen, und sein Hut lag am Boden, den es meinem Buben hatte schenken wollen. Worauf mir schnell beifiel, ich habe einmal gehört, wie damals, als der große Sterb gewüthet im Land, ebenfalls ein nackend Weib zu einem Hirtenmädel aufs Feld gekommen und ihm ein Paar Strümpfe geschenkt habe; wie dann also gleich die Dirn an der Pestilenz verstorben und mit ihr viel tausend Menschen, die allein im wilden Freithof liegen oder bei Sanct Ruperts Münster, das nun zusammengefallen ist. Da sprang ich in meiner Einfalt zu Ew. Gnaden und wollte vermelden, was geschehen, und wie ich fest glaube, daß dieß Wesen das Männlein ist vom selbigen Weiblein, und alsbald ein großer Sterb und Todfall anheben wird. In dem Hute hat es uns die Pest gebracht, und darum habe ich ihn auch nur mit der alten Feuerzange angefaßt, sintemalen ich gar gut weiß, daß man sie erbt, wenn man auch nur mit der Fingerspitze ein verpestet Ding berührt."

Kaum hatte der Filzdrak dieß Wort gesprochen, so hättet Ihr sehen sollen, wie der Vogt von Neuem erblaßte und hinsank in die Kissen. Er hatte ja den Hut des Pestmännleins mit beiden Händen erfaßt; er wußte, daß es wahr sei, was der Bauer von dem Pestweiblein erzählt, denn er hatte es in einer Chronika gelesen, die im Kloster lag. Er fühlte sich mit einem Male todtkrank und elend; er hatte die Pest. Der Filzdrak, als er des gestrengen Herrn Uebelbefinden vermerkte, lachte boshaft; jener aber griff nach der silbernen Pfeife auf dem Tischlein und wollte den Fronknecht rufen, damit er den Boten des Todes fasse. Der Filzdrak aber spürte, wo das hinaus sollte, schlug ihm die Pfeife aus der Hand mit der Eisenzange, lupfte seine Lederkappe und ging von dannen, indem er noch als B'hüt Gott zur Thür hineinrief: „Ich wünsch Euch wohl zu sterben, gestrenger Herr!"

Dem Vogt aber ward noch erbärmlicher zu Muth, und er legte sich den Abend noch hin und starb unter unsäglichen Martern gerade um zwölf Uhr Nachts. Er konnte bald nicht mehr reden, nicht beichten, noch

beten, sondern fuhr hin in seinen Sünden, voll Grimm und Wuth auf seinem rothen stolzen Gesicht. Bei seinem Tode entstand ein großes Geschrei, und allgemein ward die Furcht, daß die Pestilenz wieder losbreche. Man begrub darum den bösen Pfleger von Rottenbuch in dem wilden Freithöfte, ohne Segen und Weihbrunnen, ohne Licht und Leucht. Der Schinder mußte ihn verscharren.

Darauf erzählte man überall von dem „Pestmännlein.“ Mancher hatte es gesehen, wenn er durch einen Wald ging; die Hirten am Feld schreckte es, und wild schreiend lief es Einzelnen nach.

Bald war es da, bald dort. Einer hatte es am Berg *) gesehen, der Andere traf es am Tastwalde am Lech. Da bekehrten sich die Menschen in ihrer Todesangst, die Herren wurden barmherziger gegen die Bauern, und allzusammen beteten um Abwendung der großen Noth zu Gott und Sanct Sebastian. — Es kam auch Niemand mehr um, denn einzig der gewaltthätige Vogt, den der Herrgott getroffen hatte mit seinem starken Arm. Gar viel Leut meinen auch, seine Seele habe keinen Frieden, und er geiste mit dem neidigen Schaffner, der den Armen das Brod zu klein gab, unten in den steinernen Stuben am Strausberg in der Amperleite. Das Pestmännlein aber verschwand, und seitdem hat man's nicht wieder gesehen.

887.

Pestfreithof bei Oberrammingen.

Mündlich.

In der Entfernung einer Viertelstunde östlich gen Türkheim zu, auf dem Wege von Ober- nach Unterrammingen befindet sich noch heute mit Mauern umgeben der Pestfreithof aus der Zeit des Jahres 1642. Hier standen bis auf unsere Tage drei Kreuze zum Andenken an jene traurige Zeit, wo man die von der Pest Angesteckten hier in einer Bretterhütte absonderte und ihnen Speise und Trank reichte.

*) Den Berg nennt man in Lechrain vorzugsweise den Peissenberg mit seiner herrlichen Aussicht.

888.

Der Jungfrauenbüchel bei Igling.

Mündlich.

Im vierzehnten Jahrhunderte wohnten drei Fräulein von einem adelichen Geschlechte, genannt die „Heilräthinnen" am Hügel zwischen dem Schlosse Igling und dem Dorfe Oberigling in einem besonderen Hause. Diese Fräulein, von denen man sagt, daß sie viel Vermögen besessen, waren die Gutthäterinnen nicht bloß der beiden Dörfer Unter= und Ober=Igling, sondern der ganzen Nachbarschaft, indem sie allenthalben die Armen unterstützten und Gutes thaten, so weit sie konnten. Insbesondere sollen ihnen die zwei genannten Gemeinden, welche den Namen Igling führen, ihre Holztheile und andere Gemeindegründe zu verdanken haben. Zur Dankbarkeit setzte ihnen die Gemeinde einen Jahrtag ein, welcher noch gehalten wird. Der Hügel aber, an welchem diese reichen und wohlthätigen Fräulein wohnten, erhielt zum Andenken an sie den Namen „Jungfrauenbüchel."

889.

St. Walburga bei Kaufring.

Mündlich.

In der Gemeinde=Flur Kaufring, mitten auf fruchtbaren Ackerfeldern steht auf einem sanften Hügel ein altes Kirchlein, welches von etlichen schönen Lindenbäumen umschattet, und von einer Mauer umgeben wird. Das Kirchlein ist zu Ehren der heiligen Walburga, der Schwester des heiligen Bischofes Willibald von Eichstädt, eingeweiht worden, nachdem es längst zuvor schon den heiligen Aposteln Philippus und Jakobus gewidmet war. Dieser kleine Tempel ist offenbar sehr alt, was wohl seine Bauart schon beweisen mag. Die Form der Fensterwölbungen und der Thüre ist gothisch, die Mauern sind sehr dick und schwarz, in der ganzen Kirche nur zwei Fenster gegen Mittag angebracht; der Plafond ist von Holz; die Kunstarbeiten meistens nur Gemälde auf Tafeln von Holz, und der Eintritt hat drei Stufen abwärts. Das Volk schreibt diesem düstern

Kirchlein, in welchem es gerne betet, heidnischen Ursprung zu. Es sollen hier vor Eingang des Christenthums die heidnischen Bewohner der Gegend den Göttern geopfert haben.

Ueberdieß erzählt man auch, daß St. Walburga früher nicht bloß den Bewohnern von Kaufring, sondern auch den Einwohnern der benachbarten Dörfer Epfenhausen und Weil, namentlich zur Zeit der Pest, welche von 1630 bis 1631 hier wüthete, als Begräbnißort gedient habe. In Kaufring wird noch immer jener Karren aufbewahrt, auf welchem man die Todten zur Nachtszeit abführte. Dieser Karren ist mit Filz beschlagen, und konnte daher ohne Geräusch die an der Pest verstorbenen zu dieser entlegenen Ruhestätte fördern. Außer solchem lebendigen Andenken erinnert noch daran die von der Gemeinde Kaufring gemachte Stiftung von vier Quatembermessen, welche in der Kapelle der heiligen Walburga jährlich gehalten werden müssen.

890.

Die Kirche des heiligen Leonhard in Kaufring.

Mündlich.

Das schöne Kirchlein, dem heiligen Leonhard geweiht, welches am südlichen Ende des großen Dorfes Kaufring, etliche hundert Schritte vom Lech entlegen, so freundlich in das nahe Lechfeld schaut, soll auf folgende Weise entstanden sein.

Eines Tages — es war in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhundertes — schwamm auf den Wogen des reißenden Lechstromes ein hölzernes Bild des heiligen Leonhard herab. Der Fluß warf dieses Bild einige hundert Schritte oberhalb des Dorfes an's Land. Der Mann, welcher es fand, machte in einer alten Eiche, die neben einer klaren Quelle stand, eine Höhlung und stellte das Bild hinein. Als nach einiger Zeit der Mann sein Bild wieder besuchen wollte, war es verschwunden, und wurde auf einer Wiese wieder gefunden, die etwas oberhalb der Quelle lag. Man brachte nun das Bild des heiligen Leonhard abermals in die hohle Eiche. Am andern Tage aber lag es an demselben Platze auf der Wiese. Dieses wiederholte sich öfters und führte das Volk zum Glauben, daß der heilige Leonhard hier sein Bild geehrt wissen wollte.

Deßhalb baute die Gemeinde Kaufring eine Kirche, und stellte das Bild des heiligen Leonhard in derselben auf. Gegenwärtig befindet sich das Bild oberhalb dem Eingange der Kirche, auf dem Choraltar steht ein schöner gearbeitetes. Dieses Kirchlein erwarb sich bald großen Reichthum, sowie nämlich das Vertrauen der Gläubigen wuchs und der Besuch der Andächtigen sich vermehrte, die in frommem Glauben auch stets Hilfe in Viehseuchen gefunden haben. Man erzählt auch, daß zuweilen zur Nachtszeit die Kirche ganz erleuchtet gesehen worden, ohne daß man sich erklären konnte, was Ursache dieser Beleuchtung gewesen sein möge. Der vor einigen Jahren verstorbene Förster Rauch soll selbst einmal in der Kirche zur Nachtszeit Musik gehört haben.

891.

Das Westerholz.

Mündlich.

Die Befestigungsspuren im Westerholze, welches sich zwischen dem Dorfe Kaufring und dem alten Ritterschlosse Haltenberg ausdehnt, nennen die Leute „Burggräben,“ und sowohl der Name, als diese Gräben selbst weisen auf eine alte Burg hin. Das Volk sagt, hier sei vormals ein Schloß gestanden, welches versunken ist. Deßhalb habe man schon öfters weiße Burgfräulein gesehen, und Leute, welche zur Nachtszeit vorüber gehen mußten, haben allerlei Spuck wahrgenommen. Hochbetagte Leute erzählen noch, wie einmal ein Mann aus Kaufring zur Nachtszeit vorbeigegangen sei, und am Eingange in diese Verschanzungen drei weißgekleidete Fräulein gesehen habe, welche ihm bedeuteten, er solle hereinkommen. Der Mann aber sei muthlos geworden, habe Fersengeld gegeben, und sei voll Angst nach Hause gerannt. Ein anderer Mann aus Scheuering soll ebenfalls die Erscheinung eines solchen Fräuleins gehabt haben, derselben aber nicht gefolgt sein, sondern sich mit dem Spruche entfernt haben: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn, was ist dein Begehren?“ Dieser Mann hatte sich nämlich eines frühern Vorkommens erinnert, wo ein Vorübergehender von dem Fräulein in die Burg gelockt worden, viele wunderbare Dinge gesehen hätte, und mit Geld beschenkt worden wäre. Schwer beladen sei der Mann nach Hause gezogen, aber am andern

Morgen habe er in der Kiste, worin er dieses Geld aufbewahrte, nichts als dürres Laub gefunden. Dieses Fräulein soll bei den Burggräben am westlichen Saume des Waldes, nicht fern vom Lechflusse vorbeigegangen sein. Auf einer anderen Seite des Westerholzes aber, in südöstlicher Richtung, welche ehemals von einer Straße durchschnitten worden ist, die von Landsberg gerade nach Friedberg führte, nun aber bloß mehr als Feld= und Holzweg benützt wird, hat man auch schon seltsame Dinge wahrgenommen. Hier steht am Eingange in den Wald, neben dem sogenannten Lechweg, eine Martersäule, die vor mehr als hundert Jahren schon zum Andenken an einen grausamen Mord gesetzt worden sein soll. Da erzählen nun alte Leute, daß hier ein unterirdischer Gang laufen müsse, weil man schon öfters unter der Erde ein großes Geröll, bald wie das Rauschen eines Stromes, bald wie das Knarren eines schweren Wagens, oder auch wie das Getön eines Donners gehört hat. Es sind noch keine dreißig Jahre, als einige Männer von Kaufring in ihr Dorf zurückkehrten, und erzählten, wie sie dieses Getös vernommen hätten. Ein noch lebender, beinahe achtzigjähriger Mann behauptet, er habe auch solches Geräusch gehört, und unter ihm sei der Fußboden gewankt.

892.

Höhlung bei Sandau.

Mündlich.

Von dem ehemaligen Benediktinerkloster Sandau unterhalb dem heutigen Landsberg am Lech gelegen, welches im Jahre 954 von den Hunnen zerstört worden ist, steht keine Spur mehr, wenn nicht die Kirche des heiligen Benedikt, die an dem Platze sich erhebt, wo lange Zeit der große Markt Sandau gestanden ist, als eine solche bezeichnet werden kann. Die romantische Lage von Sandau, die ehemalige Bedeutsamkeit desselben, und die gegenwärtige Unwichtigkeit des Ortes sind vorzüglich geeignet, verschiedene Sagen im Munde des Volkes zu erhalten. Von den Burgfräulein, die man bei dem unterhalb Sandau gelegenen Schlosse, das versunken sein soll, gesehen hat, ist schon an einem andern Orte Erwähnung geschehen. Außerdem ist eine Höhlung oberhalb Sandau merkwürdig, welche so hoch war, daß ein Mann darin aufrecht gehen konnte, und

noch vor einem halben Jahrhunderte weit landeinwärts gegangen sein soll. Wagehälse sollen damals bisweilen den schauerlichen Ort besucht haben, weil sie hofften, Geld und Reichthümer zu finden, die dort begraben wären. Einige hätten große Kisten gesehen, welche aber von gewaltigen Hunden mit feurigen Augen bewacht worden wären. Mit größter Gefahr sind diese kühnen Leute wieder zurückgekehrt, und dann hat es lange kein Mensch mehr gewagt, die unterirdische Reise vorzunehmen. Seit einem Jahrhunderte oder länger war man der Meinung, diese Höhle sei der Ort gewesen, wo man im Schwedenkriege und zu andern unruhigen Zeiten die Schätze verborgen habe, die jetzt der Teufel bewache. Auch glaubt das Volk, daß die Höhle unter der Erde bis Penzing fortgelaufen, und ihren Ausgang in der ehemaligen Schloßkapelle daselbst gehabt habe. Einige sagen auch, daß dieser unterirdische Gang zu geheimen Gerichten (Vehmgerichten?) benützt worden sei.

893.

Stauffenberg oder Stoffensberg.

Mündlich.

Schön und erhaben hat einst die Burg der Hohenstaufen auf dem Stauffenberge jenseits des Leches geprangt. Nun schauen nur mehr einige Tannen mit ihren dunkelgrünen Häuptern auf die nahe Stadt Landsberg herüber, und am Fuße des Berges steht ein bescheidenes Haus, welches von den Besitzern des Gutes bewohnt ist. Dort oben auf dem Gipfel des Berges haben Ritter gehaust, Vasallen des erhabenen Geschlechtes, dem der Kaiser Friedrich Barbarossa entsprossen ist. Konradin, der letzte des Stammes, hat das Gut sammt der Burg an den Herzog Ludwig den Strengen von Bayern verpfändet, als er hinzog nach Italien, um sich statt der Kaiserkrone den Todtenkranz zu holen. Seitdem ist das Schloß verfallen, und weist nur mehr Trümmer auf, die dem Boden gleich sind. Wie das Schloß so gänzlich zu Verfall gekommen, wissen wir nicht, das Volk sagt: es sei versunken. Diese Ansicht wurzelt fest im Volke und erhält das Andenken, daß auf dem Stoffensberg ein Schloß gestanden habe.

894.

Pfettenberg bei Landsberg.

Mündlich.

Noch vor fünfzig Jahren ungefähr schaute das Schloß, welches auf dem sogenannten Pfettenberge in Landsberg stand, altehrwürdig auf den Lech herab, und beherrschte die am Fuße des Berges, und an dessen Abhange liegende Stadt. Vor vielen hundert Jahren wird sie wetteifernd auf die hohenstauffische Burg jenseits des Leches geblickt haben, wie zu Römerzeiten spähend und lauernd auf's nahe Lechfeld. So die Geschichtszeugen. Wenn aber auch alle Nachrichten verloren gegangen wären, so würde der Berg selbst ein lebendiger Zeuge sein. Er heißt Pfettenberg, und ist bis auf den heutigen Tag ein Eigenthum der Pfetten gewesen, welche hier seit Jahrhunderten wohnten. Der Platz, wo die Burg gestanden, weist noch Ruinen auf, und führt den Namen Schloßberg. Zwar ist dieses Schloß nicht versunken, vielmehr noch im Angedenken der ältern Leute, aber dennoch ist es nicht von Geisterspuck freigeblieben. In den letztern Zeiten sollen etliche Pfleger, die ihren Sitz darin aufgeschlagen hatten, seit die Burg an die bayerischen Herzoge gekommen war, von den Geistern stark beunruhigt, einige sogar vertrieben worden sein. Deßhalb ließ man das Schloß unbewohnt. Zuletzt hatte ein Schuster darin seine Werkstätte aufgeschlagen, da er die Spuckgeister nicht fürchtete. Ihm konnten sie auch nichts anhaben, und er hat sie zuletzt gebannt, und seitdem hat man nichts mehr davon vernommen.

895.

Der Teufel im Jesuitencollegium zu Landsberg.

Mündlich.

Nach dem Schwedenkriege haben sich die Bürger in Landsberg bald wieder erholt, sind wohlhabend geworden und haben Geld hinterlegt. So soll damals im Hause des sogenannten Lechbaders ein großer Schatz aufgehäuft worden sein. Da setzte sich auf einmal der Teufel auf den Schatz und bewachte ihn, so daß man nicht mehr zu demselben gelangen konnte. Der böse Geist soll lange Zeit seine Herrschaft geübt und vielen Spuck

getrieben haben, bis er endlich dem Banne eines frommen Geistlichen weichen mußte. Ein Jesuit, heißt es, habe ihn zuerst gebannt, so daß der Schatz in's Collegium der Jesuiten transportirt werden konnte, ohne daß jedoch der Teufel sein Besitzthum verließ. Derselbe blieb vielmehr in Gestalt eines schwarzen Pudels mit feurigen Augen auf dem Fuhrwerke sitzen, womit man den Schatz über den Berg hinaufführte. Er wich auch lange nicht den Exorcismen der Jesuiten, als er schon in geweihter Stelle war. Endlich gab er den Schatz auf, fuhr aber boshafter Weise nicht beim Fenster, oder bei der Thüre hinaus, sondern mitten durch die Wand. Das Loch, welches sein gewaltsamer Abzug hinterlassen hat, ist noch zu sehen am Eingange in die Bräustätte der Maltheser und wurde so belassen, weil es früher nie zugemauert werden konnte.

896.

Der Burgsel bei Kaufring.

Mündlich.

In vielen Gegenden, namentlich im Lechraine, tragen jene Berge, worauf ehemals eine Burg gestanden, den Namen: Burgsel. So steht auch bei Kaufring am Lech eine solche Erhöhung, die auf zwei Seiten mit Wällen verschanzt ist, und auf den andern zwei Seiten steil abfällt. Dieser Burgsel soll den Platz bezeichnen, wo das alte Welfenschloß gestanden, und Welf II. Herzog von Bayern 1120 gestorben ist. Später hausten auch hier die adelichen Geschlechter, welche die Hofmarch Kaufring besaßen, und neben an betrieben sie auch ihre Oekonomie, wie es der Name des Platzes, der südöstlich vom Burgsel liegt, beweist. Das Wort Buit bedeutet einen Platz, wo ein Gebäude stand, und da vor Alters die Oekonomiegebäude der Schlösser häufig Bauhöfe, oder Höfe im Bau genannt werden, so kann diese Buit nichts anderes sein, als der Platz, worauf ein solcher Bauhof gestanden.

Das Volk sagt auch, hier sei ein Schloß gestanden, aber schon vor vielen hundert Jahren zu Grunde gegangen. Auch hat man Gebeine von Menschen ausgegraben. Nördlich vom Burgsel ist eine andere Erhöhung, die von demselben durch einen Hohlweg getrennt ist. Es scheint, daß diese zwei Berge ehemals zusammenhingen, und daß in der langen Zeit, die von

der Zerstörung dieser Burg verlaufen sein muß, die große Hohlgasse entstanden, dürfte kaum einem Zweifel unterliegen, da sich diese Gasse durch Abführung von Lehm und Erde noch in der neuesten Zeit sehr erweitert hat. Auf diesem nördlichen Hügel steht gegenwärtig die Kirche und der Friedhof, und etwas weiter herab liegt ein Felsenriff, der eine bedeutende Höhlung bildet, und in neuester Zeit, weil er einzustürzen drohte, durch ein Gemäuer gestützt wurde. Hier soll es nicht ganz geheuer sein, und vor nicht gar langer Zeit hat man daselbst oftmals schreckliche Gespenster mit feurigen Augen gesehen, und jeder Bauer, der da vorüber geht, bekreuzt sich, und wagt es kaum hinaufzusehen, aus Furcht ein solches Gespenst zu erblicken.

897.

Das Hoimännlein auf der Lechbrücke.

Mündlich.

Die ältesten Männer in Kaufring erzählen noch von einer wundersamen Erscheinung, welche vor Zeiten auf der Lechbrücke stattgefunden habe. Es kam zu gewissen Zeiten des Jahres allemal auf der Brücke zu Kaufring ein Männlein daher, welches keinen andern Laut von sich gab, als: Hoi, hoi! hoi, hoi! Dieses sonderbare Männlein ging jedesmal bis zum Thore herein, welches die Brücke vom Dorfe abschloß, und zur Nachtszeit geschlossen wurde. Die beherztesten Männer des Dorfes wollten das Männlein haschen; sobald sie aber Anstalt dazu trafen, sprang es in den Lech hinab, und erschien dann ein andersmal wieder mit demselben Geschrei. Uebrigens wurde von diesem Hoimännlein Niemand beleidigt, und die Bewohner des Dorfes gewöhnten sich so sehr an den Besuch desselben, daß man es ruhig walten ließ. Seit mehr als einem halben Jahrhunderte wird aber nichts mehr von dem Hoimännlein gehört.

898.

Das Lichtlein unter dem Apfelbaume.

Mündlich.

Unterhalb dem Dorfe Kaufring stand an einer Bergleiten ein schöner Apfelbaum, welcher eine Frucht trug, die ein röthliches Fleisch hatte und sonst gut zu essen war. Die Knaben des Dorfes wurden natürlich durch diese Frucht angereizt, den Baum zu besteigen, aber sie getrauten sich nicht allemal; denn man sah vor Zeiten unter diesem Baume zur Nachtszeit ein Lichtlein wandeln, das offenbar die Anwesenheit eines Geistes bedeutete. Es ging die Sage, daß hier einmal ein altes Weiblein verhungert sei, und nun auf Erlösung aus dem Reinigungsorte harre, welche sie wahrscheinlich von einem Vorübergehenden zu erlangen hoffte. Man erzählt noch immer von diesem Lichtlein, obschon der Baum nicht mehr steht, aber das Lichtlein selbst wird auch nicht mehr gesehen.

899.

Gunzenlech.

Mündlich. — Vgl. Lori Gesch. Bayerns I. Welser Gesch. Augsburgs u. A.

In der Mehringer-Au, am Lechfelde lag ehedem ein prächtiges Schloß, das den Welfen gehört hatte, und in noch frühern Zeiten ein römisches Kastellum auf der Straße von Innsbruck nach Augsburg gewesen sein soll. Dieses uralte und prächtige Schloß hieß zu Römers Zeiten Concio legionum, und wurde später Gunzenlech genannt.

Hier war es vorzüglich, wo die Hunnen im Jahre 955 die große Niederlage erlitten, und von den Deutschen so gedrängt wurden, daß diejenigen, welche nicht durch das Schwert fielen, in den Fluthen des Leches ertranken. Auf diesem Schlosse feierte Herzog Heinrich X., der Stolze von Bayern, mit Gertraut, der Erbtochter des Kaisers Lothar, und Richinga, Gräfin von Nordheim, im Jahre 1127 seine Hochzeit.

Hier versammelte Herzog Welf VI., Vater Heinrichs des Löwen, eine Menge Fürsten des Reiches, edle Vasallen und Ritter, und stellte am

Pfingstfeste 1175 der Welt ein Schauspiel der Pracht vor, wie sie es nie gesehen hatte.

Auf dieser schönen Burg hat auch König Philipp von Schwaben, Bruder Kaiser Heinrich VI. mit Irene, der Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelus, die bereits mit Roger, König von Sizilien vermählt war, 1197 die Hochzeit mit staunenswerther Pracht gefeiert.

Dieses stolze und merkwürdige Schloß, das so weitläufig war, daß es ein ganzes Heer fassen konnte, und mit solchen prächtigen Gärten und Anlagen geziert war, daß man nicht dergleichen weit und breit sah, kam nach Absterben der prachtliebenden Welfen so in Verfall, daß es im fünfzehnten Jahrhunderte nur mehr als verfallene Ruine erscheint. Gegenwärtig sieht man aber keine Spur mehr davon, und doch lebt es noch im Munde des lechrainischen Volkes. Das Volk sagt: es sei versunken. Dieses ist aber buchstäblich war; denn die Fluthen des reißenden Lechstromes haben nicht bloß die Burg, sondern auch den Grund, worauf Gunzenlech gestanden, weggeschwemmt.

900.

Sagenhafte Erinnerungen aus Ortsnamen *).

Mitth. von J. Dellinger nach den Pfarrarchiven von Kaufering und Türkenfelt, mündlicher Ueberlieferung, Lori Lechrain II. u. Mon. Boic. VII.

Die Rorbacher, ein adeliches Geschlecht, welches vorzüglich im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte in der Gegend von Landsberg begütert war, besaßen auch unweit Sandau einen Ort mit Namen Pulach. Von diesem Orte ist keine einzige Spur mehr vorhanden, aber ein Feld zwischen Penzing und Schwifting, etwa eine gute halbe Stunde von Sandau entlegen, führt noch diesen Namen, und der Weg, welcher von Kaufring nach Schwifting führt, wird allgemein Pulacher Weg genannt, weil er ehemals zunächst nach Pulach zog, ehe er das weiter entferntere Schwifting erreichte.

Kein lebender Mann denkt es mehr, daß auf dem kleinen Felde, welches zwischen Kaufring und dem Lechfelde auf mäßiger Höhe sich aus-

*) Einige Belege, wie lebende Volkstradition auch dem Geschichtsforscher Anhalte bietet.

breitete, ein Hof gestanden, aber der Name Höfle sagt es den künftigen Geschlechtern, die keine Spur mehr von einer Behausung sehen können.

So ist auch im Dorfe Morenweis, zwischen Landsberg und Bruck gelegen, ein Haus, welches noch den Namen „zum Parochel" führt. Dieser Name beurkundet in der That, daß hier einmal der Pfarrhof (domus parochialis) gestanden sei.

Im selben Dorfe führt eine ganze Abtheilung von Häusern und Gärten den Namen „Pfalz." Hier stand ehemals das Palatium der Edlen, die in frühesten Zeiten daselbst saßen, und später das Palatium der Verwalter der wessobrunischen Güter. Der Name Pfalz wird für ewige Zeiten die einstige Existenz eines solchen Palatiums bezeugen.

Die „Engelmüthen" ist ein Feld mitten im Walde zwischen Morenweis und Türkenfeld, das zu dem nahegelegenen Weiler Brandenberg gehört. Niemand weiß jemals dort eine menschliche Wohnung, den Namen aber hat der Platz bewahrt, wo einst das in alten Schriften beurkundete „Engelmuthing" stand.

So führt auch nahe bei Türkenfeld ein besonders abgegränztes Feld, in welches sich vier Grundbesitzer von Türkenfeld theilen, den Namen „Hirschenwang," und bezeichnet den in der Geschichte von Benediktbeuern so oft beurkundeten Ort Irsenwang oder Hirschenwang, von dem aber keine andere Spur mehr, als dieser Name vorhanden ist. Die Bewohner dieses Ortes haben sich in schweren Zeiten nach Türkenfeld übergesiedelt, und ihre Besitzungen an die Häuser gebracht, in welchen sie sich niedergelassen hatten.

901.

Sagen von Ortschaften, die vormals Städte gewesen.

Mündlich.

Zwei Stunden ostwärts von Landsberg liegt ein Dorf, welches sehr steinigten Grund hat und den Namen Hofstetten führt. Die Bewohner dieses Ortes behaupten, daß ihr Dorf ehemals eine Stadt gewesen, und bis zum sogenannten schönen Büchel gereicht haben soll. Man hat auch öfters auf dem Felde Ziegel und andere Bausteine ausgegraben.

Von Schöngeising an der Ammer, zwischen Bruck und Grafrath gelegen, ist es allgemein bekannt, daß daselbst die römische Stadt ad Ambras

sich befunden und die Brücke über die Ammer die Straße von Salzburg nach Augsburg fortgesetzt habe. Hier trifft man aber gegenwärtig, nicht bloß auf einzelne Bausteine, sondern zuweilen auf ganze Grundmauern, wo jetzt Dorf und Feld steht, in den Wäldern aber Spuren von Aeckern an.

Auch von Walchstadt sagen die Bewohner der Gegend, es sei hier eine Stadt gestanden, die von da bis nach Hochstadt gereicht habe. In Türkenfeld geht die Sage, daß ehemals dieser Ort eine Stadt gewesen sei, die von Burgholz bis Klotzau gereicht habe. Burgholz und Klotzau seien die zwei Edelsitze gewesen, welche die Stadt bewachten. Eine Gasse im genannten Dorfe heißt man noch den Schmiedenberg; hier sollen die Schmiede und andere Feuerarbeiter ihre Werkstätten gehabt haben. Nördlich vom Schmiedenberge erhebt sich ein Hügel, dessen kugelförmige Spitze das Todtenberglein genannt wird. Das Volk glaubt, hier sei ehemals die Richtstätte gewesen, und nebenbei ein Todtenacker. Man hat auf diesem Platze schon einigemal Todtengebeine ausgegraben. Auch fand man früher bei Burgholz und Klotzau Ziegelsteine in der Erde, sowie andere Baumaterialien. Besonders sind es römische Hufeisen, welche hier häufig vorkommen, während die anstoßenden Waldgründe lauter Aecker erkennen lassen, und voll von römischen Grabhügeln sind. Selbst Straßenüberreste hat man in dieser Flur entdeckt. Diese und andere Entdeckungen mögen die Sage von einer römischen Stadt begründet haben.

Südlich vom Dorfe Traubing, in der Nähe eines kleinen Sees, den man Deichselfurther See nennt, links und rechts von der Landstraße, die von München und Starnberg nach Weilheim führt, befinden sich ziemlich hohe Hügel, auf welchen ehedem Häuser, die Ueberreste einer alten Ortschaft (Stadt) gestanden haben sollen. Auf dem sogenannten Baderbüchel sagt man, wäre die Kirche gewesen, und südlicher, wo noch eine viereckige Verschanzung eine alte Burg anzeigt, sei ein Schloß gestanden. Auf denselben Hügeln sind überall Spuren von Aeckern, sowie einzelne Römerhügel zu erkennen, daher angenommen wird, daß hier ein bedeutender Ort gestanden zu einer Zeit, wo das Thal von Traubing und Wieling noch ein Sumpf gewesen, welcher mit dem Meisinger See zusammen einen See gebildet hat, mit dem Deichselfurther See aber durch einen Ausfluß verbunden gewesen wäre.

Am südwestlichen Ende des Ammersees erhebt sich Diessen, ein alter Marktflecken, der ehedem sehr gewerbreich und wohlhabig war, nun aber seit Aufhebung der Klöster sehr herabgekommen ist. Man sagt, hier seien

die pontes Tessini über den dreiviertel Stunden breiten See gegangen, und eine Stadt gestanden, welche den Namen der pontes Tessini getragen.

Auch die Bewohner von Utting wollen den Ruhm behaupten, daß ihr ansehnliches Dorf ehedem eine Stadt gewesen, welche bis See oder Unterschondorf gereicht habe. Diese Stadt habe Urusa geheißen, und seien bei Unterschondorf die Bäder gewesen, welche reiche Römer angelegt hatten. Der nahegelegene Wald, zum Weingarten genannt, welcher den Hofmarchsherrn von Greifenberg eigen ist, soll zu Weinbergen gedient haben. Man versichert auch, daß, wenn durch diesen Wald nahe beim Ammersee ein geladener Wagen fährt, ein klingender Schall vernommen wird, wie wenn ein unterirdisches Gewölbe vorhanden wäre. Die Ausgrabung von einer zweihundert Fuß langen Grundmauer im Jahre 1795, mit einem schönen Estrich von hartem Marmor, und die Entdeckung einer eben solchen Mauer 1815 haben die Sage von einer ehemaligen Stadt nur bestätiget.

902.

Mariakapelle ob der Urtl bei Schmiehen.

Mündlich.

Bei der Quelle jenes Bächleins, welches durch das Dorf Schmiehen fließt, und diesem wahrscheinlich den Namen gab, fuhr vor alten Zeiten ein Fuhrmann vorbei, und siehe da, plötzlich konnte er nicht mehr weiter. Er trieb die Pferde an, und geiselte unbarmherzig darauf los, aber es half nichts, die guten Thiere zogen nicht mehr. Der Fuhrmann betete und fluchte, und griff in die Speichen der Räder — Alles vergebens. Der Wagen blieb stecken und die Thiere waren kraftlos. Da grub er endlich die Erde auf, und fand ein Bildniß der Mutter Gottes. Kaum war dieses erhoben, so zogen die Pferde wieder, und der Fuhrmann konnte seines Weges ziehen. Alsbald wurde an dieser Stelle eine Kapelle erbaut, und das Bild in derselben aufgestellt. Der Zulauf des Volkes wurde so groß, daß man die Kapelle erweitern mußte. Im Jahr 1691 fand es der Hofmarchsherr von Schmiehen, Bonaventura Graf von Fugger für gut, eine ewige Messe daselbst zu stiften.

Dieses ist der Ursprung des Kirchleins Maria Kapell ob der Urtl bei Schmiehen. Das Bächlein aber soll den Namen vom lateinischen Worte smigma, d. h. Seife, haben, weil das Wasser eine etwas bläuliche Farbe hat, und zum Reinigen der Wäsche ganz besonders taugen soll.

903.

Das weiße Pferd am Katzensteg.

Mündlich.

Wenn sich ein Bewohner Türkenfelds im benachbarten Geltendorf verspäten sollte, und er zur Nachtszeit nach Hause geht, bekreuzt er sich allemal, sobald er sich dem sogenannten Katzensteg nähert. Es ist auch dort nicht heimlich, und beim Mondenscheine werfen die schwarzen Erlen, die am Bächlein wachsen, welches hier durch sumpfigen Grund fürbaß zieht, einen melancholischen Schatten auf den Steg, der über den kleinen Sumpf gelegt ist. Aengstlich sieht der Wanderer umher, und wenn ein Blättlein rauscht, so betet er ein Vater unser und Avemaria, daß die Gefahr von ihm abgewendet werde. Vor Zeiten hausten hier die Geister gewaltig, und es ging selten Jemand vorüber, ohne von einer Erscheinung geschreckt zu werden. Selbst muthige Bursche, die in Gesellschaft über diese Geister spotteten, haben von Angstschweiß triefend die Flucht ergriffen. Am öftesten ließ sich aber ein weißes Pferd sehen, manchmal ohne Reiter, die Wanderer neckend, manchmal mit einem Reiter den Vorübergehenden drohend. An diesen Spuck glauben die Bewohner der Gegend noch heut zu Tage, und wissen Manches zu erzählen, was Vorübergehenden widerfahren sein soll.

904.

Geburtsstätte des heiligen Grafen Rasso oder Ratho.

Mündlich.

Zwischen den Dörfern Mühlhausen und Gerezhausen in der Nähe des Städtchens Landsberg, sieht man einen Burgsel. Am Fuße dieses Berges, am Wege der von Mühlhausen nach Gerezhausen führt, steht

eine steinerne Säule, in welcher eine Tafel eingeschlossen ist, die das Bild des heiligen Rasso oder Ratho, Grafen von Andechs und Diessen enthält, bei dem sich auch eine Frau aufgezeichnet findet, welche die Mutter desselben vorstellt. Diese Säule mit dem beschriebenen Bilde ist merkwürdiger als man glaubt. Das Volk der Gegend ist allgemein der Meinung, daß hier der heilige Graf Rasso oder Ratho geboren sei. Seine Mutter sei nemlich vor der Grausamkeit ihres Ehegemahls Ratholb geflohen, um sich unter den Schutz ihres Bruders zu stellen, welcher zu jener Zeit Pfarrherr in Gerezhausen gewesen. Da sie hoch schwanger war, konnte sie das Dorf Gerezhausen, und auch die nahegelegene Burg nicht mehr erreichen, und gebar einen Sohn, welcher den Namen Rasso oder Ratho erhielt. Dieß ist der nachher so mächtige und berühmte Graf Ratho, der in Bayern als ein Heiliger verehrt wird.

Noch wallfahrten manche Bewohner des Lechrains zu dieser Säule, sowie auch jene, welche die Begräbnißstätte des heiligen Grafen Ratho besucht haben, im Nachhausegehen, öfters bei seiner Geburtsstätte Halt machen, und daselbst ihre letzte Andacht verrichten.

905.

Das Klösterlein zu Graf-Rath an der Ammer.

Mündlich.

Rasso, der heilige Graf von Andechs und Diessen, ein großer und tapferer Rittersmann, Sohn des Grafen Ratholb und Enkel des Kaisers Arnulf hauste in den letzten Tagen seines Lebens, nachdem er von seiner Reise nach Jerusalem, die er mit Judith, der Gemahlin des Herzogs Heinrich I. von Bayern gemacht hatte, und von seinen Kriegsthaten auszuruhen beschlossen hatte, auf seinem Schlosse zu Ratzenberg bei Wildenrod. Dieses Schloß ist sehr groß gewesen und die Vorwerke desselben sind bis zu dem Thurme gegangen, der jetzt die Kirche von Höfen ziert, und zu jener Zeit ein Wachthurm gewesen ist. Da wollte denn, um seine Sünden zu sühnen, der heilige Graf Rasso sich ein Kloster bauen, und zwar in dieser Gegend. Eines Tages stand er auf den Zinnen des Schlosses, oder auf dessen Vorwerken, und schaute auf die Insel nieder, welche die Ammer bildete. Da sprach der gottesfürchtige Graf: „Dort, wohin mein

Speer fällt, will ich mir ein Klösterlein bauen." Mit diesen Worten erhob er mit gewaltigen Arme seinen Speer und schleuderte ihn über die Ammer. Der Speer fiel auf dem Platze nieder, wo jetzt noch das Klösterlein und die Kirche zu Grafrath steht. Alsobald begann der heilige Rasso den Bau des Klosters, übergab die Regierung seines Gaues dem Sohne Friedrich, begab sich selbst unter die Zahl der Mönche, und starb im Jahre 954 im Rufe der Heiligkeit.

906.

Entstehung der Wallfahrtskirche in der Grünsiek bei Weßling.

Mündlich.

Vor ungefähr hundert Jahren waren in der Gegend von Weßling noch große und undurchdringliche Waldungen, so daß sich sogar Jäger zuweilen verirren konnten.

Einmal begegnete dieses auch einem herrschaftlich Seefeldischen Jäger. Er fand den rechten Weg nicht mehr, und weil es Nacht geworden, so verlor er zuletzt jede Richtung und Spur. Damals war es nichts Kleines, zur Nachtszeit in einem Walde zu übernachten, weil es noch Wölfe gab. Deßhalb fing der Jäger zu beten an, flehte in seiner Herzensangst zur Mutter des Herrn und gelobte ihr, wenn er das grüne Thal (die grüne Siek) am Etterschlager Weg erreiche, ein Bildniß dortselbst aufzustellen. Der Jäger fand den rechten Weg und die bekannte Grünsiek, und ging sodann nach der Einöde Schluifeld, um daselbst zu übernachten. Bei dem Bauern von Schluifeld sah der Jäger ein Bildniß der Mutter Gottes, das ganz vernachlässiget war, und erhielt es leicht zum Geschenke. Dieses Bild stellte er in einem hohlen Baum auf und verehrte es. Das Volk kam bald herzu, um das Bild zu sehen, und weil einige durch die Fürbitte der Mutter Gottes Hilfe erlangten, so fanden sich bald mehrere zur Andacht ein. Es fielen Opfer und allerlei Geschenke, und man sah sich genöthiget, eine Kapelle zu bauen, welche durch die Freigebigkeit der Gräfin von Seefeld Vergrößerung erhielt. In der Nähe dieser Kapelle soll es zur Nachtszeit auch schon öfters gespuckt haben. Etliche, die spät heimgingen, haben einen Pudel gesehen, welcher schwarz von Farbe war, und keinen Kopf hatte. Man nennt dieses Gespenst: den Grünsieker Pudel.

907.

Insel Wörth im Maussee.

Mündlich.

Vor vielen hundert Jahren, ehe das Geschlecht der Grafen von Törring das Schloß und die Hofmarch Seefeld besaß, soll einmal ein steinreicher Herr auf Seefeld gesessen sein, der die Armen sehr hart hielt. Zur Zeit einer großen Theuerung habe er einen ganzen Haufen Bettelvolks in eine leere Scheune gesperrt, und dann befohlen, dieselbe anzuzünden. Es geschah, und als der Stadel hellauf brannte und die Bettelleute in den Flammen schrieen und wimmerten, soll der Barbar gesagt haben: „Hört ihr das Wimmern der Ratten und Mäuse?" Bald darauf traf ihn aber die göttliche Rache. Es entstanden so viele Ratten und Mäuse, daß er in seinem Bette nicht mehr sicher war, von ihnen gequält zu werden. Wenn er aß, stiegen sie auf den Tisch, und wenn er schlief, kneipten sie ihn an den Ohren. Er mußte ausziehen. Da begab er sich auf die Insel, die im sogenannten Ausee oder Wörthsee lag, und hoffte daselbst Ruhe vor dem nagenden Ungeziefer. Aber er fand auch hier keine Ruhe, und obschon er sein Bett an eisernen Ketten aufrichten ließ, so kamen die Ratten und Mäuse dennoch über den See auf die Insel Wörth, und bestiegen auch sein Ruhelager. In der Noth rief er endlich zu Gott um Hilfe, und gelobte, Stiftungen für die Armen und zur Ehre Gottes zu machen. Darauf verschwanden die Mäuse und Ratten, und man konnte wieder wohnen in Seefeld und auf der Insel im Ausee, welcher vom Volke Maussee genannt wurde, und noch heut zu Tage unter diesem Namen bekannt ist.

908.

St. Ulrichs Kapelle bei Eresing.

Mundlich.

Unweit Eresing ist eine kleine Kapelle mit einer Klause, worin der heilige Ulrich, wie in der Pfarrkirche verehrt wird. Bei dieser Klause entspringt ein Brunnen, in dem sich die Leute andächtig waschen, besonders

an den Augen, und wovon sie auch nicht zu trinken ermangeln, wenn sie hier Einkehr nehmen, um bei dem heiligen Ulrich, dem Patron der Diözese Augsburg, in ihrem Anliegen Hilfe zu suchen. Dieses Wasser hat aber bei dem christlichen Volke deßwegen ein so großes Zutrauen erlangt, weil der heilige Ulrich auf seinen Reisen hier ausgeruht und sich am Quell des Brunnens gelabt hat. Deßhalb wurde auch diese Kapelle erbaut, so wie auch die Pfarrkirche den heiligen Ulrich zum Patron hat, damit sich die Leute stets an dieses Ereigniß erinnern.

909.

Niederhofen.

Mündlich und Hormayrs goldene Chronik.

Auf einer mäßigen Höhe erhob sich die alte Burg Niederhofen. Seit unfürdenklicher Zeit lebt im Volke die Sage, daß auf dem Burghügel oft eine Jungfrau sitzend gesehen wurde, die immer gesungen und an die Sonne einen Korb mit Gold emporgehalten habe. Wirklich wurde 1685 von Schwangauer Hirten eine Viertelstunde davon ein Schatz entdeckt, bestehend aus silbernen und kupfernen römischen Münzen, Koch- und Hausgeschirren, Streitkolben, Schwertern, Sporen, Hufeisen und ganzen Stücken Eisen und Messing.

910.

Wigold zu Falkenstein.

Mündlich.

Nach dem Ableben des Bischofs Embriko traten zu Augsburg zwei Bischöfe hervor: Sigfrid und Wigold, jener vom Kaiser Heinrich IV., dieser von Welf, dem bayerischen Herzoge, beschützt. Heftige Fehden der beiden Parteien zerrütteten viele Jahre hindurch den Zustand des Bisthums. Wigold, der vom Kapitel und Volke zu Augsburg als rechtmäßiger Bischof anerkannt war, befand sich doch in Augsburg nicht sicher, sondern flüchtete sich auf das feste Schloß Falkenstein bei Füßen, um den Frieden

der Kirche dortselbst zu erwarten. Auf seiner Reise dahin soll er, so geht die Volkssage, um seinen Verfolger zu täuschen, dem Pferde die Hufeisen verkehrt haben aufschlagen lassen, so daß es den Anschein hatte, es sei Einer herab und nicht hinauf geritten.

911.

Julius Cäsar.

Schaubach d. deutschen Alpen II., 225.

Auffallend ist es, daß sich in der Gegend von Reute bis nach Füßen hin das Andenken an den Römer Julius Cäsar erhalten hat, der wohl schwerlich hieher gekommen ist. Schon bei Füßen soll er zu Pferd über den Lechschlund gesprengt sein; auch soll er am Säuling ein Bad besucht haben.

912.

Weilheimer Stückln.

Unter dieser Firma gehn viele Stücklein unter dem Volke, welche bald nach Weilheim, bald nach Hirschau, bald nach Plech, bald nach Ditges u. s. w. verlegt werden. Die Sage geht hier bereits in Schwank und Märchen über, indessen dürften einige der bekanntesten zur Charakteristik dieses Genre nicht am unrechten Orte sein.

1. Es war ein Landrichter zu Weilheim, der wollte schon lang einen Esel haben, und obgleich viele Tyroler mit Eseln durch Weilheim fuhren, so bekam er doch keinen, weil die Tyroler immer zu viel für einen solchen begehrten. Eines Tages geschah es, daß der Herr Landrichter auf der Bank vor der Hausthüre saß, als gerade wieder ein Tyroler mit einem wahren Muster von Esel vorbeifuhr. Der Landrichter gab sogleich einen Wink, daß der Tyroler halten sollte und fragte ihn, ob der Esel nicht feil sei. „Warum nicht," sagte der Tyroler, „um fünfzig Gulden sollt ihr ihn haben." „Der ist mir zu theuer," erwiederte der Landrichter nach gewohnter Weise, indem er zu gleicher Zeit in den Wagen des Eseltreibers schaute und darinnen so gelbe, große Kugeln erblickte, wie er seiner Lebtag noch nie gesehen hatte. „Ei! was habt ihr denn da für Seltenheiten?"

fragte der neugierige Herr. „Ja," sagte der Tyroler, „das sind Eselseier, welche mein Grauschimmel heute Nachts gelegt hat." „Wie theuer das Stück?" entgegnete rasch der Landrichter. „Zwölf Gulden ist nicht zu viel," antwortete der Tyroler. „Ei, so laßt mir ein Ei statt des Esels ab, erklärt mir aber noch, wie der Esel aus dem Ei hervorgeht!" Darauf versetzte der Tyroler: „Das ist nicht schwer, Ihr tragt das Eselsei auf den Gogelberg (bei Weilheim), setzt euch selber darauf und haltet es warm, bis der Esel heraus kommt." Also war der Landrichter seines guten Einkaufs froh und der Eselstreiber zog guter Dinge von dannen. Das Eselsei war aber nichts anders, als ein großer gelber Kürbiß, diesen trug der Herr Landrichter nach Vorschrift auf den Gogelberg, setzte sich darauf und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Als er aber bereits eine gute halbe Stunde auf seinem Eselsei gesessen, also daß ihm der Schweiß von der Stirne tropfte, geschah es durch seine Unruhe, daß ihm der Kürbiß entschlüpfte, über den Berg hinabrollte und zufällig in eine Staude hineinfuhr, aus welcher sogleich ein erschrecktes Häslein hervorsprang. Als dieses der Landrichter erblickte, schrie er vor Freuden einmal über das andermal: „Esel daher, Esel daher!" Aber der Esel wollte nicht hören, sondern nahm Reißaus in das Feld hinein. Der Herr Landrichter schaute ihm noch lange nach, bis er endlich seines Irrthums gewahr ward und sich zornig nach Hause begab, den Betrüger von Eselstreiber zur verdienten Strafe zu ziehen. Aber der Mann war klüger als der Landrichter gewesen und hatte sich bei Zeiten aus dem Staube gemacht. Also blieb dem Betrogenen die gute Lehre, in Zukunft keine Eselseier mehr zu kaufen.

2. Zwischen zwei ziemlich hohen und steilen Bergen stand ein Kirchlein, in das die Weilheimer so gerne gingen, was ihnen aber schwer wurde, weil die Kirche von den Bergen und einem See eingeschlossen war, und nur von einer Seite zugängig war, so daß die Weilheimer einen großen Umweg machen mußten. Abreißen wollten sie es nicht, und beschloßen daher, das Kirchlein auf die eine freie Seite zu schieben. Um sich nun zu merken, wie weit sie geschoben hätten, legte einer von ihnen seinen Mantel vor. Dann stellten sich alle hinter das Kirchlein, schoben aus allen Kräften und sahen dann nach einer Weile um den Mantel um. „Ei, ei," sagten sie, „nun ist es genug, s' Kirchlein liegt schon auf dem Mantel droben." Den Mantel hatte unterdessen ein Dieb genommen, das Kirchlein aber stand auf dem alten Flecke.

3. Das alte Rathhaus war baufällig, und also beschlossen die Weilheimer, ein neues zu bauen. Sie gingen rüstig an's Werk, bauten und bauten immer fort, und endlich machten sie auch den Dachstuhl darauf, deckten ihn, und gingen nun feierlich in das Rathshaus, welches aber bei helllichtem Tage stockfinster war, denn sie hatten vor lauter Eifer die Fenster vergessen. Der Herr Bürgermeister verordnete daher, daß jeder einen Sack nehmen, in's Freie gehen, und mit Schaufeln und Gefäßen Tag in den Sack schöpfen, sodann denselben im Rathhause ausleeren sollte. Dieses thaten sie auch, allein es kam kein Tag in das Rathhaus, welches sie hernach abdeckten, um doch Licht zu bekommen.

4. Auf der Weilheimer Stadtmauer wuchs hohes Gras. Da die Weilheimer kein anderes Mittel wußten, es herunter zu bringen, so banden sie einen Ochsen an ein Seil und zogen ihn so auf die Mauer. Der Ochse mußte nun freilich ersticken und streckte seine Zunge ganz jämmerlich heraus. Da sprach Einer: „Seht nur, wie freudig das Oechslein seine Zunge nach dem frischen Gras ausstreckt!“ Der Ochse wurde heraufgezogen; aber er war todt.

5. Einer zu Weilheim wollte einen Baumstamm zum Thor herein fahren. Er hatte aber denselben der Breite nach auf den Wagen geladen, so daß natürlich das Thor zu schmal war. Dieses gab Veranlassung, das Thor einzureißen, worauf jener mit seinem Baume hinein fuhr.

913.

Das Fräulein auf dem Osberg.

Der Osberg bei Hehendorf unweit Murnau. F. Panzer. S. 26.

Das Fräulein auf dem Osberg liebte einen Ritter, welcher auf der Fesch bei Ohlstadt wohnte, (die Fesch ist eine Felsenspitze mit tiefen Höhlen). Da aber der Osberg ganz von einem See umgeben war, so schwamm der Ritter immer Nachts hinüber und das Fräulein stellte ein brennendes Licht an das Fenster, welches ihm zum Ziele diente. So sahen sich oftmals die Liebenden. Einst aber schlief das Fräulein den Geliebten erwartend ein, und ein Sturm warf das Licht vom Fenster herab, daß es erlosch. Der in stürmischer, finsterer Nacht auf dem See schwimmende Ritter verlor das gewohnte Ziel, und wurde von den Wellen verschlungen.

Da verwünschte das Fräulein den See, und es entstand der Staffelsee. (Die Bildung des Thales, in welchem der Osberg liegt, zeigt, daß dasselbe einst See war, welcher sich aber einen Ausgang gesucht hat, und nun Sumpf ist.)

914.

Der Ammersee.

F. Panzer Beitrag S. 34.

Der Ammersee war einst Moos und wurde von drei Jungfrauen cultivirt. Da ihnen die Arbeit durch das Wasser erschwert wurde, so sprachen sie den Wunsch aus, daß der Sumpf zu See werde, und so entstand der Ammersee.

915.

Der Wallersee.

J. Burgholzer Stadtgesch. v. München, 1796. I., 373. Panzer a. a. O. S. 22.

Die Sage ging noch im vorigen Jahrhundert, es werde der Wallersee dereinst die Ufer durchbrechen und ganz Bayerland unter seinen Fluthen begraben. Noch im Jahre 1783 erregte dieser Glaube solche Besorgniß, daß man zu Gott um Gnade und Segen flehte. In der ehemaligen Gruftkirche zu München wurde zur Abwendung der Gefahr eine tägliche Messe gelesen, auch alljährlich ein goldener Ring geweiht und in den See geworfen.

916.

Der Teufelsgraben.

Zwischen Isar und Tegernsee. — Lexikon v. Bayern III., 479.

Ein Herzog von Bayern entzweite sich mit einem Bischofe von Freysing von wegen des Isarzolles. Da gedachte er dem Bischof einen Possen zu

thun, wenn er mittelst eines Grabens die Isar in ein neues Rinnsal leitete, so daß sie Freysing nicht mehr berührte. Das Werk war aber so schwierig, daß es nicht ausgeführt wurde. Die Leute erzählen auch, ein Riese oder der Teufel selbst habe den Graben gezogen, woher auch der Name geworden.

917.

Die Teufismühl am Funtnsee.

Von Fr. v. Kobell.

Es sitzt a Jager am Funtnsee,
Der hat auf d' Mankein *) paßt,
Er schaugt auf d' Röhrn manchi Stund;
Wo ihm halt 's Mankei kemma kunnt.
Und wier sitzt und schaugt und denkt,
So rappit's über'n See
Da drentn steht die Teufismühl,
Heunt malt der Teufi woltern viel.
Ha, was er ebba maln kunnt?
Er malt a stoaner's Mehl
Und bacht ihm goldent' Thaler draus
Und giebt s' zun Locka fleißi' aus.
„Mei'!" Hat der Jager für ihm denkt,
„Lockt er die Leut a so,
Na' bin i' freili' sicher schier,
Es kimmt ja nie a Gold zu mir."
Und wier er's denkt, da glanzn d' Stoa',
Wo's Mankei frisch hat gscharrt,
A goldner Thaler funkelt 'raus,
'n Jager überlaaft a Graus.
Es is a Thaler ja meinoad
Von feinstn gelbn Gold,
Ja wann er nit von Teufi waar,
Der Thaler waar ja so viel raar.
Was fangt jetz' geh' der Jager o?
'S is gwest a frummer Mo',
Er bet't und nimmt 'n Thaler mit,
An' Jaga stimmt koa' Teufi nit.
Er tragt 'n abi schau ins Thal
Auf Bertlsgadn zua,
Dort in der Kircha taucht er 'n sei,
In Weichbrunnkessel woltern ei'.
Gel'? Dees derleidt koa' Satansgeld,
'S g'schpürts aa' der Thaler gschwind,
Und is a' Stoa' wahrhaffti' 'worn,
A' Stoa' wie s' san am Teufishorn.
Dees hat der Bösi nit versegn
Und werd fuchsteufiswild,
Und hat a so ghaust in seiner Mühl,
Weil er verlorn hat sei Geschpiel,
Daß alli Fisch in Funtnsee
Vor Schreck' umgstande san,
Drum geits dort, wie die Leut verzähln,
Koan' Saibling mehr und koa' Forelln
Und weil 'n a Jaga so g'irgert hat,
Mag er koan' oanzign mehr,
Und von an Gold in die Mankerlröhrn,
Werst seit den Thaler nix mehr hörn.
No', daß i' 's nit vergessn thua,
Derselli Jagersmo'
Hat fröhli' g'lebt aa ohni Gold,
Wie 's halt der liebi Gott hat g'wollt.

*) Murmelthiere.

918.

Hungerthurm im Schliersee.

J. v. Hefner Tegernsee ꝛc. München 1838. S. 149.

Ein Ritter war zum Kampfe mit den Ungläubigen in's heilige Land gezogen. Unterdessen gab sein Weib den Einflüsterungen des Bösen Gehör und vergaß die dem Gatten schuldige Treue. Als dieser nach Hause zurückkehrte und die Kunde dessen vernahm, beschloß er furchtbare Rache zu üben und sperrte die Schuldige in einen Thurm auf einer Insel des Schliersees, wo sie vor Hunger verschmachtete. Andere sagen, der erzürnte Gemahl habe auch den Verführer und das Kammermädchen an Ketten geschlossen in den Thurm gesperrt, letztere an die längste Kette, auf daß sie ihren Mitgefangenen die spärliche Nahrung reichen konnte. Heutzutage ist jede Spur des Hungerthurms, wie ihn die Sage nennt, verschwunden; nur Mauersteine werden noch beim Nachgraben gefunden.

919.

Burgfräulein auf Schreckenstein.

Bei Bergham Pfarrei Kirchdorf-Haunpold in Oberb. — Oberb. Archiv VII., 256.

Bei Bergham liegt eine Burgruine, von dem Landvolke der Umgegend „Schreckenstein" genannt. Daselbst wohnte vor Zeiten ein steinreiches, wunderschönes Burgfräulein, welches in kindlichster Liebe ihrem Vater ergeben war. Diesen erschlug ein böser Heide. Darüber hat sich das gute Kind zu Tode gehärmt und muß nun zur Strafe, weil sie nicht auf Gott vertraut und gebetet hat, jede Nacht durch einen unterirdischen Gang auf das alte Schloß jenseits der Mangfall wandern. Nur ein braves Kind, das fleißig betet, Gott liebt und seine Eltern nicht erzürnt, kann sie erlösen. Es ist aber ein solches Kind noch nicht dagewesen.

920.

Maria vom Tannenbaum zu Högling.

Marian. Atlas von Gumppenberg, teutsch von Wartenberg, II., 308.

In dem Dorf Högling war ein Weber seines Handwerks mit Namen Balthasar, ein frommer siebenzigjähriger Alter und großer Liebhaber der Mutter Gottes. Dieser pflegte oft das wunderthätige Frauenbild von Weihenlinden zu besuchen, allein klagte, daß er weit zu gehen habe und die Füße ihn nicht mehr tragen wollten; hat sich derhalben entschlossen, eine nähere Herberg zu bestellen, und auf's wenigste alle Freitag solches Bild zu besuchen. Im Jahr 1647 ist ihm einsmals in der Nacht die Mutter Gottes im Schlaf erschienen und hat gesagt, sie ließ ihr seinen Eifer und guten Willen gefallen, weilen er aber alt und schwach, auch ziemlich weit zur Kirchen habe, begehre sie solchen Kirchgang nit, sondern wann er am Ende des Dorfs zu dem bekannten Tannenbaum kommen werde, soll er alldort niederknieen und sein Gebet verrichten, was er sonst in der Kirchen verrichtet habe. Dem Alten war's recht, macht sich alsbald auf, heftet ein Muttergottesbild an den Tannenbaum, und damit er vom Wetter nicht im Gebet verhindert würde, macht er ein Dächlein und Hüttlein von zusammengeklaubten Brettern. Hernach sind seinem Beispiel auch Andere gefolget und bald Opfer an Geld und Anderem gekommen, also daß die ganze Gemein von dem Ordinario zu Freysing erbeten und erhalten, daß sie an selbigem Ort eine gemauerte Kapelle bauen dürfen.

921.

Der Maxelrainer und Schön Ameley.

Von E. Duller. — Lexikon von Bayern, III., 289.

1.

„Peitscht den Seestrand, wilde Wogen!
Geißle Blitz! die falsche Fluth;
Denn die Sünd' am heil'gen Blut
Kömmt im Grimm herabgeflogen

Von des Fluches schwarzem Bogen,
Der die Erde hält umzogen,
Der im tödtend-eis'gen Ring
Jeden Segenskeim umfing.

Unversöhnte Elemente!
Drum ist holde Maienzeit,
Daß ihr euch der Zwietracht freut,
Die den holden Bund zertrennte,
Die vom blassen Firmamente
Niedersandte rüst'ge Brände
In der Tochter lüstern Herz,
Uebertäubend Vaterschmerz.

Als auf flügelschnellem Rosse,
Stäubend wie im Sturmesflug,
Mich der Gatt' von hinnen trug
Aus des Vaters stillem Schlosse,
Aus des Friedens heil'gem Schooße,
Sah ich nicht des Fluchs Geschoße,
Die mein Vater, arg bethört,
Nach mir sandt' vom öden Heerd.

Doch das Maaß muß sich erfüllen,
Die Verheißung gleicht sich aus,
Ewig wankt der Sünde Haus.
Meiner Sehnsucht heißen Willen
Wollte nie das Schicksal stillen,
Und kein Friede kann mir quillen,
Denn kein Abend bringt das Glück,
Bringt den Gatten mir zurück.

Wie den Vater ich verlassen,
Den der Gram hat aufgezehrt,
Läßt mich nun, der mich bethört,
Einsam, freudelos verblassen. —
Erd' und Himmel muß ich hassen,
Können sie mein Leid erfassen?
Diesen glüh'nden Liebesdrang
Der den Treulosen umschlang!?!

Peitscht den Seestrand, wilde Wogen,
Geißle Blitz, die falsche Fluth,
Denn es wird mein heißes Blut
Stürmisch zu euch hingezogen.
Seht! die Sünde ist betrogen,
Alle Freud' ist ihr entflogen.
Zu dir reißt sie mich hinab,
Nimm mich auf, du finst'res Grab."

Und sie sprach's mit bleichem Munde,
Ameley im wilden Schmerz,
Gluth verzehrt Gehirn und Herz,
Schwang im Sprung zum offnen Schlunde
Tief hinab sich. — Noch zur Stunde
Aus des Schliersee's dunklem Grunde
Tos't es von der Wogen Schwall
Nach des Weibes tiefem Fall.

2.

Herbstlich wühlt mit wüstem Brausen,
Tief im Schilf des Sturmes Faust
Und die Fluth, die stiller braust,
Streckt sich flach im dunkeln Grausen. —
Molche schlüpfen, Schlangen hausen
Tiefer in den feuchten Klausen,
Als der Wulf von Marelrain
Spornt den Rappen, — ernst, — allein.

„Ameley, du süße Treue!"
Ruft es aus im wilden Schmerz,
„Weh! dein Tod bricht mir das Herz.
Drei der Jahre, daß in Reue
Ich den neuen Tag, das neue
Licht der Sonne trauernd scheue
Weil ich dich, die ich erkor,
Schönes Weib, im Tod verlor.

Ohne Weilen, ohne Raste
Treibt es tobend mich umher,
Wie auf sturmgepeitschtem Meer;
Und als ob die Welt drauf laste,
Keucht die Brust, die gramerfaßte,
Und das Leben, das verhaßte,
Acht' ich es auch zu gering,
Hält mich doch mit ehr'nem Ring."

Prasselnd nieder strömt der Regen,
Doch der Ritter sprengt im Flug
Wie des wilden Jägers Zug,
Wirft die Brust dem Sturm entgegen,
Der den Gaul mit mächt'gen Schlägen
Treibt auf ungebahnten Wegen
Fort, durch tausend Ungemach,
Bis zu eines Fischers Dach.

Und das Roß scharrt an der Schwelle,
Aus dem scheugeborgnen Haus
Tritt der Fischer schnell heraus.
„Seyd gegrüßt an dieser Stelle,"
(Klingt sein Wort gar mild und helle,
Dumpf dazwischen braust die Welle,)
„Nehmt die Herberg freundlich an,
Euren Rappen gürt' ich an."

Dumpf und starr hat er gesprochen,
Tief drückt er die Mütz' in's Haupt,
Alles ist ihm jetzt geraubt,
Und sein Herz, das fast gebrochen,
Fühlt er ungestümer pochen,
Als in jener holden Wochen,
Da er hoch in Ehren, laut,
Dieses Weib hieß — seine Braut!!

Als der Graf in's Haus getreten,
Deckt der Wirth den kleinen Tisch,
Setzt ihm Wein auf, Brod und Fisch.
Läßt sein zartes Söhnlein beten
Und mit zaubrischem Erröthen
Kommt sein Weib zum Tisch getreten,
Ueppig schön im schlichten Kleid.
Wulf wird Herz und Auge weit!

„Seltsam ist des Schicksals Walten,
(Spricht der Fischer) und Gewinn
Muß uns aus dem Tode blüh'n.
Dieß mein Weib hab' ich erhalten,
Als des Grames Graungestalten,
In den See, den trostlos kalten,
Schleuderten sie tief hinein;
Die Gerettete ward — mein!"

„Sagt, ist dieses eure Frau?"
(Fragt er heimlich seinen Wirth,
Den er rasch zur Seite führt,)
„Dieß ihr Sohn, den ich erschaue?" —
(„Ob ich meinen Auge traue!?
Sorgend, daß mein Herz mir graue,
Schließ ich meine Ahnung ein,
In der Falschheit engsten Schrein.")

Als der Wulf die Kund' vernommen,
Hebt er zitternd seinen Wein,
Netzt die bleichen Lippen drein,
Rufend: „Ha! willkomm! willkommen!
Glücklich wer dem Leid entschwommen,
Wem des Grames Leucht' verglommen!" —
Und in wüthend lust'gem Sinn
Schleudert er den Becher hin.

Auf sein Bett mit bitterm Lachen,
Wirft sich der betrogne Graf,
Den der Pfeil der Untreu' traf.
Alle Seelenfoltern wachen
Und sie schüren und sie fachen,
Bis die letzten Stützen brachen —
Wulfens Kissen ist die Pein
Und die Rache wiegt ihn ein.

3.

Freundlich schmückt man Thor und Zinnen
Auf des Marelrainers Schloß.
Freud und Jubel stürmen los;
Denn der Graf, der längst von hinnen
Schied, kam in des Mai's Beginnen,
Wenn von Alpen Brünnlein rinnen,
Aus dem heil'gen Land zurück,
Wo ihn kränzten Ruhm und Glück.

Ueppig lockt der Tafel Freude
Und der Tisch ist blank gedeckt,
Daß der Anblick Lust erweckt
Und in seinem schönsten Kleide
Sitzt der Graf (der lang im Leide
Tief erbleicht',) im Festgeschmeide
Jetzt mit einem Blick am Mahl,
Wie in Nacht des Wetters Strahl.

Zu dem Vogt, dem altergrauen,
Ruft er: „Füll' den Becher an!
Einsam bin ich, alter Mann!
Und will nette Gäste schauen,
Tapf're Männer, schöne Frauen; —
Doch in allen deutschen Gauen
Blüht kein Weib, die mir gefällt
So wie die ich jetzt bestellt.

Knechte, bringt mir doch die Gäste!"
Rasend flammt des Auges Gluth,
Als er näßt in goldner Fluth
Seinen Bart beim Maienfeste.
„Immer mangelt noch das Beste,
Denn ein Band, das stärkste, größte
Möcht' ich schlingen mir zur Lust
Wie's das Herz will in der Brust!"

Durch des Saales Pforte dringen
Knechte jetzt mit edlem Wild.
Dreifach scheint das Jammerbild,
Denn die blut'gen Jäger bringen
Ameley in Eisenringen
Und, an dem die Blicke hingen,
Auch das Söhnlein, auch den Mann
Zu dem finstern Mahl heran.

„Ei willkommen, seltne Gäste!
(Ruft der Graf mit vollem Hohn,)
Eurer harrt' ich lange schon.
Warum kommt ihr nur zum Reste?
Drum zu einem andern Feste
Lad' ich euch. Es ist das Beste.
Euer Wirth sei Gottes Luft,
Sättigend mit würz'gem Duft."

Seht ihr die drei Klippen ragen,
Auf der Alpe höchstem Stein? —
Dort nehmt eure Mahlzeit ein!
Sturm soll euch die Speise tragen,
Sturm nach euren Lüsten fragen!
Gäste! ihr müßt nicht verzagen!
Seht, die Rache sättigt treu
Und den Durst stillt sie dabei!

Fesseln soll man euch und schmieden
An die Klippen ja recht eng,
Daß kein Sturm die Bande spreng',
Gehet ein zum ew'gen Frieden!
Solches ist der Dank hienieden,
Der der Untreu wird beschieden!
Nun Glück auf zum luft'gen Mahl!
Knechte, nehmt vom stärksten Stahl."

4.

Auf dem üppig weichen Bette
Liegt der Graf und kann nicht ruh'n,
Denn ihn peint sein arges Thun,
Immer weckt's wie Klang der Kette,
Wie ein Rufen: „Rette, rette!
Von des Felsens hartem Bette." —
Einen Knappen schickt er aus
Nach dem wüsten Bergeshaus.

Sieben Tage sind verronnen,
Seit des Grafen strengem Spruch
Und ihn faßt der Reue Fluch.
Siebenmal vom Licht der Sonnen
Ward sein Frevel hell umsponnen,
Seit die Rach' ihr Werk begonnen,
Jetzo ihn die Qual erfaßt,
Läßt ihm keine Ruh noch Rast.

Wieder kömmt der bleiche Bote,
Meldend von der Alpe Thron:
„Weh! der Spruch erfüllt sich schon,
Herr! in Ketten ruh'n zwei Todte,
Droben nach dem Machtgebote,
Nur gefärbt vom Abendrothe —
Und es heult des Berges Wind
Um den Vater und das Kind.

Nur die Frau, die Frau alleine,
Athmet noch im schweren Ring,
Der den zarten Leib umfing.
Herr! ich sah nicht, daß sie weine,
Doch erbarmen möcht' es Steine;
Denn so büßte wahrlich keine,
Die auf Erden je gefehlt,
So die Rache je gequält!"

Und dem Grafen kömmt ein Grauen
In des Herzens tiefsten Grund,
„Sattelt mir mein Roß zur Stund,"
(Ruft er,) „denn ich möchte schauen
Selbst das Jammerbild der Frauen,
Nicht der Angst mag ich vertrauen,
Die mir heiß das Herz erfüllt
Und der Rache Durst gestillt.

Spitze Eisen nehmt zu Handen,
Sputet euch und folgt mir nach,
Auf des Felsens höchstes Dach
Geht mein Ziel. Wenn wir sie fanden
Lös't die Frau mir schnell von Banden,
Viel gebüßt hat sie für Schanden.
Dieß mein Herz ist ja nicht Stein; —
Schurken! spornt euch nicht die Pein?"

Die drei Klippen sind erklommen,
Ha! da schaut der Graf sein Weib,
Abgehärmt den üpp'gen Leib,
Und es schallt ihm kein Willkommen,
Zwar ihr Blick ist nicht verglommen,
Doch die letzte Kraft genommen,
Daß der Mund spräch einen Laut, —
Alles still, — dem Grafen graut.

Und die Bande lös't man schnelle,
Die Gefesselte wird frei,
Büßte ja den Bruch der Treu', —
Und sie sinkt von kalter Stelle,
Von des Himmels luft'ger Schwelle,
Doch es starrt des Blutes Welle. —
Wie die Kette fällt vom Leib,
Stirbt das unglücksel'ge Weib.

Als der Marelrain gesehen
Solche Qual und solchen Schmerz, —
Brennt in Wahnsinn ihm das Herz.
Nicht zu Gott kann er mehr flehen
Reuig — und in gleichen Wehen,
Stürzt er sich von luft'gen Höhen
In den Abgrund tief hinab. —
Keine Seele sah sein Grab!

— — —

922.

Rosenheims Name.

Rosenheim (v. J. v. Klöckl) I., 139. Lexikon von Bayern, Ulm 1796, II., 807. S. jedoch Dachauer im Oberb. Archiv. I., 284.

Die Sage behauptet ernsthaft, daß Rosenheim seinen wohlriechenden Namen von den vielen Rosen erhalten habe, welche daselbst wild gewachsen seien. Die Römer, welche in der Gegend von Rosenheim Niederlassungen gründeten, bedurften der Rosen zur Zierde der Tafeln, zur Weichlichkeit der Betten, zur Würze der Getränke. Sorgfältig mag die Lieblingsblume gepflegt worden sein, und als die Römer vertrieben wurden, wucherte sie von selbst fort und bildete einen „Rosenhain," woraus nachmals Rosen=

heim geworden, das zum ewigen Gedächtniß eine gefüllte weiße Rose im rothen Feld führt. Andere wollen dem „Rosenhain" die nicht so lieblich duftende „Roßweide" entgegensetzen.

923.

Hainz von Stain der Wilde.

Mündlich. Volksbüchlein. Oberb. Archiv II., 2. H.

An der Traun und der Straße, die von München nach Salzburg führt, erhebt sich auf schroffem Gestein das uralte Schloß Stein, in welchem einst der gefürchtete Raubritter Hainz von Stein der Wilde hauste. Noch sieht man an der Wand eines Gemaches das Bild des Ritters in einfacher Rüstung, eine Feder auf dem Helm, durch zwei hervorstehende Zähne und rothe Hosen noch besonders erschrecklich. Daneben liest man folgende Inschrift:

Hainz von Stein, ein wilder Schnapphan
Der Meidlings hat viel Leut' anthann.
Aber die Münchner in allen ehren,
Dieweil er that das ganze Land beschweren.
Die Wasser- und Salzburger all' mitsamb
imbs Handwerk geleget hann.
Den sie brachen im in's Veste.
Siegries Gebsattel that das Beste.
Er stach den Hainz tod zum Lon
und war sein Son,
wußt nix davon.
Der Hainz hat im sein Lieb geraubt,
Waltraud von Trostburg, wie man seit.

Hainz soll im Jahre 1491 umgekommen sein. Im Zechzimmer des Schlosses sieht man mehrere Raubritter abgemalt, deren Namen eine Inschrift besagt mit folgender Zugabe in Versen:

Die haben oft beisamt gesessen
Thäten spielen, trinken, fressen.
Bis am End der leidig Teufl
Bracht sie so in Zank und Zweifl
Daß der junge Herr von Giessen
Thät Herrn Jonas Horst erschiessen.

Und die schwedischen Herrn grob
Spällten ihmb den Schädel dort,
Lustbarkeit betracht das End,
Bewahre deine Seel und hüte die Händ.

924.

Schöneggard.

Lexikon von Bayern, III., 300.

Schöneggard heißt ein Weidefeld am Chiemsee in Oberbayern, welches die umliegenden Dörfer gemeinschaftlich inne haben. Nach einer Sage soll Schöneggard von einem Edelmann oder Grafen Namens Braunschweig durch Vermächtniß den Einwohnern der Gerichte Marquartstein, Traunstein, Kling, Rosenheim, Aibling, Hohenaschau und Wildenwarth geschenkt worden sein. Die Veranlassung dazu war folgende. Der Graf hatte nur einen einzigen Sohn, und einen armen Bruder, welcher außer Bayern seßhaft war. Dieser hoffte, seiner Zeit alles Hab und Gut seines reichen Bruders zu bekommen. Nur des Grafen einziger Sohn stand ihm im Wege. Also schrieb er an seinen Herrn Bruder gar freundschaftlich und bat, er möchte doch seinen Sohn auf einige Zeit zu ihm auf Besuch gehen lassen. Es geschah. Der Sohn kam voller Freuden zu seinem Vetter. Der ließ ihn aber zur Stelle ergreifen und tödten und in Oel sieden, darauf die Gebeine zum Zeichen des Todes dem reichen Bruder überschicken. Dieser war vor Bestürzung und Kummer außer sich und wollte nicht mehr in der Gegend bleiben, wo er so glücklich mit seinem Sohne gelebt hatte. So verschenkte er Hab und Gut an die armen Bewohner und zog hinweg. Noch heutiges Tages werden für den unglücklichen Grafen in etlichen Dörfern der Umgegend Gottesdienste gehalten und Brodalmosen ausgetheilt.

925.

Sage vom Chiemsee.

Von H. Scharff v. Scharffenstein. — Mundlich. Eos 1819. S. 256; v. Koch-Sternfeld Rhapsodien aus den nor. Alpen S. 84.

Aus dunkeln Fluthen steigen zwei grüne Au'n empor,
Die klösterliche Andacht zum stillen Sitz erkor. —
O Herren und Frauen von Chiemsee, wohl trennet euch die Fluth,
Doch was sich drauß geliebet, liebt hier mit aller Gluth!

Wenn längst im hohen Dome verhallt der Orgel Klang,
Verstummt der Mönche Chöre, der Nonnen leiser Sang,
Und tief in nächt'gem Schweigen ringsum die Gegend ruht,
Dann furcht mit leichtem Schlage ein Fischerkahn die Fluth.

Wo in der Frauenkirche hell glänzt der Ampel Schein,
Da tritt zur Seitenpforte ein bleicher Mönch herein;
Dort kniet am Hochaltare und betet leis und weint,
Die, fern von Zwang und Schleier, in Lieb' ihm sonst vereint.

Er schließt sie in die Arme in sel'ger Liebe Lust,
Sie halten sich umfangen und ruhen Brust an Brust.
Der Ampel Schein verblasset schon vor dem Morgenlicht,
Es läutet zu der Hora, — doch sie gewahren's nicht.

Denn bleich sind ihre Wangen, matt ihrer Lippen Hauch,
Sie ruh'n in sel'gem Traume, sie ruhen Aug' in Aug'.
Und als die Schwestern nahen, nicht nahmen sie deß Acht:
Vereinigt nun auf ewig hat sie des Todes Macht.

926.

Die Nonnen auf Frauenchiemsee.

Von Ludwig Aurbacher.

1.

Der Morgen vergüldet See und Land,
Es ruft das Glöcklein zur Hore:
Der Strahl fällt düster auf Kirchleins Wand,
Dumpf schallt der Gesang im Chore.
„Was frommet mir, ach das Morgenroth?
Hier ist nur Kerker, hier ist nur Tod!
O wär' ich doch nie geboren!"

Der Mittag ergießt sein belebendes Licht
Auf lustige Wellen und Auen;
Doch in der Zelle sich's schauerlich bricht,
Und brütet nur Angst und Grauen.
„Was frommt mir, ach! der Mittagsschein
Nur traurig fällt er durch's Gitter herein!
Für mich ist kein Lieben, kein Leben!"

Der Abend versendet den letzten Strahl;
Auf den Bergen die Gluthen verglimmen;
Schon dämmert es weithin im Wasserthal;
Zur Complet ertönen die Stimmen.
„Was frommet mir, ach! die Abendruh?
Mir schließt sich vor Gram kein Auge zu!
O wär' ich doch bald gestorben!"

Und als zur Mette das Glöcklein ruft,
Da verläßt sie die einsame Zelle;
Zum Ufer sie schleicht — wie zur Todtengruft, —
Wo sich bricht die schäumende Welle.
Und sie ruft mit halb zerrüttetem Sinn:
„Der Tod, der Tod nur ist mein Gewinn!"
Und stürzt sich hinein in die Wogen.

2.

Das Mägdlein steht an des Klosters Pforte,
Und sieht noch einmal zum Ufer hin;
Die schönen Gestalten umschweben den Sinn,
Doch voll Ergebung spricht sie die Worte:

„Lebt wohl ihr Berge! und ihr schönen Auen,
Die ihr im Frühlingsstrahle fröhlich blinkt;
Lebt wohl! ich werd' euch fürder nimmer schauen,
So freundlich hold ihr auch zurück mir winkt.
Ich bin gefaßt. Wovor soll mir denn grauen,
Wenn auch des freien Lebens Sonne sinkt?
Die Welt ist Täuschung nur; und ach! hienieden
Gibt Einsamkeit nur wahren Seelenfrieden." —

Das Mägdlein kniet an des Altares Stufen,
Und blickt mit Andacht zum Kreuze hin;
Die heil'gen Gestalten bezaubern den Sinn;
Oft hört man sie freudig dankbar rufen:

„Seid mir gesegnet, wonnevolle Stunden,
Die ihr in diesen Mauern mich entzückt'!
Welch' stille Freuden hab' ich schon empfunden,
Seit ich dem eitlen Weltlärm bin entrückt!
Wie labt mich Kühlung stets in Jesu Wunden,
Wenn and're noch des Lebens Schwüle drückt!
O wahrlich, nur, wer Gott sich ganz ergeben,
Lebt hier schon eines Paradieses Leben!" —

Das Mägdlein lieget in Todes-Nöthen;
Es schaut voll Glauben nach Oben hin;
Die Himmelsgestalten entzücken den Sinn,
Und man hört sie in heil'ger Andacht beten:

„Ich bin der Welt schon längstens abgestorben,
Mit Freuden gab ich ihre Freuden hin;
Nie hat mich ihre schnöde Lust verdorben
Rein ist mein Herz, und erdenfrei mein Sinn;
Dank dir! bald ist die Krone mir erworben,
Die du versprachst der treuen Dienerin.
O komm', o Jesu! end' dies kurze Leiden
Und führ' mich ein in's Reich der ew'gen Freuden."

927.

Der Mönch.

Von L. Aurbacher. — Sage von Herren-Chiemsee.

Wieder tobt der Mönch, der schwarze,
Das gespenstisch Ungeheuer,
Und erschreckt das stille Eiland
Mit Getös und Qualm und Feu'r. —
Mag er tosen, mag er toben,
Eitel ist des Bösen Macht;
Gute Geister, die Gott loben,
Wachen für uns Tag und Nacht! —

Ausgeplündert ward das Kloster,
Und zerstöret der Altar,
Und zerstreut, wie eine Heerde,
Hirtenlos der Mönche Schaar.
Mit Ergebung wichen alle
Fromme Väter, dem Geschick',
Nur der schwarze Mönch, der Kastner,
Schaut mit Gier und Groll zurück.

Denn des Klosters Schätze lagen
Alle in des Geiz'gen Hand,
Und, wie eigen, hegt er wuchernd
Das vertraute Unterpfand.
D'rum so hat er selbst im Grabe
Fürder keine Rast noch Ruh,
Und er kehrt zur Zeit der Vesper
Oft im öden Kloster zu.

Und durchstöbert Küch' und Keller,
Wie ers lebend hat gethan,
Und beschaut die Vorrathskammern;
Doch er trifft nur Moder an,
Und er gräbt und scharrt und schaufelt
Dann den Kreuzgang auf und ab,
Ob er keinen Schatz mag finden;
Doch er gräbt nur Grab am Grab.

Wie der Rabe sein Gefieder
Dehnt er nun die Flocke aus,
Und erzürnet ob dem Raube,
Zaubert er Gewittergraus.
Seine Augen funkeln Blitze,
Und sein Athem heulend stöhnt,
Und wie dumpfes Donnerrollen,
Fluch aus seinem Mund erdröhnt.

Von der Windsbraut aufgeschrecket
Stürmt der See, es bebt die Flur,
Und es fasset Angst die Menschen,
Und Entsetzen die Natur. —
Laßt ihn tosen, laßt ihn toben,
Eitel ist des Bösen Macht;
Gute Geister wachen droben
Für uns in der Wetternacht! —

Seht ihr's flimmern in dem Tempel?
Flämmchen steigen sanft empor,
Und sie ziehen, mild aufleuchtend,
In den längst-verlaßnen Chor.
Horchet auf! Krystallgetöne
Hallt der hohe Psalmensang,
Und von den verfall'nen Thürmen
Schallt hernieder Glockenklang.

Das ist jener frommen Mönche
Auserles'ne Gottesschaar,
Sel'ge Geister die da bringen
Lob und Dank dem Schöpfer dar:
Lob und Dank dem ew'gen Gotte,
Dessen Wesen Lieb' und Huld,
Und für uns die armen Sünder
Bitt' um Nachlaß unsrer Schuld.

Und verstoben ist der Zauber,
Und gebrochen seine Macht
Und es zieht in hehrer Feier
Längs dem See in stiller Nacht,
Und es sinken nun die Flämmchen
In die Tiefe leis' hinab,
Und sie blinken, lichte Sterne,
Aus dem dunklen Wassergrab.

Ja, der Zauber ist verstoben,
Und gebrochen seine Macht
Gute Geister, die Gott loben
Halten treulich für uns Wacht
Und, von Abendwind geschaukelt,
Gleitet nun das Schifflein fort,
Und bald ruht es wohl geborgen,
In dem nahen, sichern Port.

928.

Das Bergfräulein auf dem Karlstein.

L. Steub a. a. O. S. 171.

Auf dem Karlstein bei Reichenhall ist vor alten Zeiten ein schönes Fräulein aufgewachsen, Gisela mit Namen, die der Vater einem fremden Rittersmann zur Ehe geben wollte, weil ihm dieser einmal auswärts einen Dienst erwiesen. Das Fräulein hatte aber einen Herrn aus der Gegend lieb, und da der Vater gleichwohl hartnäckig auf jener Heirath bestund, so stürzte sich die Unglückliche am Hochzeittage über den Burgfelsen herab. Seit der Zeit ist es nicht mehr geheuer auf der Burg. Als noch der alte Ferchl Holzschaffner war und im Jägerhaus unter dem Karlstein wohnte,

fand er jedesmal, so oft er in die Burg hinauf kam, einen Rupertigroschen. Den durft' er zwar aufheben, aber sobald er ihn aufgehoben, mußte er sich ungesäumt davon machen. Zuerst begann es nämlich Sand auf ihn zu werfen, dann flogen kleine Steine, und dann immer größere und größere, so daß es ihm oftmals lebensgefährlich bedünkte, obgleich er nie getroffen wurde. Auch das Burgfräulein wird hie und da noch gesehen.

929.

Kinderl! friert's enk nit?

Sage von Pfaffendorf. — Aurbacher Volksbüchlein II., 133.

Der Müller von Pfaffendorf ging einstmals in einer Winternacht aus dem Wirthshause zu Brunnen über den Freithof, den nächsten Weg nach seinem Dorfe. Es war aber eine grimmige Kälte, und er hatte einen Pelzrock an. Da wie er vor der unschuldigen Kindlein Grabstätte vorbei kam, rief er neckend in's Häuslein hinein: Kinderl friert's enk nit? und ging dann seines Weges fort. Er war aber noch nicht hundert Schritte weiter, als er hinter sich etwas rascheln und rauschen hörte; und wie er umschaute, sah er unzählige Lichtlein, die ihm nachschwirrten. In der Angst seines Herzens warf er den Pelzrock von sich, um geschwinder laufen zu können. So kam er ganz ermattet und erfroren in Pfaffendorf an. Des andern Tages wollte er seinen Pelzrock holen; er traf ihn aber nicht mehr an der Stelle; wohl aber sah er, als er über den Freithof ging, auf jedem Grab ein Flöcklein vom Pelz liegen, so daß er sich das Seinige wohl denken mochte.

Inhalt des zweiten Bandes.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

Date Due

Demco 38-297

DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET